

Future Work
Die Arbeit von übermorgen
15 Kurzgeschichten aus der Zukunft

Lars Schmeink und Ralf H. Schneider (Hrsg.)

KIT Scientific Publishing

Lars Schmeink und Ralf H. Schneider (Hrsg.)

Future Work

Die Arbeit von übermorgen
15 Kurzgeschichten aus der Zukunft

Titelbildmotiv
© Jackie Niam/stock.adobe.com

Future Work

Die Arbeit von übermorgen

15 Kurzgeschichten aus der Zukunft

Herausgegeben von
Lars Schmeink und Ralf H. Schneider

KIT Scientific Publishing

Dieses Forschungs- und Entwicklungsprojekt wird durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) im Programm „Zukunft der Wertschöpfung – Forschung zu Produktion, Dienstleistung und Arbeit“ (Förderkennzeichen 02L18A510 und 02L18A511) gefördert und vom Projektträger Karlsruhe (PTKA) betreut. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei der Autorin / beim Autor.

GEFÖRDERT VOM

Bundesministerium für Bildung und Forschung

BETREUT VOM

PTKA Projektträger Karlsruhe
Karlsruher Institut für Technologie

Impressum

KIT Scientific Publishing

Karlsruher Institut für Technologie (KIT)
KIT Scientific Publishing
Straße am Forum 2
D-76131 Karlsruhe

KIT Scientific Publishing is a registered trademark of Karlsruhe Institute of Technology.
Reprint using the book cover is not allowed.

www.ksp.kit.edu

This document – excluding parts marked otherwise, the cover, pictures and graphs – is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY 4.0): https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

The cover page is licensed under a Creative Commons Attribution-No Derivatives 4.0 International License (CC BY-ND 4.0): https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/deed.en

Print on Demand 2021 – Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

ISBN 978-3-7315-1109-0
DOI 10.5445/KSP/1000134596

Vorwort

Unsere Gesellschaft stellt sich viele Fragen über die Zukunft. Fragen sind wichtig, denn sie vergegenwärtigen, was uns bewegt. Fragen, die unsere Arbeit von morgen betreffen, lassen uns aber auch häufig verunsichert und ratlos zurück. Was und wie werden wir in einigen Jahren arbeiten? Was geschieht mit unseren Arbeitsplätzen, wenn die Automatisierung und der Einsatz von Technologien ganze Berufssparten umwälzt? Wie sichern wir unsere Existenz, wenn unsere Arbeitskraft vollständig durch Automaten und Software ersetzt wird? Wird die Arbeit zum Absichern des Lebensunterhalts in der Zukunft womöglich gar nicht mehr nötig sein? Was wird ‚Arbeit' zukünftig für unsere Gesellschaft und jeden Einzelnen von uns bedeuten?

Im Gegensatz zu den Sorgen jedes und jeder Einzelnen scheint die Wirtschaft häufig geradezu euphorisiert von dem Gedanken, Dienstleistungs-, Produktions- und Transportprozesse durch Virtualisierung, Künstliche Intelligenz und Robotik weiter zu beschleunigen, zu effektivieren und kostengünstiger zu gestalten.

Was wäre, wenn wir diese Gedanken an die Zukunft der Arbeit weiterdenken? Wenn wir verschiedene Arbeitszukünfte in Science-Fiction (SF)-Kurzgeschichten skizzieren? Wie werden unsere nachfolgende Generation und deren Kinder ihre Arbeit erleben? Auf dieses spannende Gedankenexperiment haben sich SF-Autor*innen begeben.

Arbeit bestimmt in allen modernen Gesellschaften dieser Welt unsere materielle Lebensgrundlage, individuelle Identität und Lebenszufriedenheit. Nicht immer führt Arbeit jedoch dazu, dass diese Lebensgrundlage auskömmlich, die Zufriedenheit hoch ist oder Identitäten dauerhaft ausgeprägt sind. Begannen im Zeitalter der Industrialisierung mit der Erwerbstätigkeit oftmals materielle Absicherung, gesellschaftliches Ansehen und Wohlstand, hat sich dies bis heute grundsätzlich geändert. Wenn auch in einigen Staaten soziale Absicherung, Renten und Zugang zu Gesundheitssystemen gesichert sind, ist dies in anderen Ländern nicht der Fall. Charakteristisch für die Arbeit vieler Menschen von heute sind mehrere Jobs aufgrund existenzieller Zwänge, psychosoziale Belastungen durch Arbeit und fehlende Anerkennung schon während der Erwerbsphase.

Bei der Auseinandersetzung mit der Zukunft der Arbeit, ob wissenschaftlich oder fiktional, lohnt sich auch immer ein Blick in die Vergangenheit. Er verdeutlicht uns, dass Arbeit, so wie wir sie kennen, nicht zwangsläufig so sein oder bleiben muss. Und damit sind nicht nur die Veränderungen oder Abschaffung einzelner Berufe oder Prozessabläufe in Unternehmen gemeint, sondern die übergeordneten Funktionen von Arbeit in einer Gesellschaft.

Aus historischer Perspektive prägte schon von jeher ein permanenter Wandel unser Verständnis von Arbeit bzw. den Arbeitsbegriff als solchen. Von der Antike bis zur Gegen–

wart gab es vielgestaltige Ausprägungen von Arbeit in Kombination mit individuellem und sozialem Dasein. Galt im antiken Griechenland die Arbeit als Tätigkeit niederer Stände bzw. Sklavenarbeit, bildete sich durch die Industrialisierung eine arbeitsteilige Gesellschaft heraus und mit ihr ein neues Verständnis von Arbeit. Überliefert ist dieses Wissen nicht nur durch historische Analysen[1], sondern auch durch klassische Literatur und bildende Kunst. Ob in Johann Wolfgang von Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1821), Leonardo da Vincis Skizzen oder in spätmittelalterlichen Kirchenfenstern; sie und andere zeugen von vielgestaltigen Ausprägungen und Veränderungen von menschlicher Arbeit im Zeitverlauf. Auffällig ist dabei oft ein enger Bezug zu Technik. Technik, nicht anthropologisch verstanden als Werkzeug zum Ausgleich menschlicher Mängel, vielmehr als Mittel zur Steigerung menschlicher Produktivkraft. Dieses Bild hat sich im 20. Jahrhundert jedoch grundlegend verändert. Technik begleitet uns nicht mehr nur im Arbeitsalltag und schafft so neue Berufsfelder, sondern sie durchdringt immer mehr alle Lebensbereiche. Doch wohin führt diese Entwicklung? Kann all das Wissen um die bisherigen Einflussfaktoren dazu genutzt werden, Aussagen auch über die Arbeit von übermorgen zu treffen? Und was bedeutet das für unser Verständnis vom Arbeiten in der Zukunft für den/die Einzelne*n und die Gesellschaft?

Arbeitswissenschaftler*innen sowie Zukunftsforscher*innen entwickeln immer wieder neue Szenarien für überschaubare Zeiträume von fünf bis zehn Jahren. Versuche, diesen Zeithorizont zu erweitern zeigen, dass die Zukunft immer ungewisser wird und die möglichen Variationen an Zahl und Diversität exponentiell zunehmen. Berechnungen und Extrapolationen sind kaum noch einschätzbar.

Um diese Lücke zu füllen, brachten wir[2] unter dem Titel „Arbeit im Übergang zum 22. Jahrhundert“ (FutureWork) wissenschaftliche Erkenntnisse und SF zusammen. Die Partner[3] dieser Initiative konzipierten ein außergewöhnliches Forschungsdesign, um neue Fragen rund um die Arbeit und Zukunftsszenarien mit Ressourcen aus dem Kreativbereich der Literatur und dem Film zu verbinden: Wie kann uns SF bei der Erforschung von Arbeitszukünften helfen? Wie erweitern wir unseren Blick über die üblichen wahrschein-

1 Exemplarisch sei hier erwähnt: Jürgen Kocka und Claus Offe, Hg. *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Campus, Frankfurt/M., 2000.

2 Dieses Forschungs- und Entwicklungsprojekt wird durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert und vom Projektträger Karlsruhe (PTKA) am Karlsruher Institut für Technologie betreut (Förderkennzeichen „02L18A510/ 02L18A511”).

3 Am Institut für qualifizierende Innovationsforschung & -beratung (IQIB) PD Dr. Oliver Pfirrmann, Dr. Claudio Zettel, Felicitas Schlitz und Patrick Stuhm; am Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale (ZAK) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) Prof. Dr. Caroline Y. Robertson-von Trotha, Dr. Ralf H. Schneider, Dr. Günter Walter und Dipl. Angl. Christine Melcher; am Institut für Projektmanagement und Innovation an der Universität Bremen Prof. Dr. Martin G. Möhrle und aus der Gesellschaft für Fantastikforschung (GFF) e.V. der Literatur- und Medienwissenschaftler und SF-Experte Dr. Lars Schmeink.

lichen Zukünfte hinweg? Fällt uns die Integration von undenkbaren Zukünften durch den Austausch mit SF leichter?

In dem Ansatz war es spannend zu verfolgen, welche Zukünfte sich Autor*innen für ihre Erzählwelten erdenken. In Folge ist es ebenso herausfordernd, zu begleiten, welchen Einfluss das auf unsere Vorstellung haben wird, wie wir um das Jahr 2100 arbeiten werden. Zum einen haben wir hierbei vorhandene SF-Erzählungen in eine Szenarioanalyse so integriert, dass die daraus berechneten Szenarien auch auf fiktionalen Parametern der SF beruhen. Doch das war uns im Projektteam nicht weit genug gedacht.

‚Arbeit' als solche ist eher selten Hauptmotiv einer SF-Erzählung. Berufe und Arbeitsbedingungen spielen immer wieder mal mehr mal weniger eine kleine oder größere Rolle. Das mag vielleicht auch daran liegen, dass eine SF-Geschichte durchaus auch dazu gedacht sein kann, eher von Arbeit abzulenken, als etwas von ihr zu lesen. Vielleicht aber auch nicht? Neben den im FutureWork-Projekt angewandten Methoden sowie durchgeführten Berechnungen und Analysen stellten wir uns im Team daher die Frage, wie es wohl wäre, wenn wir einen Schritt weiter gehen würden? Was, wenn uns Geschichten zur Verfügung stünden, die sich intensiver oder gar explizit mit Szenarien von Arbeitszukünften in ihren vielfältigen Ausprägungen beschäftigen würden?

Diese Idee in die Tat umsetzend, initiierten wir Ende 2020 einen SF-Schreibwettbewerb, bei dem wir deutschsprachige Kurzgeschichten über mögliche Zukünfte von Arbeit suchten und sprachen zudem einige SF-Autor*innen direkt an, ob sie sich vorstellen könnten, auf der Grundlage unserer Projekt-Szenarien eine SF-Kurzgeschichte zu schreiben.

Was dann Anfang 2021 in unserem Postfach landete, überwältigte uns. Über 70 Einsendungen trafen ein, und fasziniert von der Vielfalt der Ansätze und Umsetzungen des Themas, machten wir uns ans Lesen. Das Ziel: die für unser Forschungsprojekt am besten passenden Kurzgeschichten zu finden, um sie noch während der Projektlaufzeit in einer Anthologie veröffentlichen zu können.

Das Ergebnis haben Sie nun vor sich. 15 brandneue SF-Kurzgeschichten, deren Gemeinsamkeit die mehr oder weniger explizite Integration von Arbeitszukünften am Ende des 21. Jahrhunderts ist.

Es ist für uns faszinierend zu sehen, wie über die Anregungen aus den Projektszenarien Geschichten mit fiktiven Charakteren in völlig neu erdachten Welten entstanden. Aber nicht nur die im Projekt erarbeiteten Arbeitszukünfte inspirierten die Autor*innen, sondern auch solche, die darüber hinaus vorstellbar sind. So divers die Zukünfte auch sind, alle Kurzgeschichten verbindet die Antwort auf die Frage, wie wir im Übergang zum 22. Jahrhunderts arbeiten werden.

Von der durch die Geschichten erzeugten Konkretisierung möglicher Zukunftsszenarien war es uns auch ein Anliegen, mit dieser Anthologie einen Grundstein dafür zu legen, kreative Menschen in die Entwicklung von Zukunftsszenarien einzubinden.

Das Potenzial der SF für wissenschaftliche Analysen zu erschließen, auch außerhalb der Literaturwissenschaft, ist ein zentrales Ziel des Projektes. Doch soll es nicht bei klassischer Forschung bleiben. Beim Thema Arbeit der Zukunft wagen wir uns bewusst auf ein schwieriges Terrain, wie Anna Ngyuen unter Verweis auf die Soziologin Sheila Jasanoff ausführt: „Die Fetischisierung von SF-Narrativen als akademisches Wissen sollte uns nicht dazu verleiten, aus den Augen zu verlieren, wer und was öffentliche Gesetzgebungen verantwortet, und wessen Expertise und Erfahrungen dabei mit einbezogen werden. SF kann sicherlich ein Ausgangspunkt sein, um öffentliche Partizipation in demokratischen Gesetzgebungsverfahren besser einzubinden, aber sie sollte nicht als Zeugnis für Innovation verwendet werden.“[4]

Mit der SF liegen vielfach künstlerische Werke in Schriften und Bildern vor, die uns helfen können, dieses Verständnis zu entwickeln. Mit dem Wissen um die wissenschaftliche Interpretation von Literatur oder Film sind neue, bisher nicht genutzte Ausblicke zur Zukunft der Arbeit entstanden, die verschiedentlich über das hinausgehen, was durch traditionelle wissenschaftliche Vorausschauen möglich ist. Die vorliegende, im Kontext des Projektes FutureWork entstandene SF-Anthologie will das unter Beweis stellen.[5]

So ist diese Anthologie zwar im Projektkontext zu begreifen, die versammelten Beiträge sind aber vor allem als Beleg zu verstehen, wie das Wissen von SF für eine konkrete wissenschaftliche Fragestellung („Die Arbeit von übermorgen“) mit unterschiedlichen Beiträgen skizziert werden kann. Mit dem hier vorliegenden Band werden nicht nur unsere Zukunftsszenarien ein Stück greifbarer, sondern wir haben hiermit auch eine relativ homogene Ressource vorliegen, die für weitere Szenarioanalysen hilfreich sein kann.

Und was abseits des Entstehungskontexts dieses Bandes genauso wichtig ist: Die hier ausgewählten Kurzgeschichten sollen helfen, unseren Verstand und unsere Fantasie darauf vorzubereiten, wie wir uns unsere Zukunft wünschen.

Der Band beginnt mit einer Einleitung der Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, Journalistin und Wissenschaftskommunikatorin Julia Grillmayr zum hybriden Forschungsfeld ‚Artistic Research‘ im Bereich der SF. Letztlich kann sich auch der innovative Ansatz von FutureWork selbst dem Bereich der Künstlerischen Forschung (*artistic research*) an der interdisziplinären Schnittstelle zwischen Kunst und Wissenschaft zuordnen und trägt damit zumindest in Deutschland einem unterrepräsentierten Wissenschaftszweig zu. Im Anschluss folgen Kurzgeschichten, die von SF-Autor*innen den im FutureWork-Projekt

4 Original: “the fetishisation of sci-fi narratives as academic knowledge should not make us lose sight of who and what frames public policy and whose expertise and experiences are included. Sci-fi can certainly be a starting point to better welcome public participation in democratic policy-making, but it should not be used as a testimony for innovation.” Anna Nguyen, „Economic Science Fictions: Book Review“. *LSE Blog*. 29.6.2019. https://blogs.lse.ac.uk/businessreview/2018/07/29/economic-science-fictions-book-review/; 16.6.2021.

5 Im Projekt „Arbeit im Übergang zum 22. Jahrhundert“ (FutureWork), gefördert vom BMBF, entwickeln wir auf Grundlage der Szenario-Technik Arbeitszukünfte; https://arbeit2100.de

entwickelten Szenarien ‚Automatisierung', ‚Postwachstum', ‚Abwärtsspirale' und ‚KI-Technokratie' folgen und diese künstlerisch ausgestalten.

Oliver Pfirrmann, Ralf H. Schneider, Claudio Zettel
„FutureWork: Arbeit im Übergang zum 22. Jahrhundert"

Content Notes / Inhaltswarnungen

„Hand, Herz und Hose“ von Theresa Hannig
Sex Work (erwähnt)

„Die Moralische Instanz“ von Heidrun Jänchen
Sterbehilfe, Intensivmedizin, Mord, Konsumzwang

„Wiederverwertung“ von Jol Rosenberg
Sklaverei, körperliche Verletzungen, Tod, Unfall, Luftnot

„Der Tag, an dem der Fahrstuhl stecken blieb“ von Franziska Rarey
Angststörung, Depression

„Glückssache“ von Melanie Vogltanz
Armut, explizite Sprache, Gewalt an Erwachsenen (erwähnt), (tierische) Innereien, Mord

„Flow“ von Annika Zinn
Ausbeutung, Mord, Gewalt, Entführung

„Westcorp Crunchypops“ von Alex Simona
Mord, Implantate, Blut, Schusswaffen

„3,78 Lifepoints“ von Lena Richter
Schmerzen, chron. Krankheit, Medikamente, Übergeben, Implantate, Sensory Overload

„Nach all diesen Jahren“ von Malte Aurich
Mord

„Das Eden Protokoll“ von Christian und Judith Vogt
Fremdbestimmung, Terrorismus, Klimawandel

Inhaltsverzeichnis

Vorwort i
Oliver Pfirrmann, Ralf H. Schneider, Claudio Zettel

Content Notes / Inhaltswarnungen vii

Fiktionales Arbeiten an der Zukunft der Arbeit 1
Julia Grillmayr

Szenario: Automatisierung

Hand, Herz und Hose 13
Theresa Hannig

Die Moralische Instanz 21
Heidrun Jänchen

Wiederverwertung 31
Jol Rosenberg

Der Tag, an dem der Fahrstuhl stecken blieb 45
Franziska Rarey

Szenario: Postwachstum

Meer aus schwarzem Glas 59
Michael Edelbrock

JobXchange – ein Leben, dreißig Jobs 67
Sonja Hermeneit

Szenario: Abwärtsspirale

Glückssache 77
Melanie Vogltanz

Flow 87
Annika Zinn

Westcorp Crunchypops 105
Alex Simona

3,78 Lifepoints 123
Lena Richter

Szenario: KI-Technokratie

Sind sie Sklaven? Aus dem Leben in Kybernetien 137
Karlheinz Steinmüller

Nach all diesen Jahren 147
Malte Aurich

Bad Data 155
Tanja Binder

Noch mehr Szenarien …

Das Eden Protokoll 167
Christian und Judith Vogt

Dialog im Baltikum 177
Alessandra Reß

Über die Autoren 183

Fiktionales Arbeiten an der Zukunft der Arbeit

Julia Grillmayr (Kunstuniversität Linz)

Domin: Ein Benzinmotor benötigt keine Ornamente oder Quasten und ein künstlicher Arbeiter ist eine Art Benzinmotor. Je einfacher die Produktion, umso besser ist das Produkt. Was meinen Sie, welche Sorte von Arbeitern am besten ist?

Helena: Sorte von Arbeitern? Ich vermute ehrliche und hingebungsvolle.

Domin: Nein. Der billigste Arbeiter ist der beste Arbeiter. Derjenige, mit den geringsten Bedürfnissen. Was der junge Rossum entwickelte, war der Arbeiter mit den geringsten möglichen Bedürfnissen. Er musste ihn noch einfacher gestalten. Er entfernte alles, was nicht von unmittelbarem Nutzen für seine Arbeit war, d.h. er entfernte den Menschen und setzte den Roboter ein.[1]

Eine der prominentesten Figuren der Science-Fiction (SF), der Roboter, geht auf den Begriff der Arbeit, genauer gesagt, der Zwangsarbeit zurück; auf das tschechische *robota*. Karel Čapeks Theaterstück *R.U.R. – Rossum's Universal Robots* aus dem Jahr 1920 nennt so die halb-organisch, halb-maschinellen Androiden, die täglich in tausendfacher Stückzahl produziert und schließlich in praktisch allen Arbeitsfeldern eingesetzt werden. Zahlreiche SF-Autor*innen haben sich gefragt, was passiert, wenn Maschinen die Arbeit, die aktuell die Menschen zu verrichten haben, teilweise oder sogar vollständig übernehmen. Sie haben sich dabei vor allem düstere Folgen ausgemalt. Es gibt zahlreiche Dystopien einer neuen Arbeitswelt, in denen die Menschen aufgrund fehlender Herausforderungen kognitiv und körperlich verkommen. Häufiger noch werden Zukünfte vorgestellt, in denen die intelligenten Maschinen, die der Mensch allein für zweckdienliche Arbeit abgestellt hat, ohne sie in irgendeiner anderen Form ernst zu nehmen, ihn schließlich unterjochen oder gänzlich auslöschen.

Letzteres wird auch in *R.U.R.* vorgestellt, wobei hier auch die Roboter untergehen. Sie können sich ohne menschliche Unterstützung nicht reproduzieren. Der letzte verbleibende Mensch, ein Ingenieur der Firma, der früh Skrupel gegen die ausbeuterische

1 Karel Čapek, *R.U.R. – Rossum's Universal Robots*, ins Deutsche übersetzt und aktualisiert von Yehuda Shenef, BoD: Books on Demand; 2. Edition, 2019.

Verwendung der Roboter entwickelte, widmet seine letzten Lebensjahre dem Versuch, sie zu vermehren. Das Stück lässt die Leser*innen also weniger mit dem Eindruck eines Krieges zwischen Mensch und Maschine mit klaren Fronten zurück, sondern vielmehr mit Fragen über Menschenwürde und nach welchen Bedingungen diese verlangt. Dass man diese Würde den künstlichen Wesen von vorneherein abspricht, wird bereits innerhalb des Stückes kritisiert (im Übrigen von der einzigen weiblichen Figur). In jedem Fall aber zieht die Handhabe, die Roboter zuerst zur billigsten Arbeitskraft und schließlich zu ersetzbaren Soldaten und Kanonenfutter zu machen, die Menschlichkeit ihrer Macher*innen in Frage; selbst wenn man die Argumentation gelten ließe, dass es sich ‚nur' um unbeseelte Gegenstände handele. Wie der Philosoph Günther Anders eindrücklich festgehalten hat, bestimmt die Art und Weise, wie wir unsere gegenständliche, gemachte Umwelt betrachten und benutzen auch unsere Zwischenmenschlichkeit: „Es scheint mir undenkbar, daß Verhaltensarten, die Produkten gegenüber nicht mehr als Tugenden, umgekehrt sogar als Untugenden gelten, im Verkehr der Menschen miteinander als Tugenden aufrechterhalten werden können. Die Menschheit, die die Welt als ‚*Wegwerf-Welt*' behandelt, behandelt auch sich selbst als ‚*Wegwerf-Menschheit*'".[2]

In der spekulativen Literatur wird diese Hypothese radikalisiert, indem sie Figuren auftreten lässt, die den Menschen extrem ähnlich sind, und es immer schwerer fällt, die Idee eines dinghaften Anderen aufrechtzuerhalten. Roboter, wie im Übrigen auch Zombies und Aliens, stehen in der SF also oftmals für Gruppen von Menschen ein, die mittels gewisser Rechtfertigungen, etwa sozio-ökonomischer oder rassistischer, von bestimmten Aspekten der Menschenwürde ausgeschlossen werden. Durch diesen Ausschluss wird die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft gerechtfertigt. Die Menschenwürde ist also stark an Bedingungen geknüpft, wie und was eine Person für die Deckung ihrer Grundbedürfnisse und gewisse gesellschaftliche und monetäre Gegenwerte zu leisten hat, wo die Grenzen des Zumutbaren dieser Leistung zu setzen sind, und was es überhaupt bedeutet, etwas zu *verdienen*.

Die SF beginnt bekanntlich mit einer Erschütterung der Idee des Menschen und seines Platzes in einer vorgestellten natürlichen Ordnung. Der Text, der gemeinhin an den Beginn des Genres gestellt wird, ist Mary Shelleys *Frankenstein* (1816), in dem ein Mensch zum Menschenmacher wird und sich zum „modernen Prometheus" aufschwingt, wie es im Untertitel des Romans heißt. Auch das Szenario, dass der Mensch künstliche Arbeitskraft schafft, ist nicht eines der bloßen Delegation, sondern rüttelt am Menschenbild. Wenn der Mensch durch die Arbeit zum Menschen wird, wie am prominentesten von Friedrich Engels formuliert, dann spielt die Arbeit sicherlich für die Selbstdefinitionen des postmo-

2 Günther Anders, *Die Antiquiertheit des Menschen II. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution.* München: C.H. Beck, 2002, [1980]; S. 42.

dernen Menschen und auch für diverse zukünftige Post- oder Transhumane eine wichtige Rolle.

Die auf Roboter und andere Figuren projizierten Kämpfe sind eine von vielen Möglichkeiten, wie der Mensch – im Sinne der Spezies, aber auch im Sinne des humanistischen Ideals – durch die Delegation von Arbeit abgeschafft wird. So gibt es etwa auch SF-Narrative, in denen die menschliche Spezies nicht durch Krieg und direkte Kampfhandlungen ausstirbt, sondern durch Komfort und die freiwillige Abgabe von Kontrolle. Der Roman *The Return of Vaman* (1989) des Astrophysikers Jayant V. Narlikar erzählt etwa von einer Schachtel, die von indischen Archäologen gefunden wird und sich als Anleitung und Materialprobe für einen Supercomputer entpuppt.[3] Als außerirdische Nachricht interpretiert, baut ein Team an Wissenschaftlern diesen Supercomputer, der die Form des Roboters Vaman annimmt. Im letzten Moment verhindert ein vorausschauender Forscher des Teams, dass der Roboter die Möglichkeit erhält, mehr Roboter nach seinem Abbild zu produzieren. Er deckt auf, dass die geheimnisvolle Schachtel alles andere als extraterrestrisch ist, sondern von einer lang ausgestorbenen irdischen Zivilisation als Warnung hinterlassen wurde. Jene Zivilisation wurde durch ihre eigene Bequemlichkeit ausgelöscht, da Roboter wie Vaman sämtliche Dienstleistungen und die Produktion jeglicher Güter übernahmen – bis sie nach einigen Generationen in Streik traten und die Menschen, inzwischen völlig hilflos geworden, verkamen. Mit letzter Kraft sabotierten die Überlebenden noch die Elektrizitätswerke, ohne die schließlich auch die Roboter ausstarben.

Abgesehen vom Aussterben der Spezies wird also in vielen dieser Geschichten danach gefragt, ob der Mensch einen Teil seines Menschseins abgibt, wenn er sich von Arbeit vollkommen freimacht. Während das in eher klassischer, humanistischer SF wie in diesem Roman ein eindeutig negatives Szenario ergibt, hinterfragen andere Texte, ob eine solche vollständige Reformierung oder Aufhebung von Arbeit notwendigerweise schlecht wäre. Könnte die Neuordnung der Arbeit nicht vielmehr zu neu gedachten Wertesystemen und Gesellschaftsformen führen, in denen viel mehr Menschen, aber auch nichtmenschliche Wesen Platz hätten – auf dem Planeten, aber auch unter dem Schirm der Menschenwürde? Letzteres deutet „Chine Life“ („Leben auf dem Grat“, 2018) von Paul McAuley an.[4] In dieser Kurzgeschichte kommunizieren künstliche Intelligenzen mit tierisch-pflanzlichen Schwarmintelligenzen. Allerdings findet das Ganze in einer postapokalyptischen Landschaft statt, in der verschiedene posthumane Wesen Krieg führen, nicht zuletzt darüber, ob die menschliche Gesellschaft vor sich selbst und der Zerstörung des Planeten geschützt oder dem Aussterben überlassen werden sollte. Ein ähnliches Zum-Leben-Erwachen von Natur sowie jeglichen Gegenständen denkt sich Rudy Rucker in „Apricot Lane“ (2012) aus.[5] Hier

3 Jayant V. Narlikar, The Return of Vaman: A Scientific Novel. Cham: Springer International, 2015.
4 Paul McAuley, „Chine Life“, In: *Twelve Tomorrows,* hg. Wade Roush, Cambridge, MIT Press, 2018.
5 Rudy Rucker, „Apricot Lane“, In: *Institute for the Future*, 2013, https://www.iftf.org/fanfutures/rucker/.

steht die Kritik am Kapitalismus und genereller Kommodifizierung im Vordergrund, gleichzeitig aber auch ein gewisses Aufmerksam-Machen auf die nichtmenschliche und unbelebte Welt. Denn nun fordern auch die Gegenstände Lohn für ihre Arbeit. Um nichts weniger lustig und spielerisch, wenn auch weniger fantastisch und mehr an aktueller Technologie orientiert, zeigt Elizabeth Bear in „Okay, George", welche täglichen Arbeitsschritte an die technologisch belebte Umwelt eines Smart Homes delegiert werden können – und welche Macht und Verfügungsgewalt die Benutzer*innen dabei potenziell abgeben.[6]

Während die An- oder Abschaffung manueller Arbeit oft der Haupt-Plot von SF ist, begegnen wir auf unauffälligerer Weise in vielen Erzählungen bestimmten Arbeitsprofilen, die, so wird impliziert, eine besondere Passion verlangen. SF-Figuren sind oftmals fröhlich überarbeitete Workaholics; man denke an die Hacker*innen, die mit eckigen Augen an ihren Keyboards kleben, an die Nerds, die über ihren Experimenten auf Labortischen eingeschlafen sind, oder an alienjagende FBI-Agent*innen, deren permanenter Schlafentzug sie dem Paranormalen noch zugänglicher macht. In diesem Sinne kann (und sollte) jede Geschichte darauf abgeklopft werden, welche Art von Arbeitsethos sie propagiert und welche Formen der Untätigkeit sie verdammt. Insofern gibt es auch viele kritische Ansätze innerhalb der spekulativen Literatur, die sich zwischen den beiden extremen Polen von arbeitsbefreiter Utopie und arbeitsbefreiter Dystopie ansiedeln und zum Beispiel thematisieren, wem konkret denn nun Arbeit wirklich abgenommen wird, wenn etwa Robotik und Künstliche Intelligenz voranschreiten – und ob dabei nicht gewisse Gruppen von Menschen in neue Arbeitsformen gedrängt werden, die der Zwangsarbeit, die man abzuschaffen versprach, um wenig nachstehen.

Douglas Rushkoff stellt sich in der Kurzgeschichte „Last Day of Work" („Der letzte Arbeitstag", 2011) den allerletzten Arbeitstag des letzten arbeitenden Menschen vor.[7] Es ist eine Welt ohne Geld, ohne Ego und ohne Autoritäten. Dr. Spiegel, der letzte Bürogeher, schreibt die Geschichte der „Großen Auflösung" („Great Unwinding"), hervorgebracht durch elaborierte Robotik und Nano-Netzwerk-Technologie, die eine maschinell-menschliche, telepathisch interagierende Schwarmintelligenz hervorgebracht hat. Diese wurde vorerst allein dafür benutzt, menschliche Bedürfnisse zu bedienen; die Maschinen lasen den Menschen die Wünsche aus den Gehirnwindungen ab und erfüllten sie prompt. Da dies horrende wirtschaftliche und ökologische Folgen hatte, kam man zur Einsicht, die Technologie nicht nur als Verlängerung der eigenen Sinne und Handlungsmacht zu denken, sondern als Partnerin, die neue Gesellschafts- und Regierungsformen hervorzubringen vermag: „Wir mussten stattdessen lernen, loszulassen."[8] Schließlich werden die neuen

6 Elizabeth Bear, „Okay, George", In: *Twelve Tomorrows,* hg. Wade Roush, Cambridge, MIT Press, 2018.
7 Douglas Rushkoff, „Last Day of Work", In: *The Tomorrow Project: Best Selling Authors Describe Daily Life in the Future*, hg. Douglas Rushkoff et al., Hillsboro: Intel, 2011.
8 Ebenda, S. 14. „We would have to learn, instead, to let go."; Übersetzungen durch die Verfasserin.

smarten Technologien und Maschinen also nicht nur zu effizienten Handlanger*innen der Menschen, sondern zu Gestalter*innen einer neuen Welt. Und sie erweisen sich schließlich als viel bessere Umverteiler*innen.

Solche kurzen utopischen Geschichten werfen freilich mehr Fragen auf als sie beantworten. Wenn wir, nach Friedrich Engels, davon ausgehen, dass die Arbeit den Menschen zum Menschen macht, ist es nur folgerichtig anzunehmen, dass eine Auflösung oder radikal andere Ausgestaltung der Arbeit eine posthumane Gesellschaft begleiten wird. Die SF kann uns dabei helfen durchzudenken, worin diese bestehen soll. Die Evolution der Arbeitswelt in Richtung Entlastung durch die Technik ist dabei nur eines von vielen Szenarios, das durchgespielt wird. SF-Autor*innen stellen sich gerne auch zusätzliche, gänzlich neue Berufsfelder vor. Wenig überraschend sind die spektakulärsten Entwürfe dabei oft im Feld der Kunst angesiedelt. In der nahen Zukunft, in der die Kurzgeschichte „DreamWeaver“ („TraumWeber“, 2012) von Rob Enderle spielt, wurde etwa die Film- und Videospiel-Industrie von einer Technologie revolutioniert, die es erlaubt, Träume aufzuzeichnen und für ein Publikum in immersiven Settings wiederzugeben.[9] Der Beruf des „Master Dreamer“ ist, trotz eines hochgradig kompetitiven Umfelds, *der* neue Traumjob, im wahrsten Sinne des Wortes.

Solch elaborierte Hologramm-Kunst findet sich oft in Geschichten wieder, die dem (Proto-) Cyberpunk zugeordnet werden können. So schafft in Samuel R. Delanys *Nova* (1968) eine Sinnesflöte („Sensory Syrinx“) dreidimensionale Scheinwelten. In Misha Nogas *Red Spider, White Web* (*Rote Spinne, Weißes Netz*, 1990) ist das vielgeschichtete Hologramm die neue Streetart. Allerdings ist in diesem Roman der Beruf des Traum-Webens in eine absolut apokalyptische und brutale Lebensrealität eingebettet, die nicht zuletzt mit technologischem Fortschritt einherging. Insbesondere der Cyberpunk zeichnet sich durch seine Kreativität aus, sich die unglücklichen Folgen des voranschreitenden Kapitalismus vorzustellen. Das gilt auch für Lee Konstantinous „Johnny Appledrone vs The FAA“ („Johnny Appledrone gegen die Bundesluftfahrtbehörde“, 2014), wo in altbewährter Cyberpunk-Manier einer rasant erzählten Geschichte, berichtet wird, wie *dronepunks* die strenge staatliche Luftraumüberwachung unterlaufen, um sich für das Gemeinwohl einzusetzen.[10] Die Hacker-Bewegung der Drohnen-Punks findet Zulauf von Arbeiter*innen, deren manuelle Tätigkeiten inzwischen völlig automatisiert wurden und die auf zynische, personalisierte Jobfinder-Apps angewiesen sind. Das gilt auch für den Hauptprotagonisten

9 Rob Enderle, „DreamWeaver“, In: *The Tomorrow Project Anthology: Imagining the Future and Building It*, hg. Brian David Johnson, Hillsboro: Intel, 2012.

10 Lee Konstantinou, „Johnny Appledrone vs. The FAA“, In: *Hieroglyph: Stories and Visions for a Better Future*, hg. Ed Finn und Kathryn Cramer, New York: William Morrow, 2014; Siehe auch: https:// hieroglyph.asu.edu/story/johnny-appledrone-vs-the-faa/.

Arun, der bis zu seiner Kündigung in der Logistik eines Amazon-UPS-Drohnen-Franchises beschäftigt war und schließlich „Drone Commons"-Aktivist wird.

Auch „Monarch Blue" von Barbara Litkowski extrapoliert eine schauerliche Entwicklung der Arbeitsbedingungen einer besonders vulnerablen Gruppe.[11] Die Kurzgeschichte dreht sich um die Figur Brie, eine junge, schwangere Frau, deren Arbeitssuche sie aus Mexiko nach San Diego führt. Dort lebt sie in einem Camp mit anderen geflüchteten Menschen und arbeitet als „pollinator", bestäubt also händisch diverse Pflanzen. Neben dem implizierten Schreckensszenario von vollständig ausgestorbenen Insektenpopulationen wird hier von der zunehmenden Ausbeutung von migrantischen Arbeiter*innen erzählt, die zudem Unterernährung sowie hochgradig toxischen Substanzen ausgesetzt sind.

Allein aus einer solchen losen Zusammenstellung eigener Leseerfahrungen zeigt sich, wie vielfältig das Thema Arbeit in der SF auftaucht. Es gibt freilich viele ikonische Darstellungen einer schönen neuen Arbeitswelt. Die Auswahl an Narrativen, die ich hier umrissen habe, ist aber einem anderen Kriterium verpflichtet: Es ist unumstritten, dass die Entwicklung der Arbeitswelt ein integraler Bestandteil von fiktionalen Zukunftsvisionen ist. Es ist aber gar nicht so einfach zu sagen, welches Verhältnis die SF überhaupt zur Zukunft hat. Bei den hier zitierten Kurzgeschichten handelt es sich allesamt um Publikationen, die SF als Fenster in mögliche Zukünfte begreifen. Der Roman von Jayant V. Narlikar wurde etwa als „Wissenschaftsroman" („Scientific Novel") in der Springer-Reihe „Science and Fiction" aufgelegt. Die zitierten Kurzgeschichtensammlungen sind in einem Kontext entstanden, der gewisse futurologische Züge hat, etwa indem Methoden aus der Zukunftsforschung zum Einsatz kommen. Die Anthologien des *Tomorrow Project* zum Beispiel vereinen Texte, die sowohl SF-Kurzgeschichte wie auch ‚Szenario' sein sollen; Texte, die der Initiator Brian David Johnson „Science-Fiction Prototypen" nennt: „Science-Fiction gibt uns eine Sprache, mit der wir einen Dialog über die Zukunft haben können. SF Prototypen sind Werkzeuge, um diese Sprache zu entwickeln."[12]

Die narrativen Prototypen und Szenarios, die im Rahmen von Think Tanks oder im Management-Bereich von Futurist*innen geschrieben werden, dienen üblicherweise dazu, verschiedene mögliche Entwicklungen miteinander zu vergleichen und sich gedanklich auf verschiedenen Situationen einzustellen oder konkrete Maßnahmen-Pläne für den Fall der Fälle zu schmieden. Dabei spielt der Faktor Wahrscheinlichkeit eine unterschiedlich große Rolle. Es gibt durchaus quantitative Szenario-Methodiken, die mit Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung verschränkt sind und dazu dienen, zu erheben, welche Entwick-

11 Barbara Litkowski, „Monarch Blue", In: *Everything Change II: An Anthology of Climate Fiction*, hg. Angie Dell und Joey Eschrich, Center for the Science and the Imagination, Arizona State University, 2018; Volltext in HTLM-Format unter: https://csi.asu.edu/story/climate-fiction-2/.

12 „Science fiction gives us a language so that we can have a conversation about the future. SF prototypes are tools to develop that language." Brian David Johnson, *Science Fiction Prototyping: Designing the Future with Science Fiction*. San Rafael: Morgan & Claypool, 2011; S. 1.

lungen zu erwarten sind. In den meisten Fällen haben Szenarios aber auch in der Zukunftsforschung die Rolle, neue Perspektiven aufzuzeigen und eben nicht auf das Erwartbare zu fokussieren, sondern das Gespür dafür, was als möglich oder wahrscheinlich gilt, zu schärfen und zu erweitern.

Es überrascht daher nicht, dass die Szenarios der Futuristik seit ihrem Bestehen mit Literatur und konkret SF in Zusammenhang gebracht werden. Herman Kahn, der als Begründer solchen futurologischen Szenario-Schreibens gilt, betont in seinen Anleitungen immer wieder die Wichtigkeit der Imagination und hinterfragt ein landläufiges Verständnis von Plausibilität. Für Kahn hat das spekulative und absichtlich in Extremfälle abgleitende Schreiben, so wie es die SF gerne tut, einen eigenen Platz in der Futurologie, denn es kann Alternativen zum Status Quo vertiefen.[13] Natürlich grenzt Kahn aber seine Szenariotechniken, die stark in der Tradition der aufkommenden Kybernetik stehen und insofern den Traum verfolgen, die Welt immer besser und umfassender berechnen zu können, von SF-Geschichten ab, indem er sie mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen und Statistik unterfüttert. Er betont aber auch, dass diese kurzen Szenario-Texte, die ohne künstlerischen Anspruch Situationsbeschreibungen liefern, die literarischen Zukunftsvisionen nicht ersetzen können. Die Szenariotechnik gebe zwar klarere Richtungen für Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft vor, aber die literarischen Entwürfe erreichen notwendigerweise mehr Menschen und haben gesellschaftlich größeren Einfluss.[14]

In diesem Zusammenhang werden zwei wichtige Aspekte deutlich: SF-Narrative sind Kunstwerke und keine Wahrscheinlichkeitsrechnungen, sondern ihrem künstlerischen Ausdruck und auch der Unterhaltung ihrer Leser*innen verpflichtet. Die hier zitierten Anthologien, etwa jene der Projekte *Hieroglyph* oder *Everything Change*, beide herausgegeben vom Center for Science and the Imagination an der Arizona State University, versuchen möglichst beides zu vereinen; sie wollen spekulative, aber realistische Visionen umfassen, die Grundlage für Diskussionen über mögliche Zukünfte sein sollen. SF dient in diesem Kontext als ein Horizont geteilter Motive und geteilten Vokabulars vor dessen Hintergrund das gemeinsame Weltenbauen stattfinden kann.

Dass in diesem Exposé allein anglophone Texte vorkommen, ist einerseits meinem Forschungsschwerpunkt geschuldet, andererseits auch der Tatsache, dass sich in diesem Sprachraum, vor allem in den USA, sehr viele Beispiele für eine solche Verschränkung von SF und Futurologie finden lassen, sie im deutschsprachigen Raum aber noch rar sind. Gut, dass sich das, nicht zuletzt mit der vorliegenden Publikation, ein Stück weit ändert. Szenarios kommen nicht nur stets im Plural vor, sondern sie reflektieren auch immer ihre

13 Vgl. Herman Kahn, und Anthony J. Wiener, *The Year 2000: A Framework for Speculation on the Next Thirty-Three Years*. New York: Macmillan, 1967; S. 357.

14 Vgl. Ebenda, S. 4.

bestimmte Situiertheit in Zeit, Ort und Gesellschaft und denken dies im besten Fall mit – und das gilt auch für literarische Zukunftsvisionen, die so zum Denken anregen möchten.

In dieser Rolle werden die Texte schließlich immer wieder als Werkzeug präsentiert, um gemeinsam über mögliche Zukünfte nachzudenken, aber auch um gemeinsam die Zukunft zu gestalten. Wie auch Herman Kahn bemerkte, wollen die individuellen Visionen, die wir etwa in Romanform lesen können, nicht nur eine Zukunft abbilden, sondern auch die Offenheit und Gestaltbarkeit von Zukunft aufzeigen. „Wir können die Zukunft verändern, indem wir die Geschichte umschreiben, die wir uns selbst über die Zukunft, in der wir leben werden, erzählen", schreibt Johnson in seinem Vorwort zur *Tomorrow Project*-Anthologie *Imagining the Future and Building It.*[15]

Für mich als Literaturwissenschaftlerin ist der Trend, Futurologie und SF explizit zu verschränken, spannend, da dies alte aber bei Weitem nicht abgeschlossene Diskussionen wieder aufs Tapet bringt, die das Genre interessant machen. Wie in Bezug auf die Szenariotechnik festgestellt, begegnen wir SF mit einer einigermaßen paradoxen Leseerwartung; nämlich erwarten wir eine gewisse Wissenschaftlichkeit, wir erwarten aber auch überrascht zu werden, also über sehr Unwahrscheinliches, vielleicht auch Unglaubliches, zu lesen. Kim Stanley Robinson sagte wiederholt, dass SF der Realismus des 21. Jahrhunderts sei.[16] Dabei ist aber immer auch das spekulative und oftmals irreal-surrealistische Moment des Genres im Spiel. SF mag eine an Ideen orientierte Literatur sein, darüber hinaus ist es aber auch der Grundhaltung des spekulativen Weltenbauens geschuldet, dass sich SF-Erzählungen als literarische Szenarien lesen lassen, die Leser*innen-Gemeinschaften ermöglichen, gemeinsam über mögliche Zukünfte nachzudenken. Weltenbau geschieht in jeder Form von Kunst und Fiktion. Wenn aber zu erwarten ist, dass die fiktionale Welt auch vollkommen anders sein könnte als die erfahrene Welt der Leser*innen, so kommen Phänomene, Bedingungen und Entscheidungen in den Vordergrund, die, vormals als selbstverständlich oder ‚natürlich' geltend, unhinterfragt im Hintergrund verschwanden.

Das Bemühen, Menschen zum Schreiben von Zukunftsvisionen zu motivieren und zusammenzubringen, ist daher auch außerhalb einer literaturwissenschaftlichen Betrachtung spannend und inspirierend. Es zeigt auf, wie wichtig es ist, solche Visionen zu entwickeln und sich auch darüber auszutauschen. Das wunderschöne Motto „Es ist von Gewicht, welche Geschichten Welten machen und welche Welten Geschichten machen"[17], das mich in meinen Überlegungen zur SF seit einigen Jahren begleitet, beinhaltet die Einladung zum

15 „We can change the future by changing the story we tell ourselves about the future that we are going to live in." Brian David Johnson, „Introduction", In: *The Tomorrow Project Anthology: Imagining the Future and Building It*, hg. Brian David Johnson, Hillsboro: Intel, 2012, S. 7.

16 Siehe etwa den Artikel „Science Fiction When the Future is Now", *Nature*, 20.12.2017, https://www.nature.com/articles/d41586-017-08674-8.

17 Donna J. Haraway, *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän.* Ins Deutsche übertragen von Karin Harrasser, Frankfurt, Campus Verlag, 2018, S. 23.

Weiterschreiben und zum Einmischen. Die Buchdeckel von spekulativer Literatur sind generell durchlässiger als die anderer Literaturbereiche; sie bringen Communities und Fanfiction hervor. Fans sind oftmals sehr stark in diese Fiktionen involviert – was aber gleichzeitig bedeutet, dass hier sehr genau und durchaus kritisch gelesen wird. Es geht nicht nur darum, Geschichten zu erzählen, sondern es ist von Gewicht, *welche* Geschichten erzählt werden, *wer* erzählt und *welche* Protagonist*innen hier Platz und das Sagen haben. Es ist also nicht nur die Tradition der SF als ‚Literatur der Ideen' und nicht allein der spekulative Weltenbau, sondern auch die lebhafte Gemeinschaft, die sich über das anspruchs-, aber nichtsdestotrotz freudvolle Lesen des Genres bildet. SF ist oft sehr gut darin, ernst bei der Sache zu sein, ohne sich selbst allzu bierernst zu nehmen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein investiertes, kritisches, aufregendes und freudvolles Lesen der Geschichten dieser Anthologie.

Szenario: Automatisierung

Das Szenario „Automatisierung“ stellt die Frage, was passiert, wenn die meiste Arbeit von Maschinen übernommen wird. In diesem Szenario würde unsere Arbeitskraft nicht mehr oder nur noch in bestimmten Bereichen erforderlich sein. Zudem würden wir fremdbestimmt und unter ständiger Kontrolle arbeiten müssen. In dieser dystopischen Arbeitswelt wäre der Mensch gezwungen, sich in immer kleiner werdende Nischen zurückzuziehen und sehr flexibel ohne Absicherung für sein Auskommen zu sorgen. Wirtschaftlich gesehen stünden Arbeitnehmer*innen in Konkurrenz zueinander und die KIs würden permanent nach Wegen suchen, Abläufe immer effizienter zu gestalten.

In „Hand, Herz und Hose“ beschreibt **Theresa Hannig** eine solche hyperkapitalistische Welt, in der die Menschen auf Plattformen ihre Dienste gegen Honorar anbieten. KIs überwachen alle Aspekte des Lebens und sorgen für größtmögliche Effizienz. Allerdings nicht mehr dann, wenn die Protagonistin mal wieder einen Störauftrag erhalten hat. Dann könnte es sein, dass diese gut geölte Maschine ins Stocken gerät …

Dabei hat eine Automatisierung in bestimmten Bereichen, wie etwa in der Pflege, das Potential, alle Beteiligten zu entlasten. Hier könnte eine KI helfen, alle Prozesse optimiert am Laufen zu halten. Doch wenn es um das Leben als solches und die Frage nach Effizienz geht, ist es nicht so einfach, wie es oberflächlich scheint. Die Geschichte „Die moralische Instanz“ von **Heidrun Jänchen** macht überdeutlich, welche ökonomischen Parameter dem moralischen Handeln entgegenstehen.

Auch in „Wiederverwertung“ von **Jol Rosenberg** geht es um eine philosophische Grundüberlegung. Rosenberg geht zurück zu den Ursprüngen des Roboters (wie in der Einführung von Julia Grillmayr erläutert) und stellt die Frage nach den Abgrenzungen zwischen einem Menschen und einem künstlich geschaffenen Werkzeug als Arbeitnehmer*in. Unter welchen Voraussetzungen gilt man für einen Konzern als Eigentum, wann als Person?

Franziska Rarey wendet sich in „Der Tag, an dem der Fahrstuhl stecken blieb“ der Frage zu, welche Auswirkungen es für unserer Gesellschaft hat, wenn all die Arbeit an automatisierte Systeme abgegeben werden kann. Was bleibt für uns Menschen dann noch zu tun? Was hält uns dann noch aktiv? Ihre Antwort lautet: ein vielfältiges Angebot an Fortbildungen. Doch dass diese Lösung auch jede Menge Probleme mit sich bringt, zeigt sie durch den in einer frustrierenden Schleife festhängenden Protagonisten.

Hand, Herz und Hose

Theresa Hannig

Wenn es schrie, wusste Tina, dass sie fast gewonnen hatte. Das kalte Gerät spürte keinen Schmerz. Aber es war so programmiert, dass es laut aufheulte, sobald seine Funktionalität unter 10% sank – bei 0% verstummte es. Das Schreien war markerschütternd! Deshalb war die beliebteste Sonderausstattung, die die meisten Besitzer für ihre Maschinen kauften, eine autonome Ladefunktion und eine Wartungsflatrate. Clever, dachte Tina und drehte den Schraubenzieher noch eine Umdrehung weiter. Der interne Analysemonitor des Geräts leuchtete rot. Das System wusste, dass irgendetwas nicht stimmte und augenblicklich in Ordnung gebracht werden sollte. Zu spät. Der Schrei erstarb und Tina blickte sich noch einmal um, doch niemand hatte sie bemerkt. Im blassen Schein der Notbeleuchtung wirkten die Umrisse der Industrieroboter wie eine Armee bizarrer Schattenwesen. Sie arbeiteten unbeirrt weiter und nahmen keine Notiz von Tina. Menschen waren keine zu sehen. An der gegenüberliegenden Wand leuchtete das Display eines Bedienterminals, auf dem sich zwei Animationen abwechselten: das Logo der Firma Nachhaltech und das Gesicht des Geschäftsführers Glenn Nachhal. Schnell wandte Tina den Blick ab. So lange sie nur mit den Maschinen zu tun hatte, war alles kein Problem. Aber Nachhal kannte sie aus ihrem Social Media Stream. Ihn hier zu sehen, machte die Sache irgendwie persönlich.

Sie atmete tief durch und setzte ihre Arbeit fort. Die Hauptplatine klemmte sie ab, entfernte Stecker und Kabel, lötete zwei genau beschriebene Kontakte zusammen. Es musste schnell gehen, aber sie war Profi. Aus ihrer Tasche holte sie das kleine schwarze Kästchen, das ihr heute Morgen zugestellt worden war. Hundekurier – keine Kamera. Dazu ein Code für die Tür, ein Blocker für das Trackingsignal ihres Handisplays und ein paar Karten bedrucktes Esspapier mit Arbeitsanweisungen für das Gerät. Tina wusste, dass es das zentrale Steuerungsmodul eines autonomen Antimaterie-Kondensators war. Eine zuverlässige Maschine – wenn auch etwas veraltet. Doch die stetige Instandhaltung hatte dafür gesorgt, dass sie nach wie vor einwandfrei funktionierte. Bis heute.

Jetzt aktivierte Tina den kleinen schwarzen Kasten und schraubte die Platine wieder fest. Dann schloss sie das Gehäuse, zog die Schrauben an und reaktivierte den Kondensator. Die Lichter blinkten grün, tiefes Summen ertönte – kein Geschrei, kein Alarm.

Erst wenn Tina schon längst zu Hause war, würde das Gerät – dank des schwarzen Kastens – die erste Fehlfunktion registrieren und noch während der Selbstanalyse schließlich einen Totalausfall erleiden. Natürlich ohne die geringste Spur von Tinas Deteratur zu hinterlassen.

Zufrieden packte sie ihr Werkzeug ein und verließ das Gebäude so unbemerkt, wie sie es betreten hatte. Die Überwachungskameras waren abgewandt. Auch die Sicherheitsschleuse ließ sie ohne Probleme passieren. Niemand würde wissen, dass sie hier gewesen war und eine Maschine deteriert hatte. Niemand außer ihr und ihrem Auftraggeber. Wie er die Kameras steuerte, woher er die Türcodes hatte und die Baupläne, um die zerstörerischen Platinen-Elemente korrekt zu platzieren, konnte Tina nur vermuten. Vielleicht durch Industriespionage oder unzufriedene Mitarbeiter. Sie wusste es nicht.

Im Schutz der Dunkelheit schlüpfte sie durch das letzte Tor, duckte sich hinter Containern und Ladestationen, kletterte über einen niedrigen Zaun und trat zwei Minuten später aus dem Zwielicht einer Gasse auf den Bürgersteig. Von hier aus konnte sie zu Fuß weitergehen, ohne sich verstecken zu müssen. Sie folgte der vorgegebenen Route, auf der öffentliche Kameras und Tracker vermieden wurden. Je weiter sie sich von ihrem Auftragsort entfernte, desto mehr wich die Anspannung von ihr - jetzt war sie nur noch eine beliebige Passantin, die nachts spazieren ging.

Große Straßen mit Verkehrsüberwachung, Menschenansammlungen oder öffentliche Transportmittel schränkten die möglichen Missionen ein, aber der anonyme Auftraggeber fand trotzdem immer neue Ziele. Egal wie viele Maschinen sie schon deteriert hatte – es gab immer noch etwas zu tun.

Immer wieder blickte sie sich nach Verfolgern um. Menschliche Polizei gab es kaum noch seit die Verantwortung für die öffentliche Sicherheit durch Überwachung und Automatisierung an die KIs abgegeben worden war. Viel mehr fürchtete sie sich vor den Justiz-Robotern. Denn sie folgten stets dem Gesetz und ließen nicht mit sich verhandeln. Doch weit und breit war kein Einsatzfahrzeug zu sehen und keine Sirene zu hören.

Tinas Auftraggeber musste einen einflussreichen Posten innehaben, wenn er dafür sorgen konnte, dass ihr Tun unbemerkt blieb.

Menschen fanden heutzutage vor allem in drei Bereichen Arbeit: Hand, Herz und Hose. Früher hatte es noch einen vierten Arbeitssektor gegeben: das Hirn. Doch die meisten Aufgaben, die Wissen oder Intelligenz erforderten, waren von Software übernommen worden. Für Hand-Arbeiten waren Menschen jedoch nach wie vor gut geeignet. Prozesse, die man nicht automatisieren konnte, die komplexe Bewegungsabläufe oder individuelles Feingefühl verlangten, lagen in menschlicher Hand. Auch für Herz-Arbeiten waren Bots ungeeignet. Wer wollte schon mit einer KI seine Eheprobleme besprechen? Wer wollte seine Kinder in die Obhut einer Maschine geben oder sich von einem Roboter den Hintern abwischen lassen? Alles, was Gefühle und zwischenmenschliche Beziehungen betraf, wurde nach wie vor von Menschen erledigt. Wer für Hand und Herz nichts taugte, konnte immer noch Hosen-Jobs anbieten: körpernahe Dienstleistungen, für die der Kunde die Hose auszog, und die früher unter dem Begriff Prostitution zusammengefasst worden waren.

Tina hatte schon früh gewusst, dass die Pflege kleiner Kinder oder – noch schlimmer – alter Leute nichts für sie war. Menschen, die einfache Handlungsanweisungen nicht

verstanden, machten sie wahnsinnig. Ein paar Hosen-Jobs hatte sie auch schon übernommen – mehr aus Not, denn aus Überzeugung. Sie waren zwar relativ gut bezahlt, aber viel Spaß hatte Tina dabei nicht gehabt. Also blieb sie bei der Hand-Arbeit – und die lag ihr. Ihre Hände waren auch die einzigen Körperteile, die sie versichert hatte. Eine umfassende Krankenversicherung war viel zu teuer, aber die Hände waren ihr Kapital. Sie hatte einmal mit angesehen, wie ein unachtsamer Kollege die Finger in das falsche Wartungsloch gesteckt hatte. Danach war es für ihn aus mit der Hand-Arbeit. So einen Fehler würde sie nicht begehen. Für Augen, Ohren und die Beine gab es schon gute Cyberwear, aber die besten Hände waren immer noch die eigenen aus Fleisch und Blut.

Diese Hände vergrub sie nun tief in den Jackentaschen und schritt zügig voran. Noch zwei Kilometer, dann würde sie sich laut Vertragsbedingungen ein Taxi rufen dürfen. Beim Gehen kaute sie auf dem Papier herum, auf dem die Anweisungen für die Deteratur gestanden hatten. Schmeckte nussig, ein bisschen wie alte Erdnussflips. Nicht der schlechteste Snack in einer dunklen Nacht auf dem Weg nach Hause.

Als ihre Hand kribbelte, überprüfte sie die sanft fluoreszierende Oberfläche ihres Handdisplays. Die reaktive Folie schmiegte sich an ihre Haut, wie eines dieser Kindertattoos, die früher einmal billigen Kaugummis beigefügt gewesen waren. Die Zahlung war auf ihrem Konto angekommen. 1280 Hashs in ihrer bevorzugten Kryptowährung. Tina lächelte. Das bedeutete, dass sie endlich die Schulden für ihr Werkzeug zurückzahlen konnte. Und sie musste ihr Schlafzimmer dieses Wochenende nicht über irgendein Onlineportal an schmierige Geschäftsleute oder vergnügungssüchtige Billigtouristen vermieten, sondern konnte allein in ihrem eigenen Bett schlafen. Aber für ihre neugierige Nachbarin Tracy würde sie sich eine Ausrede einfallen lassen müssen.

„Wie machst du das nur?“, hatte die ein ums andere Mal gefragt. „Mit den paar Wartungsaufträgen kannst du doch nie und nimmer die Wohnung bezahlen.“ Sie selber hangelte sich von Job zu Job, war dabei von zu Hause aus im Bereich Herz und Hose tätig. Manchmal ergaben sich Synergieeffekte, z.B. wenn der Vater eines zu betreuenden Kindes in ihrem Profil las, dass sie nachmittags auch für männliche Kunden Hosen-Dienste anbot. Manchmal war das Gegenteil der Fall. Vor kurzem hatte Tina beobachtet, wie eine wütende Mutter ihr Kind aus Tracys Wohnung zerrte, weil sie erfahren hatte, wie ihr Mann auf die neue Tagesmutter gekommen war. Tina fand nichts dabei. Die Zeiten waren hart und jeder musste sehen, wo er blieb. Sie würde Tracy erzählen, dass sie einen Dauerauftrag für einen Maschinenpark ergattert hatte. War ja auch kaum gelogen. Die Roboter brauchten ständig Wartung. Seit der Evercycling-Doktrin, die Ressourcenverschwendung per Gesetz verboten hatte, durften keine elektronischen Geräte mehr weggeworfen werden. Alles wurde repariert und wiederverwendet. Die Tech-Konzerne waren verpflichtet, ihre Produkte modular und abwärtskompatibel zu designen, damit sie am Ende ihrer Lebensdauer vollständig im Reparaturkreislauf aufgehen konnten. Der Planet war bis auf wenige streng bewachte Vorkommen an Kohle, Gold oder Coltan restlos ausgebeutet. Neue Ressourcen im All

lagen in weiter Ferne. Deshalb durfte nichts verschwendet werden. Um das Optimum aus allem herauszuholen, wurden die meisten Unternehmensentscheidungen von Wirtschafts-KIs getroffen. Kaum ein Betrieb vertraute noch auf menschliches Personal, das teuer und unzuverlässig war. Maschinen wurden niemals müde, stellten keine Forderungen und wussten alles besser. So hatte sich die Gesellschaft in einem perfekten, nie endenden Kreislauf eingerichtet.

Zumindest in der Theorie, denn immerhin gab es Leute wie Tina, die Maschinen deterierten, anstatt sie zu reparieren. Wie gerne hätte sie einfach nur in der technischen Wartung gearbeitet – aber das machten alle und deshalb gab es nicht mehr als einen Hungerlohn dafür. Sie hatte versucht, sich hochzuarbeiten, hatte jeden Job angenommen, unzählige Überstunden gemacht und eine Menge Geld in Lehrgänge investiert, trotzdem waren ihr am Ende die immer gleichen schlecht bezahlten Jobs angeboten worden. Und dann, an einem Abend, als sie wieder nichts gegessen hatte und die Heizung einfach nicht warm werden wollte, war ein Auftrag in ihrem Posteingang gelandet. Die Deteratur eines unscheinbaren Geräts, nichts, das irgendjemandem aufgefallen wäre. Sie hatte gezögert. Es war absolut verboten, Maschinen zu beschädigen – ein Kapitalverbrechen! Aber sie hatte Hunger gehabt und das Honorar war bestechend gewesen. „Nur einmal", hatte sie sich geschworen. „Nur einmal mache ich es und dann suche ich mir was anderes!" Doch auch den zweiten Auftrag hatte sie angenommen und dann den dritten. Die wievielte Deteratur sie heute vorgenommen hatte, konnte sie schon gar nicht mehr sagen. Lieber nicht zählen. Lieber nicht zugeben, wie viel Schaden sie schon angerichtet hatte.

Nach einem erfolgreichen Auftrag durchsuchte sie immer die Nachrichten-Streams. Die kaputten Maschinen konnten nicht lange verheimlicht werden. Oft trat schon am Morgen danach der zerknirscht dreinblickende Chef von Nachhaltech vor die Social Media Kameras und entschuldigte sich für den Vorfall, versprach Besserung und beteuerte die Verpflichtung seines Konzerns zur Evercycling Doktrin. Glenn Nachhal war einer der wenigen menschlichen Geschäftsführer in der Branche und der einzige, der stets persönlich vor der Kamera erschien und nicht irgendeinen Influencer vorschickte. Sicher schrieben auch für ihn KIs die Texte, er aber war ein echter Herz-Arbeiter. Tina glaubte ihm, wenn er sagte: „Die Weiterverwendung der Roboter ist überlebenswichtig für die Gesellschaft und jede Fehlfunktion ist für uns wie ein körperlicher Schmerz."

Wenn sie sah, wie er einen Defekt nach dem anderen eingestehen musste, nach eigenen Fehlern suchte und Besserung gelobte, ohne jemals die Worte *Sabotage* oder *absichtliche Deteratur* in den Mund zu nehmen, dann spürte sie einen Stich im Herzen. Dann fühlte sie sich wie eine Verbrecherin. Ihr Leben lang war sie dazu erzogen worden, Ressourcen zu schonen und so viel wie möglich wiederzuverwenden. Evercycling war auch die Grundlage ihres Lebens gewesen. Und jetzt verdiente sie ihr Geld damit, all das zu verraten. Mit niemandem konnte sie darüber sprechen, sich keiner Menschenseele

anvertrauen. Denn Deteratur war schlimmer als Mord und wurde mit persönlichem Biocycling geahndet.

Manchmal, wenn sie Glenn Nachhal in ihrem Social Media Stream sah, die tiefen Falten, die sein Gesicht durchzogen, die eingefallenen Schultern. Wenn sie seine verbitterte Stimme hörte und wusste: alles nur meinetwegen. Dann wünschte sie, sie könnte ihm eine Nachricht schreiben und ihm versichern, dass es nicht seine Schuld war.

Aber natürlich würde sie das nie tun.

An der nächsten Kreuzung stieg sie in ein autonomes Taxi. Die Fahrt würde nur ein paar Stunden dauern. Dann konnte sie sich endlich kurz nach Sonnenaufgang in ihr Bett kuscheln und tief und fest schlafen, bevor die Kinder bei Tracy anfingen, Radau zu machen. Eine Wohnung mit schallgedämpften Wänden war ein Luxus, den sie sich nicht leisten konnte; ein eigenes Apartment oder gar ein Haus mit einem Fleckchen Grün ein Traum, den sie nie erleben würde.

Während das Taxi leise surrend die Straße entlang brauste, scrollte sie mit ihrem Handisplay durch die Social Media Kanäle. So brachte sie einen Großteil der Wegstrecke hinter sich und war schon kurz davor einzunicken, als ihr plötzlich ein bekanntes Gesicht entgegenflimmerte. Da war er wieder: Glenn Nachhal. Wieder hatte er seinen Hundeblick aufgelegt und entschuldigte sich für das Versagen eines dreißig Jahre alten Gezeitenkraftwerks. Tina musste nicht lange überlegen. Das hatte sie vor einer Woche deteriert. Angespannt lauschte sie Nachhals Worten. Das marode Kraftwerk stelle nun ein Sicherheitsrisiko dar. Es konnte nicht mehr instandgesetzt werden. Die Gefahren für die Umwelt waren zu groß. Kaum hatte er das gesagt, türmten sich die Totenköpfe und geballten Fäuste in den Reaktionsspalten der Social Media Plattformen. Keine Likes und Herzchen für ihn – nur Hass und Häme. Seit die Kommentare zugunsten der Hate- und Dislike-Buttons abgeschafft worden waren, musste man sich an diese Art der Aufmerksamkeit gewöhnen. Nachhal ließ es mit stoischer Miene über sich ergehen. Auch wenn Tina meinte, Tränen in seinen Augen zu sehen. Sie biss sich auf die Lippen. Armer Nachhal. Wenn sie ihm doch nur sagen könnte, dass es nicht an ihm lag. Aber die flirrenden Totenköpfe sprachen eine andere Sprache. „Ihr habt doch gar keine Ahnung“, zischte Tina laut. Als das Hassbarometer auf über 34.000 Fäuste anstieg, hielt sie es nicht mehr aus. Trotzig klickte sie neben seinem Video auf das kleine rote Herz. Es war das einzige im ganzen Stream.

Als sie zu Hause ankam, war sie zu aufgekratzt, um gleich schlafen zu gehen. Die Eindrücke der Nacht, das Schreien der Maschine, die lange Fahrt und das Video von Nachhal steckten ihr noch in den Knochen. Sie holte eine Hand voll Dehydrops aus dem Vorratsschrank und vergrößerte sie mit kaltem Wasser auf das volle Volumen. Irgendwas mit Honigbrot und Käsespätzle stand auf der Verpackung, aber im Grunde schmeckten sie alle wie aufgequollene Cornflakes.

Als die Sonne sich langsam aus den Hinterhöfen in ihr Küchenfenster vorgearbeitet hatte und Tina gähnend das Besteck abspülte, kribbelte in ihrer Hand das Muster eines

neuen Auftrags – diesmal im Bereich Hose. Das war lange nicht passiert. Hatte sie ihr Hosen-Profil nicht von der Jobplattform genommen? Als sie den Auftraggeber erkannte, entglitt ihr der Löffel und schlug scheppernd im Waschbecken auf.

Es war Glenn Nachhal. Hellwach starrte sie auf das Handisplay, auf dem sein aktueller Standort angezeigt wurde. Kein Zweifel, er war auf dem Weg zu ihr und hatte sie für einen Hosen-Dienst angefragt: „Hallo Tina, danke für dein Mitgefühl. Ich brauche jetzt jemanden, der mich in den Arm nimmt. Ich zahle 800 Hashs."

Ihr Herz klopfte mit einem Mal wie wild. Würde sie ihm in die Augen sehen können? „Das ist kein Date", sagte sie zu sich. „Seine Augen werde ich in der Hose sicher nicht finden." Aber es war riskant.

Sie dachte an die Heizung, die Löcher in ihren Schuhen, ein echtes Brot statt Dehydrops. Kurz entschlossen tippte sie auf *Auftrag annehmen*.

Als sie die Tür öffnete, war sie ein wenig enttäuscht. Er sah älter aus. Müder. Weniger poliert als in den Social Media Streams, aber wer war im echten Leben schon so schick wie online? Immerhin blieb er auf der Fußmatte stehen und wartete, bis er hereingebeten wurde. Ein Mann mit Manieren wie aus einem früheren Zeitalter. Er roch schwach nach Alkohol – aber nicht nach billigem Fusel, sondern nach etwas Teurerem. Wein oder Champagner. Hatte er gefeiert? Oder den Frust ertränkt?

Sie wollte ihn zum Duschen schicken, doch er bat stattdessen um einen Tee.

„Sie haben nur eine Stunde gebucht", sagte sie.

„Ich weiß. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich lieber mit Ihnen reden."

Tina fühlte auf einmal die Dehydrops kalt und schwer in ihrem Magen. Reden war eine Herz-Arbeit. Warum hatte er dann den viel teureren Hosen-Tarif gebucht? Sie hätte diesen Auftrag nie annehmen sollen! Was wollte er wissen? Was sollte sie sagen?

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er an ihr vorbei und setzte sich an den schmalen Küchentisch. Mit leichter Übelkeit folgte sie ihm.

Als sie heißes Wasser in zwei Teetassen goss, blickte sie aus dem Fenster und sah unten auf der Straße eine schwarze Limousine.

„Wartet die auf Sie?", fragte sie und stellte ihm die Tasse hin.

„Ja, ich muss nachher noch mal ins Büro und eine neue Ankündigung machen."

„Wieso?", fragte sie und verschränkte die Arme, damit er nicht sah, wie ihre Hände zitterten.

„Wir hatten heute Nacht wieder einen Defekt."

„Ach wirklich?", presste sie hervor.

„Sie müssen mir nichts vorspielen", sagte er gelassen und grinste sie über den Rand der Tasse hinweg an.

Sie erstarrte. Er wusste es. Er hatte sie in eine Falle gelockt. Warteten unten schon die Justiz-Roboter, die sie in den Biocycler stecken würden? Sie spähte zum Messerblock auf

der Küchenzeile. Leer. Verdammt, sie hatte ihr Messer gestern Tracy geliehen. Vielleicht konnte sie ihm den heißen Tee über den Schoß gießen und dann abhauen.

„Keine Angst", sagte er freundlich. „Ihnen wird nichts passieren."

„Wie … woher …?", stammelte sie, doch ihr Mund war so trocken, dass sie nicht weitersprechen konnte. Er war ein Mann. Wenn sie ihre Chance verpasste, würde sie sich nicht wehren können.

„Bitte, hören Sie mir zu", sagte er. „Sie sind eine sehr gute Arbeiterin. Aber wir müssen aufpassen, welche Verbindungen zwischen uns gezogen werden. Ich bin hier, weil Sie mir heute als einzige ein Herz hinterlassen haben. Das war unvorsichtig. Unzählige Menschen und Bots haben es registriert. Deshalb ist mir nichts anderes übriggeblieben, als hierherzukommen."

„Was? Wieso?"

„Wenn ich Ihre Wohnung verlasse, werden alle denken, dass ich mit Ihnen geschlafen habe, weil Sie die einzige Frau auf der Welt sind, die mich nicht hasst."

„Naja, es wird doch sicher noch andere …"

„Darum geht es doch gar nicht! Sollen sie es ruhig denken. Dann haben wir beide ein glaubwürdiges Alibi. Sollen sie lieber an die Hosen-Story glauben und Ihr Social Media Herz nicht mit dem Hand-Auftrag von gestern Nacht in Verbindung bringen."

„Ich weiß gar nicht, was Sie meinen …", begann sie stockend, doch er schüttelte den Kopf und sagte: „Haben Sie sich nie gefragt, woher die Codes stammen? Die detaillierten Anweisungen? Warum die Jobs so reibungslos verlaufen?"

„Von Ihnen sind die Aufträge zur Deteratur der Maschinen", sagte sie heiser.

Er lachte. „Natürlich. Was haben Sie denn gedacht?"

„Ich dachte, das sind Konkurrenten … wieso lassen Sie Ihre eigenen Maschinen zerstören?"

„Ach kommen Sie, das ist doch offensichtlich."

„Ist es das?"

Er schien für einen Augenblick irritiert, dann beugte er sich nach vorn, senkte seine Stimme und sprach im Flüsterton: „Wir sind am Ende, Tina. Das Evercyceln hat unsere Gesellschaft zum Stillstand gebracht. Wir sind von Systemen umgeben, die zwar das Alte immer schneller und effizienter reproduzieren können, aber zu keiner Innovation fähig sind. Das endlose Instandhalten, Warten und Reparieren zementiert den Status quo. Deshalb müssen wir unsere eigenen Maschinen kaputt machen. Damit wir Platz für neue Ideen haben."

„Aber warum schreiben Sie den Defekt dann nicht einfach von Anfang an in den Code?"

„Unmöglich. Wir haben die KIs vor langer Zeit so programmiert, dass sie sich unablässig gegenseitig überwachen und optimieren. Sobald sie eine Fehlfunktion entdecken, beheben sie sie sofort. Aber sie erschaffen nichts, verstehen Sie? Nur wenn sie die Ursache

für einen Fehler nicht finden können - wenn sie feststellen, dass ihre Logik versagt - unterbrechen sie die automatischen Prozesse und lassen Menschen das Problem lösen. Dann bekommen wir die Chance, Neues zu erfinden. Dann gibt es Hoffnung."

„Deshalb brauchen Sie einen Menschen für die Deteratur."

„Genau. Denn eine Sache haben wir den Maschinen immer noch voraus: Wir können die Regeln brechen, die wir uns selbst gegeben haben."

Er blickte auf sein Handisplay und stand auf.

„Ich muss jetzt los."

Sie begleitete ihn zur Tür. Als er im Flur stand, drehte er sich noch einmal zu ihr um und sagte: „Es tut mir leid, aber damit die Sache abgeschlossen ist, werde ich Ihnen für diesen Hosen-Job eine schlechte Bewertung geben müssen."

„Das ist in Ordnung. Die anderen Jobs sind mir sowieso lieber."

Er nickte und reichte ihr wortlos die Hand.

Als die schwarze Limousine längst abgefahren war, konnte Tina den warmen Abdruck seiner Hand noch immer auf ihrer Haut spüren.

Die Moralische Instanz

Heidrun Jänchen

Emma schaltete die Kamera ein, ehe sie das Krankenzimmer betrat.

„Guten Morgen“, sagte sie, während sie ihren Speicherchip in den Bildschirm über dem Bett schob. „Draußen scheint die Sonne. Sehen Sie, Herr Heuschkel, der Lavendel vor der Klinik blüht, und es sind hunderte Hummeln unterwegs.“ Damit hatte sie ihn meistens aus seiner Lethargie gerissen. Draußen war es trüb und regnerisch, und die Fotos stammten vom vorletzten Jahr, aber das musste er nicht wissen.

Aus dem rechten Auge lief eine Träne über das eingefallene Gesicht. Emma wusste nicht, ob sie Gefühle verriet oder doch nur eine Fehlfunktion der Tränendrüse. Unmerklich bewegte sich der Mund.

„Lasst mich sterben“, sagte der Mann. Er schien einen der klaren Tage zu haben.

„Aber ist das nicht schön? Die Sonne, die Blumen …“ Emma lächelte angestrengt.

„War“, sagte er kaum hörbar. „War schön.“

Sie fragte sich, wie es ihm überhaupt zu sprechen gelang, obwohl sein Blut von der leise brummenden Maschine neben seinem Bett mit Sauerstoff versorgt wurde und seine Lungen ohne Funktion waren. Er hatte seit mehr als einem Jahr das Krankenzimmer nicht verlassen. Der Bildschirm füllte sein Blickfeld aus. Wenn sie nicht kam und ihm Fotos von draußen zeigte, döste er vor sich hin. Sie hegte den Verdacht, dass er nicht mehr scharf sehen konnte. Eine andere Maschine führte dem Körper Nährstoffe und Opiate zu, die die Schmerzen unterdrückten. Das Gehirn, sagte die Krankenakte, konnte bei guter Wartung noch mehrere Jahre leben, obwohl sich der Körper langsam auflöste. Juristisch war Heuschkel ein lebender Mensch.

„Lasst mich“, wiederholte er, „endlich sterben.“

Emma nickte, und der Geist eines Lächelns huschte über sein Gesicht.

Der zweite Patient im Zimmer lag im Koma. Er war noch jung. Die Analyse aller Untersuchungen hatte ergeben, dass er wahrscheinlich wieder aufwachen würde. Aber nicht einmal die KI wusste, ob morgen, in einem Jahr oder in zehn Jahren.

Emma ließ die Speicherkarte zurück, als sie das Zimmer verließ. Sie konnte sie später holen. Genervt zerrte sie an ihrem Oberteil aus thermoaktiver Folie, das sich um die Achseln herum orange verfärbte. Wer immer sich die Mode dieser Saison ausgedacht hatte, war ein Sadist. Endlich konnte man nicht nur riechen, sondern auch sofort sehen, wer ins Schwitzen geriet. Emma hasste diese Foliendinger und hoffte, dass die Herbstmode wieder auf Baumwolle und Leinen setzen würde.

In ihrem Arbeitszimmer öffnete sie den Dialog mit der KI. „Julian Heuschkel“, sagte Emma, „Nummer einundvierzig fünfhundertsiebzehn. Er wünscht keine lebensverlängernden Maßnahmen mehr. Ich halte das für authentisch. Er ist vollständig bewegungsunfähig, sein Körper ist so gut wie tot, und es besteht keine Aussicht auf Heilung. Ich befürworte das Abschalten der Maschinen.“

Der Avatar der KI war ein abstraktes geometrisches Muster, weil Emma ein pseudomenschliches Gesicht abgelehnt hatte. Doch dann hatte sie nach Mustern im Muster gesucht und begonnen, den Formen und Farben Stimmungen zuzuordnen, die eine KI nicht haben sollte. Aber es gab diese charakteristischen Änderungen. Jetzt zog sich das Muster zusammen. „Die Pflege ist kostendeckend“, sagte die KI. „Seit der Patient auf künstliche Ernährung umgestellt wurde, konnte die Effizienz so verbessert werden, dass die Kosten um vier Prozent unter der Pauschale liegen. Ich kann eine Abschaltung nicht empfehlen. Außerdem gibt es derzeit keinen Bedarf für ein intensivmedizinisches Dauerpflegebett. Wenn wir abschalten, gibt es einen Leerstand, und wir machen Verlust.“

„Aber die Prognose ist so negativ wie nur möglich. Die Wahrscheinlichkeit, dass Heuschkel im Verlauf seines Lebens noch einen ökonomischen Nutzen erwirtschaften kann, ist Null.“ Es war sinnlos, hatte Emma gelernt, der KI mit Gefühlen zu kommen.

„Für die Klinik ist er ein negativer Kostenfaktor“, erwiderte die KI. Das Muster verschob sich von Blau in Richtung Violett.

„Ich empfehle trotzdem die Abschaltung.“ Emma wusste, dass ihre Entscheidung in der Warteschleife geparkt werden würde, bis der Klinikdirektor sie bestätigt haben würde. Da parkten schon drei andere ihrer Empfehlungen. Das machte ihr keine Angst, nur ein leicht flaues Gefühl. Sie war sicher, dass sie richtig entschieden hatte, aber es war nicht gut, zu oft im Widerspruch zur KI zu votieren.

Mit einem Seufzer machte sie sich an die Durchsicht der Transplantationsvorlagen. Solange die Organzucht instabil lief und wegen der hohen Verlustrate ein Höllengeld kostete, landeten diese Fälle auf ihrem Tisch. Ein Herz, eine Leber. Die Liste der Bedürftigen mit Lebensalter, allgemeinem Gesundheitszustand (in der Regel nicht gut, so ohne funktionsfähiges Organ), Arbeitsstatus, IQ und ökonomischer Prognose. Es wäre ihr leichtgefallen, ein zehnjähriges Kind einem bedürftigen Neunzigjährigen vorzuziehen. Der hatte sein Leben gehabt. Aber wie abwägen zwischen einem kinderlosen BGE-Empfänger von vierunddreißig Jahren und einem fünfzigjährigen Firmware-Spezialisten in fester Anstellung?

Die ökonomische Prognose rechnete säuberlich die Kosten der Transplantation, das Risiko von Komplikationen und den möglichen wirtschaftlichen Nutzen bis zum Erreichen des Rentenalters auf. Emma hatte das Gefühl, die KI versuchte, sie in eine bestimmte Richtung zu drängen. Die Prognose war eine Neuerung aus dem letzten Jahr. Natürlich wusste sie, dass die KI keine finsteren Absichten hatte. Sie hatte überhaupt keine Absichten. Sie war ein Algorithmus. Wahrscheinlich hatte nicht einmal der Programmierer Absichten gehabt. Aber irgendwer hatte das Pflichtenheft für den Algorithmus geschrieben. Dieser

Irgendwer hatte letztes Jahr eine kleine Entscheidungshilfe einfügen lassen. Die Frau hat drei Kinder? Na und? Sie hat keine Arbeit, und der IQ der Kinder spricht nicht dafür, dass sie später im Leben einen Nettonutzen haben werden. Wer hatte schon einen Nettonutzen?

Emma gab sich Mühe, die Prognose zu ignorieren, aber ihre Augen wanderten immer wieder zu den fettgedruckten Summen zurück. Seit letztem Monat waren die Empfänger nach ökonomischem Restwert aufgelistet, die wirtschaftlichsten zuoberst. Emma druckte die Liste aus, schnitt sie in Streifen und legte sie nebeneinander. Es war ihr Job, eine moralische Entscheidung zu treffen, nicht eine ökonomische.

Als sie ihr Votum endlich abgeschickt hatte, fühlte sie sich wie immer ausgelaugt. Was, wenn sie sich falsch entschieden hatte? Wenn die Prognosen völlig falsch waren, weil das jugendliche Genie nächsten Monat von einer Straßenbahn überfahren werden würde? Oder war der Programmierer ein Psychopath, der seine Frau schlug? Sie saß in ihrer Höhle und sah die Schatten der Menschen an den Wänden, und das System ließ nicht zu, dass sie hinausging und stattdessen die Menschen selbst anschaute oder gar mit ihnen sprach.

Draußen hingen schwere, blauschwarze Wolken am Himmel. Vielleicht würde es das erste Gewitter des Jahres geben. Nach dem trockenen Frühjahr wurde es höchste Zeit, aber natürlich hatte Emma keine Regenjacke dabei. Sie schaltete das Terminal ab, griff ihren Rucksack und lief los. Sie hoffte, vor dem Wolkenbruch zu Hause zu sein.

„Frau Schneider? Haben Sie fünf Minuten?“

Der Direktor. Emma drehte sich um. „Ja. Ja klar.“

Er hielt ihr auffordernd seine Tür auf und deutete auf den Besucherstuhl. „Frau Schneider, Sie wissen, wie wichtig Ihre Arbeit für unser Klinikum ist. Wir schätzen Sie sehr. Aber in letzter Zeit treffen Sie immer häufiger Entscheidungen, die den Empfehlungen der KI widersprechen. Müssen wir uns Sorgen machen?“

„Die KI richtet ihre Empfehlungen stärker nach ökonomischen Gesichtspunkten aus. Aber mein Job ist es nicht, wirtschaftliche Empfehlungen zu geben, sondern ethische und moralische. Das ist nicht immer dasselbe.“ Sie zwang sich, dem Direktor gerade ins Gesicht zu sehen, statt die Augen niederzuschlagen. Ihr war unangenehm bewusst, dass sich die Farbe ihres Oberteils in Richtung Orange veränderte. *Nicht hinsehen*, ermahnte sie sich, *auf gar keinen Fall hinsehen.*

„Wirtschaftlichkeit ist doch nicht unethisch. Je wirtschaftlicher wir entscheiden, umso mehr Menschen können wir mit unseren begrenzten Mitteln helfen. Und wir wollen doch möglichst vielen Menschen helfen.“ Er schaute sie fragend an, so wie man ein begriffsstutziges Kind anschaute, das es nicht schaffte, zehn Prozent von fünfhundert Gramm auszurechnen.

„Die Fragestellung ist falsch. Sie postuliert, dass die Mittel begrenzt sind und begrenzt sein müssen.“

„Aber wer soll denn die stetig steigende Zahl der BGE-Empfänger finanzieren? Ein unwirtschaftliches Gesundheitssystem ist das Letzte, was wir da noch brauchen.“

Emma seufzte. „Die Zahl der BGE-Empfänger steigt, weil die Arbeitsproduktivität steigt – also weniger Zeit nötig ist, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Wir brauchen kein Geld, wir brauchen Bedürfnisbefriedigung.“ Emma stand auf, zu abgespannt, um eine lange philosophische Debatte zu führen.

Der Direktor erhob sich ebenfalls. „Aber Sie sollen ja moralische Entscheidungen treffen – nur nicht ganz so unwirtschaftliche!“, rief er aus. „Überlegen Sie sich das noch einmal. Treffen Sie eine endgültige Entscheidung am Donnerstag.“

Da war es wieder, das Problem, dass sie gerade noch abgearbeitet geglaubt hatte. „Ich denke darüber nach“, murmelte sie, was die reine Wahrheit war, denn es fiel ihr immer schwerer, die Schicksale der Menschen im Krankenhaus zu lassen.

„Gut! Sehr gut!“ Der Direktor strahlte. „Wir werden Ihre Stelle vielleicht aufwerten. Die Verantwortung ist schließlich enorm.“

Emma nickte. Hatte er gerade versucht, ihre Moral zu kaufen?

„Ich wusste doch, dass sich für alles eine Lösung findet.“

Auf dem Flur putzten zwei Roboter herum. Emma war so wütend, dass sie dem einen ins Hinterteil trat. Er schlitterte und knallte mit dem oberen Putzarm gegen eins der optimierten Bilder an der Wand – Mohnblumen vor einer weiten Wiese mit blauem Himmel darüber und ein paar weißen Wölkchen garniert. Die satten Farben konnten auch Menschen mit Sehbehinderung gut wahrnehmen, der Inhalt rief positive Erinnerungen ab, und der naturalistische Stil verunsicherte niemanden und regte keinen auf. Mit anderen Worten: Es war nicht schade darum. Wo das herkam, gab es noch Millionen Variationen zum Thema, mit Sonnenblumen, Löwenzahn, Gänseblümchen, Veilchen …

Der Roboter begann sofort, die Scherben einzusaugen. Als der Boden wieder sauber war, stockte er. Ein Programmmodul verlangte, dass er das Bild an der Wand geraderückte und abstaubte, ein anderes stufte das beschädigte Bild als Müll ein, der in den Abfallbehälter gehörte. Ohne klare Priorität nahm er das Bild ab und hängte es wieder auf, rückte es gerade, staubte es ab, nahm es herunter, hängte … Er würde damit erst aufhören, wenn ihm ein Mensch mit der Befugnis zur moralischen Entscheidung eine Anweisung gab. Emma hätte das Ding einfach wegwerfen können, aber dafür wurde sie nicht bezahlt.

Sie zupfte noch einmal an ihrer Bluse herum, weil die Folie schon wieder zwischen ihren Schulterblättern klebte. Als sie ins Foyer kam, zuckten draußen die ersten Blitze und Regen hämmerte an die acht Meter hohen Fenster.

„Emma!“, rief eine Frauenstimme.

Sie drehte sich um. „Rebecca!“ Der Versuch, die Begeisterung zu erwidern, überzeugte nicht einmal sie selbst, doch ihre Schwester schien sich nicht daran zu stören.

„Wie schön, dich zu sehen! Du siehst gut aus. Neuer Haarschnitt?“

„Ja, ja klar. Die neue Sommerfrisur.“

„Tolle Farbe!“

Die aktuelle Modefarbe war platinblond mit einer himmelblauen Strähne, und Emma fand, dass sie damit wirkte wie etwas, das in einem Palast aus Eis lebte. *Der Herbst*, tröstete sie sich, *wird bestimmt besser.* „Was brauchst du?“

„Musst du so sein, Emma? Ich hab’ dir Sachen vom Hof mitgebracht. Ökologische Eier von glücklichen Hühnern, Himbeermarmelade, frische Leberwurst, Äpfel …“

„Ich habe eine Apfelallergie“, warf Emma ein und zupfte mit der linken Hand verstohlen die Folie vom Rücken. Ihre Schwester trug Armeehosen, eine leicht abgeschabte Regenjacke und das Katzen-T-Shirt, das Emma sich vor fünf Jahren aus Montenegro mitgebracht hatte, aber nicht mehr zu tragen wagte, seit das Schwarz ein wenig verblichen war und die Schrift bröselte. Schlichte Baumwolle, ein Traum. Entweder war man Verdiener und konnte Urlaub in Montenegro machen oder man konnte es sich leisten, in einem sichtlich abgetragenen T-Shirt herumzulaufen. Das Dilemma ihres Lebens. Gleich nach der Verteilung rarer Organe jedenfalls.

„Dann eben nicht die Äpfel. Oder versuch es mit Apfelmus. Dagegen ist keiner allergisch.“

Emma seufzte. „Wofür brauchst du das Geld?“

„Mein Computer hat den Geist aufgegeben. Wenn ich die Pauschale für *Kommunikationstechnik* im Grundeinkommen spare, dann kann ich mir in ungefähr zwanzig Jahren einen neuen kaufen. Ich will doch nichts geschenkt haben. Kauf mir wenigstens die Eier ab. Du weißt, ich kann die nicht offiziell verkaufen. Wenn ich die Einnahmen versteuere …“

Emma wusste. Auch sie zahlte Steuern. Für einen Moment erwog sie die Behauptung, Veganer geworden zu sein, aber dann würde Rebecca mit ihrem kränklichen Gemüse wiederkommen. Dann schon lieber die Eier. „Na gut, die Eier.“

„Wenn du nur eine Zehnerpackung Eier nimmst, dann kriege ich nicht mal das Stromgeld für das Auto wieder rein.“ Rebecca schaute sie an wie ein Cockerspaniel, dem man den Gummiknochen weggenommen hat.

„Ich fahre Fahrrad“, sagte Emma. Sie würde nass werden, wenn sie jetzt losfuhr.

„Weißt du, wie weit es bis Niederkromstedt ist?“

„Ich weiß es. Ich war schon da. Es ist der Arsch der Welt. Ich verstehe nicht, wie du auf Dauer dort von Grundsicherung leben kannst.“

„Für die Kinder ist es auf dem Dorf viel besser. Sie haben Platz, es ist sicher … Wie oft haben wir das schon diskutiert?“

„Und du hast kein Geld für einen Computer.“

„Was ist mit der Leberwurst?“

„Nur eine halbe. Ich esse da den Rest des Monats dran.“ Emma wusste, dass sie einen Fehler machte, denn für die halbe Wurst würde sie das Gleiche wie für die ganze bezahlen. Der Preis berechnete sich nicht nach dem Gewicht der Wurst, sondern nach den Kosten für

den Computer. „Wie geht's den Kindern?", fragte sie, um von den Verkaufsverhandlungen abzulenken.

„Charlotte macht ihr Ding, aber Friedrich kommt mit dem Fernunterricht nicht zurecht. Er braucht jemanden, der ihm in den Hintern tritt, und zwar dreimal jede Stunde. Ich habe den Sohn vom Nachbarn für Nachhilfe engagiert. Max repariert ihnen dafür das Dach der Scheune."

Sie redeten noch eine Weile über Küchenkräuter, Hühnerkrankheiten und das Problem, irgendwo preiswerte Nägel aufzutreiben. Emma fühlte sich außerstande, von ihrer Arbeit zu sprechen. *Ich streite mich mit einem Algorithmus, ob ein Mensch, der nicht mehr selbst atmen kann, sterben darf oder zum Wohle der Klinikfinanzen noch ein Jahr leben muss.* Das konnte man keinem Menschen erklären, der eigenen Kohlrabi anbaute.

Sie war froh, als der Gewitterregen aufhörte und ihr einen Anlass bot, sich zu verabschieden. Es war deutlich kühler geworden. Die Luft war sauber und roch nach nassem Gras. Emma atmete tief durch, während sie an der Saale entlang nach Hause fuhr.

Eigentlich verstand sie sich mit Rebecca, seit sie in der Pubertät aufgehört hatten, sich um Spielzeug zu streiten, aber der Einkommensunterschied brachte den Haussegen in Schieflage. Immer schwang der Vorwurf mit: Du hast doch Geld. Du verdienst doch. Du kannst dir doch leisten, mir meinen Computer zu finanzieren.

„Ich arbeite, verdammt nochmal!"

Zwei Spaziergänger schauten sich verblüfft nach ihr um.

Natürlich arbeitete auch Rebecca. Das Haus, der Gemüsegarten, die Hühner, die Schweine, die Kinder, die merkwürdigen Tauschgeschäfte auf dem Dorf – selbstgestrickte Schafwollsocken gegen Eier, Betten aus Brettern zweifelhafter Herkunft gegen Geschirr aus dem Niederkromstedter Brennofen, Blutwurst gegen Abfassung der BGE-Anträge fürs nächste Jahr. Aber Rebecca war nicht gezwungen, über Leben und Tod zu entscheiden.

Zum ungefähr tausendsten Mal sagte sich Emma, dass sie nicht schuld daran war, dass Rebeccas Glaube, Kunst könnten nur Menschen machen, ein Irrglaube gewesen war. Programme, die auf riesige, unvorstellbar gigantische Datenbanken zugriffen, konnten einen Rembrandt, einen Hokusai oder einen van Gogh fälschen, und der einzige Unterschied waren die modernen Untergründe und Farben. Van Gogh hat nie den Kirchturm von St. Remy gemalt? Woher soll der Durchschnittsbürger das wissen? Er sieht perfekt vangoghig aus. Die Algorithmen wussten besser als van Gogh, wie van Gogh gemalt hatte. Es war en vogue, RoboArt zu kaufen.

Emma hielt einen Moment an und starrte auf die Saale, in der sich die Erlen am Ufer spiegelten. Wie immer hatte sie das Gefühl, die Welt im Wasser sei die intensivere: kräftigere, dunkle Farben, der Himmel ein unglaublich blaues Blau, und mitten im Himmel schwamm eine Stockente. Sie würde nie in der Lage sein, diesen Moment zu malen, aber die Roboter waren es – besser als die Realität.

„Kauf dich glücklich und unterstütze die lokale Wirtschaft!“, begrüßte sie das erste e-Banner am Radweg zielgruppengerecht. Jetzt radelte der spärliche Berufsverkehr. „Es gibt kein schlechtes Wetter – nur falsche Kleidung“, „Zeit für die Revolution des Radfahrens!“, „Kaffee? Geht besser!“, „Wilde Urlaubsfarben für dich!“, „Das Beste für den Gourmet in dir“.

Ja, seufzte Emma innerlich, *ich hab's verstanden. Keine handgemachte Leberwurst vom Dorf. Keine von normalen Hühnern ausgeschissenen Eier, sondern Eiersalat, Eiercreme oder Rührei zum Aufwärmen in der Mikrowelle, das viel mehr nach Ei schmeckt als Eier von Hühnern.* Die Werbestrecke war eine Plage, täglich neu, frisch und nervtötend.

Auf Höhe des Burgauparks, der kein Park, sondern ein heruntergekommenes Einkaufszentrum war, sammelte ein Trupp in neongrünen Warnwesten leere Flaschen, Kaffeebecher und anderen Müll vom Rasen und aus dem Gebüsch. Es wirkte engagiert – Bürger, die ihre Stadt schöner machten. Aber Emma wusste, dass es BGEler waren, denen das Sozialamt die Gelegenheit gab, der Gesellschaft *etwas zurückzugeben*. Im Krankenhaus bekam man alles Mögliche zu hören. Sie waren billiger als Roboter, denn sie kosteten nichts. Seit sich – von der Stadt weder bestätigt noch dementiert – herumgesprochen hatte, dass sich mitunter die Miete der städtischen Sozialwohnungen erhöhte, wenn man sich zu hartnäckig weigerte, freiwillig der Gesellschaft etwas zurückzugeben, mangelte es nie an Freiwilligen. Man kürzte das bedingungslose Einkommen nicht.

Man hatte andere Möglichkeiten gefunden.

Die Trupps in den grünen Westen verunsicherten Emma jedes Mal. Sie waren die Alternative zur Arbeit, die sie voller Weltverbesserertum und Verantwortungsbewusstsein aufgenommen hatte – und die sie inzwischen von Herzen hasste. Weil sie so vergeblich war. Weil man Emmas inneren moralischen Kompass mit immer neuen wirtschaftlichen Kennzahlen wie mit einem Magneten neu zu justieren versuchte.

Als sie Arved Kuntz unter den Müllaufräumern entdeckte, hob sie automatisch die Hand zum Gruß. Ihre Blicke trafen sich, aber er schaute sofort weg, als habe er sie nicht erkannt. Da erst erinnerte sich Emma, dass sich der Nachbar aus dem Stockwerk unter ihr mit den Worten verabschiedet hatte, er zöge wegen einer neuen Arbeit nach Bamberg. Weit war er auf dem Weg nach Süden nicht gekommen, vermutlich gerade bis in die Plattenbauten am Stadtrand. Das hieß, dass jetzt ein Roboter oder ein Programm Kuntz' Job machte, während er für seine Aufbewahrung in einer Fünfundzwanzig-Quadratmeter-Wohnung der Gesellschaft etwas *zurückgab*.

Sie wusste nicht viel über Kuntz. Man traf sich im Treppenhaus, man grüßte, man nahm Päckchen an, wenn man zufällig zu Hause war, und manchmal zupfte man zusammen Unkraut aus dem Blumenbeet im Hinterhof. Trotzdem fühlte sie sich merkwürdig unwohl, als sie nach Hause kam und die gardinenlosen Fenster im zweiten Stock sah. Die Wohnung musste seit einem halben Jahr leerstehen und Emma war es nie aufgefallen.

Sie packte Wurst und Eier in den Kühlschrank, riss sich die inzwischen tiefrote Bluse vom Leib und verschwand auf kürzestem Wege unter der Dusche. Für den Rest des Tages – falls sie nicht aus dem Haus ging – konnte sie in alten Jeans und einem verblichenen, ehemals grünen T-Shirt herumlaufen, ohne einen unangemessenen Eindruck zu machen. Sie hätte beides schon längst verschenkt haben sollen, aber das Zeug war einfach bequem.

Während sie später zwei Eier mit Speck briet und ein paar Stängel Schnittlauch darüber schnipselte, dachte sie auftragsgemäß über den unendlich langsam sterbenden Julian Heuschkel nach, dessen Welt aus einem Bildschirm über seinem Bett bestand. Es war ein Bild, das sie manchmal bis in den Schlaf verfolgte, denn er war weder der Erste, noch würde er der Letzte sein, der da lag. Irgendwann würde auch sie da liegen und eine KI würde ausrechnen, wann und wie man sie am ökonomischsten entsorgen sollte.

Die Eier waren gut, aber eigentlich hatte Emma keine Ahnung, woran man die Qualität von Eiern feststellen konnte. Sie schmeckten wie Eier. Dass sie sich selbst etwas zu essen machte, statt bei einem Bringdienst zu bestellen, der auf den Umsatz angewiesen war, war unsozial. Aber es wäre ebenso unsozial gewesen, die Eier nicht von ihrer Schwester zu kaufen, die auf den illegalen Umsatz angewiesen war. Vielleicht hätte sie die Eier nehmen und zu einem Automaten-Imbiss am Markt oder am Eichplatz bringen sollen, wo eine Eierbratmaschine sie ihr für eine absurde Summe gebraten hätte. So wäre allen geholfen und ein Maximum an Geld für ein Minimum an Genuss geflossen.

Sie merkte, dass sie zu lange auf die dunkle Fläche ihres Fünfzig-Zoll-Monitors gestarrt hatte, als er sich anschaltete und sie mit personalisierter Werbung zuschüttete: der perfekte Wein zum Rührei, bequeme, atmungsaktive Hauskleidung in den aktuellen Modefarben Myrtille und Lavasand, der Fahrradsattel, der sich individuell an den Sitzmuskel anpasste, Reisen nach Nordschweden, wo sich modernste Hotelzimmer in der Mitternachtssonne mit ursprünglicher Wildnis zum vollkommenen Urlaub vereinigten ... Geld auf der hohen Kante? Aber da könnte es runterfallen! Gönn dir lieber etwas, das dich glücklich macht!

Emma holte sich nicht den perfekten Wein zum Rührei, sondern ein Bier. Was würde sie vermissen, wenn sie keine Arbeit hätte, sondern vom BGE leben müsste? Brauchte sie die siebzig Quadratmeter Wohnfläche? Brauchte sie die ständig wechselnde Mode, von der die Hälfte scheußlich war? Andererseits musste sie sich keine Gedanken darüber machen, dass ihr Computer ausfallen könnte und ihr das Geld für einen neuen fehlen würde. *Vielleicht*, sagte die Stimme der Werbung in ihrem Kopf, *sollte ich einfach einen neuen kaufen und Rebecca den alten schenken?* Aber ihr graute vor der Arbeit, die Daten umzuschaufeln, alles zu löschen und die Festplatte zu formatieren. Ihr graute auch davor, sich aus hunderten Computern einen aussuchen zu müssen.

Der Urlaub würde ihr fehlen. Die Provence, die Berge in Südtirol, Griechenland. Raus aus dem Alltag, raus aus allem, eintauchen in eine fremde Welt. Alles vergessen – den gesellschaftlichen Status, den Konsumzwang, die sterbenden Körper, die unlösbaren

Fragen der Gerechtigkeit. Aber war es das wirklich wert? Arbeitete sie dafür, dass sie der Arbeit entfliehen konnte?

***

Am Donnerstagmorgen ging sie noch einmal zu Julian Heuschkel. „Gestern hat es geregnet“, sagte sie. „Ein richtiges Gewitter. Es hat sich abgekühlt.“ Sie lächelte, aber ihm fehlte die Kraft, den Kopf so weit zu drehen, dass er sie hätte sehen können. „Das ist gut für die Bäume.“ Der Bildschirm zeigte ein belangloses Vormittagsprogramm: eine Kochshow mit Rezepten, deren Zutaten sich die Leute, die Vormittagsprogramme anschauten, ohnehin nicht leisten konnte. Rebecca nannte das *Küchenporno*. Emma bezweifelte, dass Heuschkel die Sendungen überhaupt noch wahrnahm. Sie beugte sich über ihn.

Eine winzige Bewegung huschte über das blassgraue Gesicht. Er bewegte die Lippen, aber sie hörte nichts als das Geräusch der Sauerstoffmaschine. Sie ahnte, was er sagen wollte. Sie nickte, wandte sich um und verließ das Zimmer. Draußen atmete sie tief durch. Dann machte sie sich auf den Weg zum Büro des Direktors.

***

„Frau Schneider?“ Der Direktor wirkte verwundert.

„Sie hatten gesagt, ich sollte mir die Entscheidungen vom Dienstag noch einmal überlegen.“

„Ja und?“

„Ich habe darüber nachgedacht. Heuschkel ist effektiv unfähig, seinem Leben ein Ende zu setzen. Aber das Abschalten der Maschinen wäre ein erhebliches moralisches Dilemma, das man einem anderen Menschen aufbürden würde. Es ist moralisch nicht zu verantworten, und es ist auch finanziell … nicht optimal. Ich schlage vor, bis zum Erlöschen der Hirnfunktion die Opiatdosis zu erhöhen, damit er seine Situation nicht mehr wahrnimmt.“ Emma würgte an den letzten Worten, aber irgendwie gelang es ihr, sie auszusprechen, ohne sich vor Ekel zu erbrechen. Sie sah den Direktor mit steinerner Miene an. Er hatte, was er wollte, aber sie gönnte ihm nicht die Genugtuung zu sehen, wie sie sich dafür schämte.

„Das wären Mehrkosten“, erwiderte der Mann. „Apropos Kosten. Nach erneuter Prüfung der Gesetze habe ich entschieden, Ihre Stelle einzusparen.“

„Aber“, sagte Emma, „aber das ist nicht zulässig. Die KI darf nicht allein …“

„Das Gesetz verbietet, dass eine KI die letztendliche Entscheidung über Leben oder körperliche Unversehrtheit eines Menschen trifft. Es verlangt nicht, dass die Stelle einer Moralischen Instanz geschaffen und mit einer studierten Philosophin besetzt wird.“

„Aber die Verantwortung …“, stammelte Emma und hasste sich dafür. Gerade hatte sie bewiesen, dass sie aus Angst um ihren Provence-Urlaub bereit war, auf die Verantwortung zu scheißen.

„Dem Buchstaben des Gesetzes ist Genüge getan, wenn künftig ich die letztendliche Entscheidung treffe, basierend auf den Bewertungen der KI. Für die Rentabilität der Klinik ist das die optimale Variante, zumal wir die Kosten für Ihre Stelle einsparen können. Die schriftliche Kündigung geht Ihnen morgen per Post zu."

Emma drehte sich um und ging hinaus. Der Putzroboter auf dem Gang wich ihr aus, bevor sie nach ihm treten konnte. Tränen füllten ihre Augen und in hilfloser Wut schlug sie gegen die Wand.

Es tat weh.

Emma war nicht dafür gemacht, Wände zu schlagen. Sie hätte gern etwas Böses und Dramatisches getan – mit einer Maschinenpistole durch die Gänge marschieren und jede verdammte Maschine erschießen zum Beispiel –, aber sie konnte nicht einmal eine Wand verprügeln, ohne sich wehzutun.

Hätte der Direktor sie nicht wenigstens feuern können, ehe sie ihre letzten moralischen Grundsätze über Bord werfen konnte? Und ihre Selbstachtung gleich hinterher? Was blieb ihr jetzt noch? Ein leises, erbärmliches Winseln drängte aus ihrem Mund nach draußen.

Doch dann richtete sie sich auf, fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht und atmete durch. Eine Sache war da noch.

***

Behutsam strich sie mit der immer noch schmerzenden Hand über Julian Heuschkels Wange. Diesmal hatte sie die Kamera nicht angeschaltet.

„Auf Wiedersehen", sagte sie. Es klang falsch. Sie wusste, dass genau das nicht geschehen würde, aber ihr fiel beim besten Willen nichts Passenderes ein. Lange blickte Emma auf das faltige Gesicht. „Wir bringen das jetzt zu Ende."

Sie nahm einen Latexhandschuh aus der Spenderbox neben dem Bett und streifte ihn über. Dann zog sie den Stecker des Sauerstoffgerätes aus der Steckdose.

Wiederverwertung

Jol Rosenberg

Enrik sah dem ins Wasser tauchenden Käfig nach. Er hasste diesen Moment, vom ersten Tag an, seitdem er auf dem Bergungsschiff arbeitete. Diesen Moment, in dem der Käfig mit den Arbeitsklonen ins Wasser sank, die Gestalten aufrecht und reglos nebeneinander, als mache es ihnen nichts aus, mit den Füßen an einen Käfigboden gefesselt zu sein, der sich unaufhaltsam ins Nass senkte. Bis er irgendwann den Meeresboden erreichte und die Klone sich ausklinken durften, um ihre Arbeit zu tun. Erst dann hatten sie Zugang zum Atemgerät. Man musste sehr wenig menschlich sein, dass einen so etwas nicht störte. Aber Klone waren ja auch keine Menschen. Trotzdem schnürte es Enrik die Kehle zusammen, wenn er dem abtauchenden Käfig zusah. Jedes Mal.

Wellen umspülten die kräftigen Körper, salzige Gischt schlug über den haarlosen Köpfen zusammen. Dann verschwand der Käfig; das Stahlseil, das ihn hielt, glitt ins Wasser, Meter für Meter. Enrik starrte auf die rostigen Stellen des Seils. Salzwasser setzte fast allen Materialien zu. Dazu kamen das heiße Klima und die hohe Beanspruchung – immerhin machte die Nordallianz damit Profit, und das war das Entscheidende.

Auf dem Brückendeck prangte das Logo der Firma, ein abstraktes Gesicht im Profil vor dem Gehäuse eines nicht näher bestimmten technischen Geräts. Wenigstens war keines über seinem Bett. Enrik wusste, dass er zufrieden sein sollte. Schließlich war er kein Vertragsarbeiter, sondern ein richtiger Angestellter. Mit Kündigungsrecht und einem freien Tag die Woche, Gehalt vom ersten Tag an und allem Drum und Dran. Das hieß jedoch nicht, dass er seinen Arbeitgeber ins Herz geschlossen hatte.

Die Nordallianz war ein Krake, der seine Tentakel überallhin ausstreckte, ein Moloch, der viel zu viel Macht beanspruchte. Offiziell mochte es so sein, dass Enrik einfach gehen konnte, wenn es ihm hier nicht passte. Aber er war nicht so dumm zu glauben, dass sie ihn so einfach gehen lassen würden. Jemanden der wusste, wo die guten Fundstellen waren? Der gesehen hatte, wie es auf dem Schiff zuging? Der die technischen Details der Motoren, des Recycling- und Solarsystems – ja so gut wie aller Anlagen hier kannte? Vergiss es, Enrik! Du bleibst hier, solange du noch krauchen kannst und Geld einspielst. Und wenn du es nicht mehr kannst, gehst du über Bord. Fertig.

Enrik wandte sich den Sammelkörben zu, riesigen Metallcontainern, die mit einem dünnen Gitternetz bespannt waren, damit ja nichts verloren ging. Schräg und krumm standen sie auf dem Ausleger. Er zerrte und schob, um sie geradezurücken. Vergeblich, die Dinger waren ineinander verkantet. Solang es irgendwie funktionierte, reichte es aus. Und

wenn die Körbe sich noch mehr verkanteten? Auch egal, die Klone würden es schon richten. Unter Wasser war alles leichter. Und Klone beschweren sich nicht.

„Enrik?“ Das war Polsars Stimme. Enrik drehte sich zu seiner Chefin um. Sie hatte einen Hang dazu, unerwartet aufzutauchen. Wie lange sie ihn wohl schon beobachtet hatte? Er rang sich einen, wie er hoffte, freundlichen Gesichtsausdruck ab. Niemand sollte denken, dass er irgendetwas gegen die Nordallianz hatte.

„Ja?“

„Schau dir mal die Kompartments an. Da stimmt wieder irgendwas nicht.“

„Was denn?“

„Frachtraum D.“ Sie eilte davon.

Wie sollte er mit solchen Fehlerbeschreibungen arbeiten? „Da stimmt etwas nicht!“ Enrik musste aufpassen, dass er sich seinen Ärger nicht anmerken ließ. Es nutzte ohnehin nichts. Polsar scherte sich nicht um Fehlerbeschreibungen. Wichtig war, dass der Kasten lief und alle arbeiteten. Die Details waren Sache derer, die dafür bezahlt wurden. Oder die Arbeit ohne Bezahlung verrichten mussten, wie die Klone.

Er wuchtete die klemmende Luke auf und kletterte hinunter in den Frachtraum, der für die nichtmenschlichen Arbeiter reserviert war. Das Schiff war sorgfältig aufgeteilt: oben die Kabinen für die menschliche Mannschaft, unten die Frachträume. C und D für die Klone, A und B für die wirkliche Fracht: Materialien, die sie vom Meeresgrund heraufholten und an die Recyclingzentren verkauften. Metalle, Steine, Kunststoffe, Beton - die alten Städte aus der Zeit vor dem Anstieg waren eine Fundgrube an Materialien. Wenn man es denn schaffte, sie zu finden und zu bergen.

Enrik ging an den Zubereitern, die das Essen für die Klone zur Verfügung stellten, sowie den Hygieneräumen vorbei und betrat den Raum mit den Kompartments. Die sargähnlichen Kisten standen in langen Regalen, die wegen des Seegangs im Boden und in der Decke des niedrigen Raumes verankert waren. Ein Kompartment war gerade groß genug für den standardisierten Körper eines Bergungsklons. Es musste eng sein da drin. Aber Klone hatten keine Gefühle. Wenn Enrik diesen Job machen wollte, musste er aufhören, an sie zu denken, als seien sie Menschen. Sie waren keine. Sie waren Maschinen aus Fleisch und Blut, erzeugt für eine bestimmte Aufgabe, die sie mit bemerkenswerter Präzision und Effektivität verrichteten.

Enrik durchquerte den Raum und legte seine Hand auf die Eingabeplatte an der Tür des Technikraums. Der Riegel klickte, Enrik stemmte sich gegen das Türblatt und drückte es auf. Es klemmte. Wie alles auf diesem Sch … iff. Er schob sich in den winzigen Raum und fuhr das Hintergrundsystem hoch. Das Display glomm auf und wurde langsam heller. Die Rechtecke der 24 Kompartments wurden sichtbar. Dem System zufolge waren drei belegt. Enrik atmete tief ein. Drei galt als akzeptable Rate. Der Gedanke, dass in drei dieser Kisten jemand, nein etwas, lag, atmete und schlief, war beunruhigend. Er las die Daten aus. Alle drei hatten Barotraumen, Ohrverletzungen, einer zusätzlich eine Lungenfehlfunktion.

Das Überwachungssystem hatte die Schäden als wirtschaftlich reparabel eingestuft. Ein Klon mit als unwirtschaftlich eingestuften Verletzungen würde wohl kaum in der Lage sein, die steile Leiter zu benutzen und in sein Kompartment zu klettern. Welches ohnehin nichts weiter tun würde, als ihn abzuschalten und dem schiffseigenen Recyclingsystem zuzuführen. Enrik räusperte sich. Abschalten. Er hasste dieses Wort. Ja, Klone waren keine Menschen. Aber es wollte ihm nicht in den Kopf, dass jemand, der aß, schlief, trank und schiss, keine Gefühle haben sollte.

Enrik rieb sich den Nasensteg. Er hatte den Rüffel von Polsar noch in den Ohren: „Starren Sie nicht die ganze Zeit die Klone an. Tun Sie gefälligst Ihre Arbeit!“ Sie schien mit den Klonen keine Probleme zu haben, selbst wenn sie aussahen wie Menschen. Aber anders als seine Chefin konnte er nicht darüber hinwegsehen. Ja, es waren Maschinen, sehr effiziente Maschinen und ersetzbar. Enrik schloss für einen Moment die Augen. Ersetzbar. Das waren sie alle. Auch Polsar.

Enrik wandte sich wieder dem Display zu. Der erste Fehlercheck war inzwischen durchgelaufen: keine Unregelmäßigkeiten. Er zog die Stirn kraus. Polsar hatte ihn ganz sicher nicht umsonst hier runter geschickt. Es gab ’zig andere Stellen, an denen er gebraucht wurde. Aber welche Fehlersuchroutine sollte er starten, wenn er keinen Hinweis auf die Art des Problems hatte? Verbrauchte er bei der Fehlersuche unnötig viel Energie, würden ihm die Kosten dafür vom Lohn abgezogen. Zum Glück gab es auf dem Schiff nicht viele Möglichkeiten, Geld auszugeben, so dass trotz der vielen Abzüge immer etwas übrigblieb.

Enrik lehnte sich zurück und überlegte. Nebenan zischte es leise, der Verschluss eines Kompartments klickte. Enrik zuckte zusammen. Er starrte auf die offene Tür und lauschte. Da drüben durfte nichts klicken. Ja, drei Kompartments waren belegt. Aber die Klone wurden nicht außerhalb der vorgesehenen Zeit rausgelassen. Sie blieben im Takt, um sie nicht zu desorientieren, wie Polsar gesagt hatte. Und doch erschien eine große Gestalt in der Tür. Haarloser Kopf, kräftige Schultern und das typische Standardgesicht mit den schmalen Lippen und der ein wenig hervortretenden Nase. Der Klon trug einen einigermaßen sauberen grünen Overall, das Geschirr sorgfältig verschlossen. Er roch stark nach Kompartment, dieser merkwürdige antiseptische Geruch, der den gesamten Frachtraum füllte. Schweigend sah er auf Enrik herunter. Eine hässliche braunrote Narbe zog sich quer über Wange und Hals bis zum Ausschnitt seines Overalls. Wieso lief der hier herum? Enrik konnte es Polsar melden. Aber bei seinem Glück würde sie denken, er habe etwas damit zu tun. Der Klon stand immer noch still da. Konnten Maschinen desorientiert sein? Wie ein Staubsaugerroboter, der immer wieder gegen die Wand fuhr …

„Statusmeldung!“, forderte Enrik und sah angestrengt auf sein Display. Er konnte ihn nicht einfach da stehen lassen und so tun, als sei er nicht da. Enrik nahm an, dass jeder andere an Bord genau das getan hätte. Das Ignorieren möglicher Fehler war eine erprobte Strategie, sich nicht zu viel Arbeit aufzuhalsen. Zu oft wurde der Bote für übermittelte

Fehler verantwortlich gemacht. Aber wenn das hier ein systemischer Fehler war, war Ignorieren sehr gefährlich. Schon dieser einzelne Klon war beängstigend.

„FT5-216, arbeitsbereit“, sagte der Klon.

„Funktionszustand?“

„Zufriedenstellend.“

Zufriedenstellend. Es war ein Euphemismus, wahrscheinlich. Und es war unnötig kompliziert. Wieso gab es ein derart kompliziertes Wort unter den wenigen, die Klone verwendeten? Enriks Blick glitt wieder zu der großen Gestalt. FT5-Irgendwas schaute an ihm vorbei auf die Anzeige. Wie hypnotisiert. Enrik hätte die Tür schließen sollen. Wenn irgendjemand mitbekam, dass der Klon hier drinnen war, bekam er Ärger. Aber der Klon war nicht im Raum. Er stand hinter der Schwelle. Und starrte auf die Anzeige.

„Alles in Ordnung?“ Enrik wusste, dass man so keinen Klon ansprach. Aber es war niemand da, der es hören konnte. Hoffentlich.

„Nein.“ Der Typ verstand ihn. Wahrscheinlich. Vielleicht.

„Was stimmt nicht?“

In FT5-216s Gesicht arbeitete es. Seine Kiefer mahlten und seine Stirn legte sich in Falten. Enrik schaute wieder zum Display. Einem Klon beim Denken zuzusehen war irgendwie … beängstigend. Nachdenken war nichts, was von ihnen normalerweise erwartet wurde.

„Zeit-tak-tung“, sagte FT5-216. Die Silben purzelten einzeln aus seinem Mund.

Er hatte recht. Es stimmte etwas mit der Taktung nicht. Kein funktionierendes Kompartment entließ einen Klon mitten in der Schicht. Enrik kontrollierte die Uhren. Und dann, einer Eingebung folgend, das Energieprofil. Das war es, was Polsar gestört hatte: Es gab immer wieder Energiespitzen. Das war alles andere als effizient. Und es brachte offenbar die Uhren durcheinander. Er würde sich die Stromverteilung ansehen müssen, die Leistung der einzelnen Kompartments, dann die Schaltung justieren und schauen, was die Spitzen hervorrief. Hier, Enrik tippte auf das Display, war eindeutig eine Unregelmäßigkeit. Und die Art, wie die Kompartments in der zweiten Reihe sich verhielten, war auch nicht im Normbereich. FT5-216 war aus der zweiten Reihe. Beziehungsweise, er war draußen, was er definitiv nicht sein sollte. Enrik tippte sich durch die Menüs, dann huschte er durch die Tür und öffnete die Wartungsklappen der betroffenen Kompartments. Einige kalte Lötstellen waren schnell gefunden. Und wenn er sich die Steuerung ansah, waren da auch einige Unregelmäßigkeiten zu viel. Er holte Messgeräte und Werkzeug aus dem Wartungsraum und legte los.

Erst als er mit der ersten Reihe fertig war, erlaubte Enrik sich wieder einen Blick auf den Klon. Er stand hinter ihm, neben einem Regal. Regungslos, wie nur Klone es konnten.

„Was machen wir nur mit dir?“, fragte er sich selbst.

Er musste FT5-216 in sein Kompartment zurückschicken. Aber es waren noch über zehn Stunden, bis seine Einheit wieder reinkam. Enrik kratzte sich den Hals und sah zu

dem Klon hinüber, dessen Gesicht ausdruckslos war. Niemand konnte wissen, ob er sowas wie Vorlieben hatte. Vielleicht war Ignorieren immer noch eine Möglichkeit.

***

Als kurze Zeit später Polsars Stimme in Enriks MobKomm schnarrte, stand FT5-216 immer noch regungslos neben einem, wahrscheinlich seinem, Kompartment.

„Wir brauchen Sie hier oben!“

„Ich bin gleich fertig.“

„Nicht gleich. Sofort!“ Das klang nicht wie Polsars normale Ungeduld. Es klang wie: Notfall!

Enrik legte den Lötkolben beiseite, schaltete die Station aus und rannte zur Tür. Dann hielt er kurz inne und drehte sich zu FT5-216 um. „Fass nichts an, okay?“

Der Klon reagierte nicht … natürlich. Um ihn würde er sich später kümmern. Enrik erreichte die Leiter und kletterte hinauf.

Oben sah alles normal aus. Es war heiß, wie immer, und ziemlich windig aber nicht stürmisch, wie fast immer. Polsar stand an der Überwachungsstation. Die Ausleger hingen über dem Meer, die Körbe waren nicht zu sehen. Unten wahrscheinlich. Pies, eine Kollegin, machte sich an der Winde zu schaffen. Sie wirkte nervös, ihre Finger flatterten über die Kontrollen.

„Hier rüber!“ Polsar winkte Enrik zu sich. Als er neben ihr stand, sah er, dass auch sie alles andere als ruhig war: Ihre Hände trommelten ungeduldig auf das Display mit dem Kamerabild, das sie nutzte, um die Klone zu dirigieren. Normalerweise sah man sie im Licht der Scheinwerfer in ordentlichen Reihen da unten herumschwimmen. Jetzt war da Chaos. Blutschlieriges Wasser, zuckende Körper und ein Durcheinander aus Streben, Blechteilen und irgendwelchen Kabeln. Enrik klappte seinen Mund wieder zu und versuchte zu verstehen, was er da sah. Offenbar hatten die Klone an einem Mast gearbeitet. Es war eine Menge Metall in so einem Bergungsgut, auch wenn ein Teil davon sicher zu korrodiert war, um wiederverwertet zu werden. Der Mast war offenbar umgefallen, hatte die benachbarte Ruine eingerissen und einen Teil der Einheit unter sich begraben. Einige Klone hingen an den Beschwerungsseilen und kamen weder vor noch zurück. Und das in rund 200 Meter Tiefe. Enrik schluckte. Wenn Polsar ihn gerufen hatte, erwartete sie, dass er etwas tat. Irgendwas. Vorzugsweise etwas Hilfreiches.

„Wann ist das passiert?“ Enrik bemühte sich, ruhig zu klingen.

Polsar zuckte in unglaubwürdiger Coolness die Achseln. „Vor 15, 20 Minuten.“

Also eine halbe Stunde. Polsars Schätzungen lagen immer daneben. Und ihre Logs waren die Zeichen nicht wert, mit denen sie geschrieben waren, sodass er es sich sparen konnte, nachzusehen.

„Kommen sie zum Atemgerät?“

„Nein. Ich habe bereits alles versucht: Leine geben, Mast anheben, Einheit umorganisieren. Es nützt nichts."

„Scheiße!" Enrik starrte auf das Gewirr aus Metallstreben und Kabeln. Zwei Klone versuchten vergeblich, es zu entwirren. Ihre Bewegungen wirkten anders als sonst … fahriger … angestrengter. Die Situation ließ auch sie nicht kalt. Sie wussten, dass ihnen die Luft langsam ausging. Enriks Brustkorb fühlte sich an, als träfe dies auch auf ihn zu.

„Haben sie es schon mit Durchschneiden probiert?", fragte Enrik. Die Klone hatten immer einen Trennschleifer dabei. Polsar musste ihn nur freigeben.

„Für wie blöd halten Sie mich? Es ist nicht möglich. Der Werkzeugkorb ist", Polsars Augen zuckten hin und her, „nicht zugänglich."

Nicht zugänglich. Das hieß: Jemand musste da runter und die Klone auslösen. Jemand mit der Berechtigung, die Beschwerungsseile von den Fußfesseln zu lösen, sodass die Arbeiter zum Atemgerät und zum Fahrkorb kommen konnten.

„Jemand muss da runter!", sprach Enrik das Offensichtliche aus.

Polsar schüttelte heftig den Kopf. „Sie sind auf 220 Metern. Das würde kein Mensch überleben. Wenn Ihnen nicht bald einfällt, wie wir sie losbekommen, verlieren wir die gesamte Einheit. Das würde unser Aus bedeuten!"

Enrik wusste das nur zu gut. Wer nicht lieferte, wurde ausgetauscht. Trotzdem behagte es ihm nicht, dass die Sache nun plötzlich seine Verantwortung sein sollte.

„Was ist mit der anderen Einheit?"

Bevor Polsar antwortete, wusste Enrik schon, dass es sinnlos war. Es würde zu lange dauern, die andere Einheit hochzuholen, den Käfig rüberzuschwenken und sie hier wieder runterzulassen.

Enrik sah zu, wie einer der Klone unten einen Karabiner am Mast befestigte. Ohne dass Polsar den Befehl dazu gegeben hatte.

„Hoch!", brüllte Enrik.

Pies betätigte stillschweigend die Winde. Sie ruckte an, der Mast bewegte sich einen halben Meter. Die Seile, an denen einige Klone hingen, spannten sich auf eine Art, die schmerzhaft aussah. Enrik holte Luft, um Stopp zu brüllen, da blieb das Ganze stehen. In dem Gewirr konnte Enrik nicht ausmachen, was der Grund dafür war. Pies hielt die Winde an und sah zu ihnen herüber. Es war sinnlos. Jemand musste da runter. Und dann fiel Enrik FT5-Irgendwas ein.

„Ich habe eine Idee", sagte er langsam. Es würde Polsar nicht gefallen. Und FT5-Irgendwas wahrscheinlich auch nicht.

„Ich höre."

„Wir schicken einen einzelnen Klon da runter." Enrik sprach schneller. „Wir geben ihm den Regulator. Er befreit seine Kollegen, schickt sie zum Atemgerät und dann zum Käfig. Wir holen sie alle hoch. Fertig."

Polsars Blick durchbohrte ihn. „Und woher sollen wir diesen Klon nehmen?"

„Von unten.“ Enrik deutete durch das Deck in Richtung Frachtraum.

„Da gibt es einen wachen Klon?“

Enrik ignorierte den beißenden Unterton. „Ja.“

„Und Sie wollen ihm einen Regulator geben.“ Sie klang, als halte sie Enrik für völlig übergeschnappt.

„Haben Sie eine bessere Idee?“ Enrik klang aggressiver als gewünscht. Natürlich wusste er, dass das allen Vorschriften widersprach. Klone sollten nicht einzeln herumlaufen. Und sie durften niemals Zugriff auf einen Regulator haben. Kein Mensch wollte riskieren, dass eine Horde Klone ihm auf der Nase herumtanzte. Aber scheiß auf die Vorschriften! Denen da unten ging die Luft aus. Und auch wenn es nur Klone waren: Der Verlust einer gesamten Einheit wurde von der Nordallianz nicht verziehen. Wenn sie ihren Job machen wollten, brauchten sie die Arbeiter.

„Tun Sie ’s!“

Enrik sah Polsar den Bruchteil einer Sekunde lang ungläubig an. Dann rannte er zur Luke.

„FT5 … irgendwas“, brüllte er hinunter. „Komm her!“

Die hochgewachsene Gestalt des Klons erschien erstaunlich schnell am Fuß der Leiter.

„Komm hoch, schnell!“

FT5-216 kletterte die Leiter hoch. Enrik hechtete zur Überwachungseinheit und aktivierte einen Regulator. Polsar war dabei, einen Ausleger bereit zu machen. Natürlich wollte sie nicht diejenige sein, die einen Regulator in die Hände eines Klons gab.

Enrik winkte FT5-216 in den Überwachungsraum – in dem Klone natürlich nichts zu suchen hatten – und deutete auf das Display. „Deine Einheit ist da unten in Schwierigkeiten. Du musst runter und sie ausklinken. Schick sie zum Atemgerät und dann zum Käfig. Okay?“ Er hielt ihm den Regulator hin und suchte im Gesicht des Klons nach einem Zeichen des Verstehens.

FT5-216 starrte auf das Display. Seine Kollegen versuchten immer noch vergeblich, sich zu befreien. Er musste schnell da runter. Sein Barotrauma war gerade erst überwunden. Fast überwunden wahrscheinlich. Einen kurzen Moment dachte Enrik, dass der Klon sich weigern würde. Es grenzte an Selbstmord! Aber Klone waren widerstandsfähig. Und das System hätte ihn so oder so mit der nächsten Schicht runtergeschickt. Machte die fehlende Ruhezeit einen Unterschied? Und wenn: Hier ging es um eine gesamte Einheit! Enrik las die Nummer auf dem Overall ab.

„FT5-216?“

Der Klon riss sich vom Display los und sah ihn an. „Verstanden“, sagte er und griff nach dem Regulator. Enrik sah zu, wie er ihn in eine der gesicherten Taschen seines Overalls steckte. Offenbar hatte er wirklich verstanden.

***

Als sich die Plattform mit FT5-216 ins Wasser senkte, war Enrik unwohl. Unruhig trat er von einem Bein auf das andere. Plötzlich schien das Schiff mehr Seegang zu haben und er hatte Mühe stillzustehen. Wenn das hier schief ging, hatte er nicht nur einen Klon mehr in den Tod geschickt. Er hatte direkte Firmenanweisungen ignoriert und – nein, nicht dran denken.

„Schneller!“ befahl Polsar Pies.

„Nein!“, widersprach Enrik.

Pies sah zwischen den beiden hin und her. Polsar war die Chefin. Aber Pies wusste sehr genau, wie gefährlich ein zu schnelles Absenken war.

„Wir haben nichts davon, wenn er schon hier oben draufgeht“, sagte Enrik mit Blick auf das Seil, das sich zügig abrollte. Er war es, der FT5-216 da runterschickte. Geschickt haben würde. Er hoffte bloß, dass sie alle wieder lebendig hochkamen.

„Tempo beibehalten“, sagte Polsar. Enrik atmete aus. Er würde dafür bezahlen müssen, dass er ihr widersprochen hatte. Und das vor Pies! Aber im Moment blieb Polsar ruhig.

Auf dem Display kam die Plattform ins Blickfeld. Mit routinierten Bewegungen glitt FT5-216 aus den Fußfesseln und auf den Klon zu, der ihm am nächsten war. Er zog den Regulator aus der Tasche, klinkte die Fußfessel aus und machte die Geste für das Atemgerät: Zeigefinger an den Mund und ein kurzes Schnicken nach oben. Dann die Geste für den Käfig: Daumen und Zeigefinger zum Kreis, die anderen Finger gestreckt. Der Klon folgte seinen Anweisungen. FT5-216 schwamm weiter.

„Lass dir von deinen Kollegen helfen!“, wies Enrik ihn über den Lautsprecher an. „Einer soll dir mit den Fußfesseln helfen, ein anderer Verletzte transportieren.“ Er sah zu Polsar hinüber. Die Klone anzuweisen, war ihre Aufgabe. Warum übernahm sie sie nicht? Polsars Blick war auf das Display geheftet, ihr Mund zu einem dünnen Strich gepresst. Sie beobachtete, wie FT5-216 systematisch seine noch stehenden Kollegen abschwamm und auslöste.

„Er setzt das um“, murmelte sie ungläubig.

Enrik sah seinen ruhigen Bewegungen zu. Der Klon war gut. Besser, als er sein sollte. Aber Enrik wollte jetzt nicht darüber nachdenken.

„Wenn es Ihnen recht ist, würde ich schon mal die MedPaks fertig machen“, schlug Enrik vor. Er konnte ihr schlecht sagen, dass sie ihre Arbeit tun sollte. „Und wir sollten den Sanitäter holen. Wenn sie oben sind, werden wir ihn brauchen.“

„Einsammeln!“, bellte Polsar ins MobKomm. Enrik starrte ungläubig auf das Display, wo FT5-216 einem Kollegen bedeutete, ein Stück Kupferblech in den Sammelkorb zu tun. Es war wertvoll, das wusste Enrik, aber hier ging es um Leben! Enrik sah zu Polsar. Als sie nichts sagte, ging er zum Notfallschrank und nahm einige MedPaks heraus. Er erwog, zur anderen Seite des Schiffes zu gehen und zu schauen, wer gerade Schicht hatte. Wenn er Glück hatte, war der Sani dort. Enrik kratzte sich den Hals. Wahrscheinlich schlief er.

Und Enrik brauchte Polsars Freigabe, um ihn außerhalb seiner Schicht zu wecken. Niemand weckte einen Sanitäter, um Klone zu versorgen. Andererseits konnten sie es sich nicht leisten, mehr als ein paar zu verlieren. Und so, wie es da unten aussah, gab es genug hilfsbedürftige Fälle.

Polsar bellte wieder ins MobKomm. „Was tut er da?“ Sie schlug mit der Hand auf das Display.

Enrik legte die MedPaks ab und trat neben sie. Die Klone, die noch lebendig aussahen, standen im Fahrkorb. Aber FT5-216 kehrte nicht zum Käfig zurück. Stattdessen befreite er einen Körper, der unter dem Metallträger eingeklemmt war. Einen Körper, der stark blutete und sich nicht mehr bewegte.

„Abbruch!“, schrie Polsar. Aber FT5-216 gehorchte nicht. Er klinkte das Windenkabel an eine andere Stelle des Stahlträgers ein und wandte sein Gesicht der Kamera zu.

„Langsam anheben“, wies Enrik Pies an. Er wagte es nicht, zu Polsar zu sehen, deren braunes Gesicht im Schatten war. Die Winde ruckte an, der Träger bewegte sich, gab den Körper frei.

„Stopp!“ Enrik gab das Handzeichen.

Unten löste FT5-216 seinen Kollegen aus und schwamm mit ihm zum Atemgerät. Enrik sah zu, wie er das Mundstück auf ein lebloses Gesicht drückte, das seinem eigenen glich. Ein anderer Klon nahm ihm das Mundstück und den Körper ab.

Für einen kurzen Moment näherte sich FT5-216s Gesicht der Kamera, seine Handfläche schnellte vor und machte eine fragende Geste. Weitermachen, dachte Enrik. Bitte weitermachen! Aber Polsar blieb still.

„Weitermachen!“ Enrik hatte noch nicht ganz zu Ende gesprochen, da winkte FT5-216 zwei seiner Kollegen herbei. Keine Routine konnte ihn darauf vorbereitet haben. FT5-216 handelte autonom. Enrik hörte Polsar neben sich von einem Fuß auf den anderen treten.

„Was denkst du eigentlich, wer du bist?!“ Sie klang nicht wütend. Eher ungläubig. Meinte sie Enrik? Oder FT5-216? Enrik warf ihr einen kurzen Seitenblick zu.

„Wir können es uns nicht leisten, so viele zu verlieren“, sagte er. Es stimmte. Sie konnten es sich nicht leisten. Und wo er schon einmal so weit war, konnte er auch aufs Ganze gehen. „Ich bitte um die Erlaubnis, den Sanitäter zu holen.“

Polsar schnaubte. „Was kommt als nächstes? Freie Tage für Klone?“

Nein, keine freien Tage. Schon eine freie Stunde am Tag war gefährlich. Kein Mensch wusste, was ein Klon damit anfangen würde. Und Enrik wollte es auch nicht herausfinden. Er sah den Arbeitern dabei zu, wie sie ihre bewusstlosen Kollegen bargen. Vorsichtig bugsierten sie die leblosen Körper durch das Wasser. Wenn sie oben waren, würde Polsar sie in den Recyclingcontainer werfen lassen. Der Gedanke daran verursachte Enrik Übelkeit. Er musste sie davon abbringen, die anderen dabei zusehen zu lassen. Und er musste den Regulator wieder an sich bringen, bevor das alles aus dem Ruder lief.

„Das ist ein Sonderfall“, sagte Enrik vorsichtig. Er musste zurückrudern, das wusste er. Aber er wollte nicht. Nicht nach dem, was dieser FT5-216 da unten veranstaltete. Er war kein dummer Befehlsempfänger. Er war jemand, der sich um seine Kollegen sorgte. Sie konnten sie nicht einfach wegwerfen.

„Ja, ist es“, erwiderte Polsar. Ihre Stimme klang hart. „Und wir werden es verdammt schwer haben mit einer reduzierten Einheit, die nicht auf Linie ist. Haben Sie mal drüber nachgedacht, was passiert, wenn wir ihnen jetzt Extrawünsche zugestehen? Die werden anfangen, reihenweise krankzufeiern. Und dann können wir das alles hier vergessen!“

Enrik glaubte nicht daran. Sobald er den Regulator zurückhatte, würde Polsar die Einheit wieder auf Linie bringen. Außerdem war es nicht so, dass die Klone eine Wahl hatten. Ohne Menschen und deren Zugriff auf die speziellen Zubereiter konnten sie sich nicht einmal ernähren.

„Wenn sie krepieren, macht die Allianz Miese“, beharrte Enrik.

„Natürlich können wir sie nicht krepieren lassen! Tot sind sie wertlos. Aber wenn sie nicht funktionieren, machen sie uns riesige Probleme!“

Auf dem Display waren die Klone beim Käfig angekommen. Polsar gab Pies das Hebesignal. Sie hatte Angst vor ihnen. Schließlich waren sie in der Überzahl und kräftemäßig weit überlegen. Aber Enrik hatte noch nie davon gehört, dass sich Klone gegen Menschen gewandt hätten. Von ein paar Gerüchten über eine angebliche Geheimorganisation von Klonen und Cybers einmal abgesehen – aber das waren die üblichen Verschwörungstheorien.

Polsar rief die Schichtpläne auf. „Der Sani schläft“, sagte sie.

Richtig. Der Sani. Er würde nichts davon halten, für einen Haufen Klone geweckt zu werden.

„Ich könnte die mobile medizinische Einheit holen“, schlug Enrik vor. Er hatte noch nie eine bedient. Aber irgendwie würde es schon gehen.

„Unsinn! Dafür sind die Kompartments da. Wenn du anfängst, sie wie Menschen zu behandeln, kommen wir in Teufels Küche!“

Enrik schluckte eine bissige Antwort hinunter und starrte auf die Wellen. Auf die Stelle, an der der Käfig auftauchen würde. Pies ließ ihn langsam hochfahren, langsamer als sonst, um die Verletzten möglichst wenig zu stressen. An der Winde war sie die Beste.

Wenig später tauchte der Käfig aus dem Meer. Wasser troff vom Gitter und von den Körpern, die in vier Reihen im Förderkorb standen. In der Mitte wurden die, die nicht mehr selbst stehen konnten, von den anderen gestützt. Enrik trat aus der Überwachungsstation und suchte nach FT5-216. Sein Blick schweifte über die identischen ockerfarbenen Gesichter, dann über die Anzüge. Keiner trug die richtige Nummer. Und FT5-216 war bei Weitem nicht der einzige mit einer Gesichtsnarbe. Die meisten Narben sahen alt aus. Aber beileibe nicht alle. Dass ihm das noch nie aufgefallen war!

Der Ausleger schwenkte den Käfig über das Deck und senkte ihn langsam ab. Pies öffnete die Tür.

„Antreten!“ Sie deutete auf die verblichenen Markierungen auf Deck.

Die Klone traten ruhig aus dem Käfig und stellten sich in den üblichen Viererreihen auf. Enrik starrte auf die Lücken in den Reihen, dann auf die Körper, die im Käfig zusammengesunken waren. Er zählte die stehenden Klone. Zwei in der ersten Reihe wirkten so wacklig, dass er sich fragte, wie lange sie noch würden stehen können.

„Zwölf“, sagte er laut.

Das war zu wenig. Polsar musste einsehen, dass es zu wenig war! Sie trat neben ihn und sah auf die tropfenden Gestalten.

„Regenerationszeit“, sagte sie. „Sofort!“

Die Reihen bewegten sich zur Luke. Dann kam Unordnung in sie, eine Gestalt löste sich und kam auf Enrik zu. Er erkannte die wulstige Narbe an der Wange und ein Blick auf die Nummer bestätigte seine Vermutung. FT5-216 sah ihn mit bohrendem Blick an. Dann wanderte sein Blick zum Käfig.

„Hilfe“, sagte er.

Nur dieses eine Wort. Hilfe.

Enrik sah zu Polsar. Auch ihr Blick hing am Käfig. „Sieh nach“, befahl sie, ohne den Klon anzusehen.

Erleichtert schnappte sich Enrik so viele MedPaks, wie er tragen konnte, und eilte zum Käfig. Er winkte FT5-216 zu sich, in der Hoffnung, ihn aus Polsars Blickfeld zu entfernen. Dass er eigenmächtig aus der Reihe getreten war, war schlimm genug. Aber dass er unter Wasser einen direkten Befehl ignoriert hatte? Polsar würde eine Reorientierung anordnen. Enrik wollte gar nicht wissen, wie sich so etwas anfühlte. Die Programmierung der Klone war ein streng gehütetes Betriebsgeheimnis. Aber sie war nichts Angenehmes, so viel war sicher. Vielleicht war es kein Zufall, dass FT5-216 mitten am Tag aus seinem Kompartment gestiegen war und er brauchte eine Auffrischung, um weiter zu funktionieren. Enrik schob den Gedanken beiseite und beugte sich über einen der stillen Körper im Käfig, dessen Overall am Bauch blutgetränkt war. Und da war nicht nur Blut! Enrik würgte. Der war eindeutig hinüber. Ein ekelerregender Geruch stieg von ihm auf. Enrik richtete sich auf. Die ganze Szene hatte etwas Gespenstisches in ihrer unnatürlichen Stille.

„Hilfe hier.“

Der Klon, zu dem sich FT5-216 hinunterbeugte, hatte eine Beinverletzung. Auch er schwieg. Seine aufgerissenen Augen ruhten auf Enrik, als der sein Messer aus der Tasche zog und den Overall aufschlitzte. Enrik aktivierte das MedPak und drückte es auf die blutende Wunde. Es saugte sich fest und der Blutfluss ließ nach. Enrik vermied den Blick des Verletzten und wandte sich dem nächsten zu.

***

Irgendwann später kam der Sanitäter. Polsar musste ihn doch geweckt haben. Jetzt, wo die Klone oben waren, konnte sie sich keinerlei Illusionen über ihren Zustand hingeben. Enrik hatte jegliches Gefühl für Zeit verloren. Er sah an sich herab: Seine Kleidung war blutgetränkt, seine Hände klebrig rot, als habe er im Schlachthof ausgeholfen. Die Bilder der Verletzten würden ihn nächtelang im Schlaf verfolgen. Ihre anprogrammierte Schweigsamkeit. Und diese Blicke! Erst als er sie versorgte, wurde Enrik klar, dass die Klone trotz ihrer massiven Verletzungen wach waren. Aus irgendeinem Grund blieb ihnen Ohnmacht verwehrt. Augen, die ihn ansahen, aufgerissen, fast ungläubig! In ihrem Blick ein namenloser Schrecken. Als erwarteten sie keine Hilfe von ihm, sondern eine Fortsetzung ihrer Schmerzen.

Ruhig befolgte er die Anweisungen des Sanitäters. Einen Teil davon gab er an FT5-216 weiter, den der Sani nie direkt ansprach. FT5-216 gehorchte schweigend. Mit ruhigen, präzisen Bewegungen schälte er Körperteile aus Overalls, bettete Klone um und fixierte zu schienende Glieder.

Später nutzten sie eine mobile Winde, um die Verletzten in den Schlafraum hinabzulassen. Enrik änderte die Programmierung der Kompartments auf unbedingte Erhaltung. Er musste es dreimal bestätigen. Ja, er wusste, wie viel Energie das kostete. Ja, er wollte es trotzdem. Ja, er war sich sicher.

Als der Sanitäter mit der Trage im Flur verschwand, stand Enrik allein im Schlafraum. Drei Klone waren tot. Ihre leblosen Körper lagen noch oben an Deck. Sieben waren so stark verletzt, dass sie nicht in der Lage gewesen waren, ihre Kompartments aus eigener Kraft zu erreichen. Enrik hatte keine Ahnung, ob es möglich sein würde, sie alle zu retten. Er hatte sie mit FT5-216s Hilfe in ihre Kisten bugsiert und die Deckel geschlossen. Nun konnte er nur hoffen.

Plötzlich war Enrik sehr müde. Er musste die Reparaturen fertig stellen. Der Lötkolben und das Werkzeug lagen immer noch da, wo er sie liegen gelassen hatte. Der Boden musste gereinigt werden. Er war nass. Und blutig. Und da waren noch andere Flecken. Enrik wurde wieder übel.

Als er leise Schritte hörte, dachte er zunächst, es sei der Sanitäter. Oder Polsar. „Kein Wort zu irgendjemandem über das hier!“, hatte sie ihn während des Einsatzes angeherrscht. „Danach reden wir!“ Aber wer da in den Raum trat, war kein Mensch. Es war FT5-216. Sein Overall war zerrissen und fleckig. Das Geschirr trotzdem ordentlich geschlossen und gesichert. Als sei er jederzeit bereit, ein weiteres Mal da runterzugehen und sich einzuklinken.

„Kannst du das noch saubermachen?“ Enrik deutete auf den Boden.

„Verstanden.“ FT5-216 öffnete den Schrank mit den Reinigungsmitteln.

Enrik beendete die Reparaturen und kontrollierte seine Lötstellen. Sie sahen glatt aus, nicht krisselig, wie die schlampige Arbeit seines Vorgängers. Das würde halten. Zumindest

ein paar Wochen. Er warf einen Seitenblick auf den Klon, der systematisch den Boden wischte, einen nassen Streifen neben dem anderen, wie eine Maschine. Enrik war so müde. Doch er musste noch die Besprechung mit Polsar überstehen. Er trug das Werkzeug in den Technikraum und verstaute alles sorgfältig. Wenigstens hier brachte niemand seine Ordnung durcheinander. Als Enrik die Tür verriegelte, war der Boden sauber. FT5-216 stand an der gleichen Stelle wie vorhin.

„Geh in die Regeneration", wies Enrik ihn an.

FT5-216 gehorchte nicht. Er stand da, starr und regungslos, und sah Enrik an. Seine Augen waren braun und weit geöffnet. Enrik wollte ihm etwas sagen. Etwas, das die Distanz zwischen ihnen überbrücken, die Situation leichter machen konnte. Aber er fand keine Worte. Was gab es auch zu sagen? Dass er dafür sorgen würde, dass er nicht bestraft wurde? Enrik würde es versuchen. Das Ergebnis war ungewiss. Im besten Falle würde alles so sein wie vorher: FT5-216 würde mit seiner Einheit – dem Teil, der dann arbeitsfähig war – auf den Meeresgrund fahren und die Sammelkörbe füllen. Aber war das ein Trost?

Der Klon öffnete eine Sicherheitstasche seines Anzugs, zog eine kleine Kiste heraus und hielt sie Enrik hin. Enriks Herz setzte für einen Moment aus und stolperte dann weiter. Hastig griff er danach. Wie hatte er den Regulator vergessen können? Ja, er war mit den Verletzten beschäftigt gewesen. Aber dieses Ding auch nur eine Sekunde länger als nötig in den Händen eines Klons zu lassen, wo es gar nicht sein durfte … Zitternd steckte Enrik den Regulator in die Tasche.

FT5-216 drehte sich um, marschierte auf sein Kompartment zu und klappte den Deckel auf. Mit geübten Bewegungen kletterte er in sein Regalfach und in die Kiste. Ohne Enrik anzusehen, legte er sich hin. Sein Arm erschien und griff nach dem Deckel. Er klappte zu.

Enrik stand einen kurzen Moment da und starrte auf die Kiste mit der Nummer FT5-216. Er lauschte dem Summen, Klicken und Zischen der Kompartments. Hoffentlich verhängte Polsar keine zu harte Strafe. Hoffentlich überlebten die stark verletzten Klone. Hoffentlich rächte sich der Sanitäter nicht. Hoffentlich … Nein, kein Hoffentlich mehr. Enrik ließ seinen Blick über die Regale mit den Kisten schweifen. Nur drei waren leer. Das war eine gute Quote.

Der Tag, an dem der Fahrstuhl stecken blieb

Franziska Rarey

Kai hat seinen Spiegel abgehangen. Als ich beim Händewaschen gewohnheitsmäßig den Kopf hebe, starre ich gegen den rissigen Putz der Badezimmerwand.

„Dein Spiegel ist weg“, sage ich.

„Ich weiß“, kommt es dumpf aus dem Wohnraum zurück.

„Ist er kaputtgegangen?“

„Nein.“ Kurzes Schweigen. „Ich hab’s einfach nicht mehr ertragen.“ Ich trockne mir die Hände ab und trete zurück in den Wohnraum. Kais Wohnung ist genau wie alle anderen 2500 Wohnungen dieses Blocks, klein und quadratisch. Etwas anderes kann sich keiner von uns leisten.

„So hässlich bist du doch gar nicht“, versuche ich die Stimmung mit einem schlechten Witz aufzuheitern. Doch Kai wirft mir einen Blick zu, der mich sofort wieder verstummen lässt.

„Keine Scherze mehr, Elias.“ Er sieht mich eindringlich an. „Dieses ganze Leben ist ein einziger Scherz. Sechs Berufsausbildungen. In wenigen Monaten bekomme ich das siebte Zeugnis. Das siebte wertlose Stück Papier.“ Da ist etwas in seinem Blick, das mir einen unangenehmen Schauer über den Rücken laufen lässt. Die Kombination aus Angst und Erschöpfung brennt sich durch meine Netzhaut direkt in mein Herz.

„Vielleicht wird es diesmal anders. Vielleicht dauert es dieses Mal zumindest ein paar Jahre, bis die Umschulung kommt.“ Ich lüge so schlecht, dass ich mir selbst nicht glaube. Kai erwidert nichts, sondern starrt nur mit leerem Blick in unbestimmte Ferne.

Als ich im Jahr 2081 die Schule abschloss, drückte mir unser Schulleiter, ein ergrauter Mann von fast 80 Jahren, mein Zeugnis in die Hand und sagte: „Die Zukunft steht Ihnen offen.“ Im Laufe der darauffolgenden Jahre habe ich diesen Satz in allen möglichen Variationen öfter gehört als die Robotergesetze und die werden jedem Kind von der Wiege an eingebläut. Dass sich die Zukunft nicht als jenes Konstrukt einer bevorstehenden Zeit entpuppte – wie es in der Europäischen Sprachenzyklopädie, 77. Auflage, deutsche Ausgabe, steht –, sondern als ein grauer Betonklotz, wusste ich zu diesem Zeitpunkt nicht. Damals schüttelte ich nur die verschwitzte Hand des Schuldirektors und grinste in die Kamera, die meine vor Stolz weinende Mutter in die Höhe hielt. Heute, fast 19 Jahre später, weiß ich, dass es sich bei der sogenannten „Zukunft“ um das Gebäude einer Institution mit dem Titel „Staatliche Lehranstalt für Weiterbildung und Entwicklung“ handelt. Es ist der 31.

November 2099, ich bin 42 Jahre alt, habe sechs abgeschlossene Berufsausbildungen und noch keinen einzigen der 6785 Tage seit meinem Schulabschluss in einem echten Job gearbeitet. Nicht arbeiten zu müssen, mag sich für manche wie ein wahrgewordener Jugendtraum anhören. Doch die überromantisierten Ideen von Freiheit und Anarchie verlieren schnell ihren Glanz im Angesicht der Aussichtslosigkeit, der 40 Millionen Menschen wie Kai und ich jeden Morgen gegenüberstehen.

„Wir sind wie die *fucking* Pferde", reißt Kai mich aus meinen Gedanken.

„Die Pferde, hm."

„Sie haben uns gesagt, es wird sein wie mit den Kutschern. Damals als sie das Auto erfunden haben. Aber wir sind nicht die Kutscher. Wir können nicht einfach unsere Kutschen gegen Automobile eintauschen und Taxifahrer werden."

Ich zünde mir eine Zigarette an. „Wir sind die *fucking* Pferde." Ich weiß, dass allein ein Zug daran meinen Gesundheitsscore um 10 Punkte nach unten reißt, was meine Krankenkasse dazu veranlassen wird, mir eine automatisierte aber anklagende Mail zu schreiben, in der sie mit sofortiger Wirkung eine Erhöhung der Beitragszahlungen ankündigen. In diesem Moment allerdings könnte es mir egaler nicht sein.

„Du kannst hier drin nicht rauchen. Dann schmeißen die mich raus." Kai sieht mich vorwurfsvoll an.

„Die können dich nicht rausschmeißen, solange du in der Ausbildung bist." Ich nehme einen tiefen Zug. Kai lehnt sich seufzend in die Kissen des durchgesessenen Sofas.

„Ist auch egal. Bevor ich den nächsten Umschulungsvertrag unterschreibe, springe ich aus dem Fenster." Ich sage nichts, sondern ziehe nur erneut den Rauch tief in meine Lungen. Wir wissen beide, dass es eine leere Drohung ist, denn keines der Fenster auf dem Gelände der Lehranstalt, auf dem sich auch unsere Wohnungen befinden, lässt sich vollständig öffnen.

„Ich muss los. Das Ausbildungscenter wartet nicht auf mich." Ich drücke meine Zigarette auf dem Beistelltisch aus, was Kai mit einem missmutigen Blick quittiert.

„Was willst du denn beim Ausbildungscenter?" Er steht nicht auf, um mich zur Tür zu begleiten.

„Mein Profil ändern lassen, habe ich dir doch erzählt."

„Man kann sein Profil nicht ändern lassen", sagt Kai mit geschlossenen Augen. „Die wissen selber nicht, wie sich dein Profil zusammensetzt."

„Ich lasse mich jedenfalls nicht wieder in irgendeine handwerkliche Ausbildung einteilen. Ich bin intelligent genug für die technische Wartung. Ich habe ein Händchen für Roboter. Hatte ich damals schon - in der Schule - weißt du noch?" Kai sieht mich ausdruckslos an.

„Ein scheiß Kaffeeroboter aus ‚Jugend forscht' wird dich nicht in die technische Wartung bringen."

Ich pfeife missbilligend durch die Zähne. „Du wirst ja sehen. Ich gehe da jetzt hin und lasse mein Profil ändern. Und dann werden sie mir einen vernünftigen Job geben."

Er schüttelt stumm den Kopf. „Lass mich wissen, ob sie dich ausgelacht oder direkt in die Irrenanstalt gesteckt haben."

Ohne ein weiteres Wort ziehe ich die Tür hinter mir zu. Von Kai kann ich keine weitere Hilfe erwarten. Er hat schon mit dem Leben abgeschlossen und jegliche Hoffnung auf einen Job aufgegeben. Der graue Putz der Badezimmerwand hätte es mir nicht deutlicher sagen können. Mit gemischten Gefühlen laufe ich die Treppen hinunter. Aus dem 25. Stock dauert das zwar sehr lang, aber ich kann die engen Aufzüge nicht ertragen. Ich überquere die Straße und stolpere dabei beinahe über einen Kehrroboter.

„Entschuldigen Sie", piept er und fährt blinkend in die entgegengesetzte Richtung davon. Irgendwo hinten in meinem Kopf beginnt es zu dröhnen. Ist das die Vorahnung einer Migräne? Wie nennt man das nochmal? Aura oder so ähnlich. Meine Therapeutin hat gesagt, die Kopfschmerzen kommen vom psychischen Stress. Ich erinnere mich noch genau an ihre Worte als wäre es gestern gewesen. *Jeden Tag begegnen Sie einer Realität, die nicht mit Ihrer Vorstellung des Menschseins übereinstimmt. Das erzeugt eine kognitive Dissonanz in Ihnen. Und deshalb machen Sie sich so viele Sorgen. Es fällt Ihnen schwer, sich zu konzentrieren. Aber bleiben Sie positiv. Mit Stress kann man umgehen.* Ich schüttele die Erinnerung ab. Die Angstanfälle sind schon lange nicht mehr aufgetreten. Vielleicht ist es jetzt auch endlich mal gut.

Ich betrete den Vorplatz des Verwaltungsgebäudes der Lehranstalt und werde sofort von umherwuselnden Menschen umschwärmt. Es ist viel zu laut und viel zu voll für einen Mittwochmorgen. Das kann nicht gut sein für meine Kopfschmerzen. Vor dem Eingang hat sich eine besonders dichte Menschenansammlung gebildet. Laute Rufe dringen durch das aufgebrachte Gemurmel der Menge an mein Ohr. Neugierig drängle ich mich nach vorne. Ich will zumindest wissen, was dort vor sich geht, denn sonst passiert hier nicht viel Interessantes. Im Leben eines ewigen Auszubildenden ist jeder Tag gleich. Alle drei Jahre ändert sich der Inhalt deiner Lerneinheiten, doch der Rest ist in Stein gemeißelt. Für immer und ewig.

Eine Gruppe aus etwa zehn Menschen blockiert die Eingangstür zur Lehranstalt. Sie werden umringt von zahlreichen Schaulustigen und halten handbemalte Plakate in die Höhe. *‚Der Arbeiter von heute ist morgen bereits vergessen'* steht auf einem der Transparente. *‚Wir fordern eine Menschenquote'*. Ganz vorne steht eine Frau mit einem roten Kopftuch über ihren langen lockigen Haaren. Sie scheint die Anführerin der Gruppe zu sein, denn sie ist es, die am lautesten von allen schreit.

„Ihr seid nur der Abfall des Systems, der nervige Dreck unter den Fingernägeln, den man nicht vermeiden kann." Die Leute um sie herum murmeln unzufrieden. Sie lassen sich nicht gerne von Fremden beleidigen, doch die Frau macht unermüdlich weiter. „Ihr seid nutzlos. Keiner braucht euch. Der Staat hält euch in einer ewigen Schleife aus Umschul-

ungen gefangen, damit ihr beschäftigt seid. Denn nur wer beschäftigt ist, bleibt ruhig. Aber das ist jetzt vorbei! Wir sind nicht länger still!“ Sie reißt ihre Faust in die Luft. Ich werfe einen Blick um mich. Der erwartete Effekt bleibt aus. Vereinzelt applaudieren ein paar Schaulustige, doch der Großteil wendet sich bereits wieder ab. Ich muss an Kai denken und an den fehlenden Spiegel. Wie vielen von diesen Leuten hier geht es genauso? Wie viele von ihnen können ihr eigenes Gesicht nicht mehr ertragen? Das Gefühl des Versagens? Des Nicht-gebraucht-Werdens? Die Frau hat nicht Unrecht. Die Empfindung, die diese Erkenntnis in mir auslöst, gefällt mir nicht. *Das erzeugt eine kognitive Dissonanz in Ihnen.* Mein Magen zieht sich schmerzhaft zusammen und ich sehne mich schon wieder nach einer Zigarette. *Psychischer Stress.* Ich muss schlucken. Stress und Angst liegen von Zeit zu Zeit so nah beieinander, dass man die Linie zwischen ihnen an manchen Tagen nicht mehr erkennen kann.

Hastig wende ich mich ab und schiebe mich an den Protestierenden vorbei in das Verwaltungsgebäude. Das Arbeitsamt befindet sich auf der zehnten Etage und kurz überlege ich, ob ich nicht doch den Aufzug nehmen soll. *Was soll’s*, sage ich mir, *Bewegung tut bekanntlich gut*. Vielleicht gleicht der Aufstieg zu Fuß die Zigarette ja wieder aus. Nach fünf Stockwerken kommen mir bezüglich meines Fitnesslevels dann doch erste Zweifel, quäle mich aber auch die zweite Hälfte hoch. Als ich endlich angekommen bin, brennt meine Lunge. Noch völlig außer Atem trete ich an den Empfangstresen.

„Elias Paleo. Ich habe einen Termin“, keuche ich. Der Roboter hinter dem Empfang sieht mich ausdruckslos an.

„Guter Herr, es gibt einen Aufzug in diesem Gebäude.“

„Ich weiß.“

„Sie können diesen Aufzug benutzen, mein Herr.“ Er bewegt seinen Kopf ruckartig in meine Richtung. Kein besonders gutes Modell.

„Ich weiß. Kann ich jetzt zu meinem Termin?“

„Dritte Tür links“, sagt er, ohne den Blick von mir zu wenden.

„Danke“, presse ich hervor und wende mich eilig ab. Vielleicht sollte ich es mir doch noch einmal überlegen, ob ich in der technischen Wartung arbeiten will. Mit zitternder Hand klopfe ich an die Bürotür und werde unvermittelt hereingebeten. Hinter dem Tresen sitzt eine Frau in einer adrett weißen Bluse und mit einem derart weißen Lächeln, dass ich das Gefühl habe, allein beim Anblick ihrer Zähne zu erblinden. Obwohl mir ihre ganze Erscheinung eine Gänsehaut über die Arme jagt, bin ich erleichtert, dass ich einen Menschen vor mir habe.

„Herr Paleo“, begrüßt sie mich. Mit einem Nicken deutet sie auf den Stuhl ihr gegenüber. „Was kann ich für Sie tun?“ Ich hole tief Luft, dann lasse ich mich auf den Stuhl sinken.

„Ich möchte mein Profil ändern lassen.“

Die Frau verzieht gelangweilt das Gesicht. „Da muss ich Sie enttäuschen. Eine Änderung Ihres Profils ist leider nicht möglich."

„Aber mein Profil ist falsch. Ich bin überhaupt nicht handwerklich begabt. Ich liebe Computer. Ich liebe Technik. Aber das System teilt mich immer wieder in Handwerksberufe ein."

„Da müssen Sie sich irren." Sie legt betont langsam den Stift ihres Tablets auf der Tischplatte ab. „Das System liegt niemals falsch."

„Bei mir liegt es falsch." Trotzig verschränke ich die Arme vor der Brust. Ich komme mir vor wie ein Fünfjähriger.

„Selbst wenn das System falsch liegen würde," sie rückt ihre Brille zurecht. „Ich könnte Ihr Profil trotzdem nicht ändern. Niemand hier kann das."

„Was soll das heißen, niemand hier kann das?" Empört beuge ich mich über den Tisch. Die Frau betrachtet mich mitleidig.

„Wir haben keinen Zugriff auf ihr Profil. Der Algorithmus bestimmt ihre Berufseignung auf Basis ihrer vergangenen Zeugnisse und Lebenserfahrungen. Eine manuelle Eingabe ist nicht vorgesehen."

„Nicht vorgesehen?" Meine Stimme springt um mindestens eine Oktave nach oben. Sie starrt mich an, als hätte ich vollends den Verstand verloren. „Aber Sie müssen doch irgendetwas tun können. Sie verstehen nicht. Mein Profil ist falsch. Falsch!"

Sie schüttelt den Kopf und blendet mich mit ihren gebleichten Zähnen. „Tut mir leid, ich kann Ihnen leider nicht weiterhelfen."

„Wenn Sie es nicht können, wer kann es dann? Es muss doch jemanden geben, der Zugriff auf mein Profil hat." Während ich die Worte sage, fällt mir auf, wie absurd sie klingen. Wenn jemand Zugriff auf mein Profil haben sollte, dann ja wohl ich.

„Wie gesagt, ein manueller Eingriff ist nicht vorgesehen."

„Ja, ja", brumme ich missmutig.

„Aber Sie können Ihr Glück gerne oben bei den Programmierern versuchen", sagt sie mit hochgezogenen Augenbrauen. „Die werden Ihnen zwar das Gleiche sagen, aber Sie wollen ja offensichtlich keine Ruhe geben." Kopfschüttelnd lehnt sie sich zurück. Ich ringe mir ein „Danke" ab und springe förmlich aus dem Stuhl.

„38. Stock", ruft sie mir noch hinterher, dann fällt die Tür hinter mir zu. Seufzend gehe ich den Flur entlang. Dann also doch der Aufzug. Schon beim Gedanken an den engen Metallraum beginnt mein Herz zu rasen und mein Mund fühlt sich auf einmal ganz trocken an. Trotzdem drücke ich den Knopf. Als sich die grauen Türen mit einem unangenehmen Klingeln öffnen, sehe ich, dass bereits jemand im Fahrstuhl steht. Es ist die Anführerin der Demonstrantengruppe. Ihr Plakat lehnt zusammengerollt an ihrem Bein. Abwesend nickt sie mir zu. Ich steige in den Aufzug.

„Hallo. Wohin darf ich Sie bringen?", fragt mich der Aufzug.

„38. Stock“, antworte ich. Es ist mir unangenehm vor der Frau mit dem Aufzug zu reden, während gleichzeitig mein Herz rast, als wäre ich soeben einen Marathon gelaufen.

„38. Stockwerk“, wiederholt der Aufzug. Die Türen schließen sich und mit einem sanften Surren setzen wir uns in Bewegung. Ich weiß nicht, wo ich hinschauen soll, also lasse ich meinen Blick in der engen Kabine umherschweifen. Angeblich werden die Innenwände von Fahrstühlen mit Spiegeln ausgekleidet, damit der Raum größer wirkt, doch die Leute, die diese Idee hatten, haben wohl vergessen, dass Spiegel noch mehr Möglichkeiten dazu bieten, ungewollten Augenkontakt zu Fremden aufzunehmen. Krampfhaft versuche ich den Blick der Frau zu meiden und dabei möglichst gelangweilt auszusehen, was mir allerdings nicht gelingt. Ich beginne zu schwitzen. Das Atmen fällt mir mit jedem Heben meiner Brust schwerer. Meine Kehle schnürt sich zu. *Sie müssen die Aufmerksamkeit von Ihren Körperempfindungen weglenken.* Ich sehe mich im engen Aufzug um, während ich gegen die Panik ankämpfe. *Es sind nur Ihre Gedanken, Elias. Nur Ihre Gedanken.* Leider ist die Frau die einzige mögliche Ablenkung in meiner Nähe. Immer wieder springt mein Blick zu ihr zurück. Sie ist auf eine eigenartige Weise schön und strahlt eine in ihr begründete Energie aus, die ich noch nie bei einem Menschen gesehen habe. Langsam spüre ich, wie sich mein Herzschlag beruhigt. Es scheint tatsächlich zu funktionieren. Ich ziehe tief die Luft in meine Lungen, während sich mein Körper nach und nach entspannt. Jetzt, da ich wieder halbwegs normal atmen kann, regt sich in mir das unerklärliche Bedürfnis, sie anzusprechen.

„Ich mag Ihr Tuch“, sage ich, einem Impuls folgend und schlage mir sofort innerlich gegen die Stirn.

„Mein Tuch?“ Verwirrt starrt sie mich an.

„Ja, Ihr Tuch. Also, Ihr Kopftuch. Das ist … das … wie die Piraten damals“, stammle ich. Blut schießt mir ins Gesicht. Ich bin wirklich eine absolute Lachnummer.

„Piraten?“ Sie zieht eine Augenbraue hoch und lächelt dabei. Ihre Zähne stehen ein bisschen schief, doch das macht ihr Lächeln nur noch schöner.

„Entschuldigung. Ich wollte nicht …“, versuche ich mich zu retten, aber sie unterbricht mich.

„Schon gut. Piraten sind doch was Cooles. Ich bin Lina.“ Sie streckt mir die Hand entgegen.

„Elias.“

„Schön, dich kennenzulernen, Elias.“ Ich öffne den Mund, um zu einer Antwort anzusetzen, da fällt mir der Aufzug ins Wort.

„Dies ist das 30. Stockwerk. Bitte haben Sie einen Augenblick Geduld.“ *2099, das Jahr, in dem du beim Flirten von einem Aufzug unterbrochen wirst*, denke ich und sehe zu Lina hinüber.

„Musst du hier raus?“, frage ich, aber sie schüttelt den Kopf. In diesem Moment hält der Aufzug und die Tür öffnet sich. Ein Mann in einem weißen Laborkittel und eine Frau

in einem schicken Businesskleid betreten den Aufzug. Lina und ich müssen ein Stück zurückweichen, so selbstverständlich nehmen sie den Raum ein.

„Guten Tag“, werden sie vom Aufzug begrüßt. „Wohin kann ich Sie bringen?“

„45. Stockwerk. Oberste Prio.“ Der Mann hält einen Ausweis in die Luft.

„Natürlich. Willkommen Professor Wieczorek. 45. Stockwerk.“ Ich sehe zu Lina hinüber, die stumm mit den Augen rollt. Der Aufzug setzt sich wieder in Bewegung. Natürlich fährt er geradewegs am 38. Stock vorbei. Menschen wie Lina und ich können keine Befehle mit oberster Priorität aussprechen. Wir gehören zur Normalbevölkerung und müssen uns mit unseren Wünschen und Plänen hinten anstellen. Nachdenklich betrachte ich die beiden Zugestiegenen. Auf Wieczoreks Kittel steht ein langer Schriftzug. Im Bemühen ihn zu entziffern, kneife ich die Augen zusammen. *Wissenschaftliche Leitung*. Und dann: *Deutsches Forschungszentrum für Robotik und künstliche Intelligenz, Berlin*. Mein Blick huscht weiter zu seiner Begleiterin. Irgendwie kommt sie mir bekannt vor. Jetzt sprechen die beiden in gedämpftem Ton weiter.

„Es gefällt mir, dass Sie sich für eine weitere Evaluationsschleife eingesetzt haben“, sagt Wieczorek zu seiner Begleiterin. „Die meisten hätten darauf gepocht, dass wir die neue Software so schnell wie möglich auf den Markt bringen.“

„Der Markt wird sich noch ein paar Monate gedulden müssen. Wissen Sie, wenn wir die breite Masse hinter uns haben wollen, dann müssen wir dafür sorgen, dass das Vertrauen in unser Produkt unangefochten bleibt.“ Auch ihre Stimme klingt vertraut, doch so sehr ich mich auch anstrenge, es fällt mir nicht ein, woher.

In diesem Moment kommt der Aufzug mit einem heftigen Ruck zum Stehen. Ich verliere das Gleichgewicht und stolpere gegen Lina. Sofort ist die Panik wieder da. Ich schnappe hektisch nach Luft, doch meine Brust wird enger und enger. Mir wird schwindelig. Der Frau entfährt ein entsetzter Schrei. Für einen kurzen Augenblick geht das Licht aus. Ich bekomme immer noch keine Luft. *Es sind nur Ihre Gedanken, Elias.* Krampfhaft beginne ich, die Sekunden zu zählen. Stelle mir kleine Kehrroboter vor, die über einen Straßengulli springen. Eins. Zwei. Drei. Dann springt die Notstromversorgung mit einem ungesund lauten Brummen an. Verunsichert sehe ich mich um. Lina hält sich mit flachen Händen an der verspiegelten Wand fest. Die Frau streicht hastig ihr Kleid glatt, während Wieczorek wütend den Blick in Richtung Fahrstuhldecke hebt, als könnte er dort den Schuldigen für den plötzlichen Stopp finden. Obwohl das Licht wieder leuchtet, rührt sich der Fahrstuhl kein Stück. Eine Minute unangenehmen Schweigens vergeht, während wir alle darauf warten, dass etwas passiert. Kalter Schweiß steht auf meiner Stirn, aber immerhin kann ich wieder atmen.

„Ich glaube, wir stecken fest.“ Die Frau zieht tief Luft ein und stößt sie mit einem Seufzen wieder aus.

„Tun wir das nicht alle“, murmle ich leise und höre Lina neben mir kichern.

„Hallo?“, ruft Wieczorek und wedelt mit seiner Karte durch die Luft. „Wieczorek hier. Oberste Prio.“ Nichts passiert. Weder meldet sich der Fahrstuhl, noch setzt er sich in Bewegung. Immerhin bleibt das Licht an. „Das kann ja wohl nicht wahr sein“, flucht Wieczorek und versucht es ein zweites Mal mit seiner Karte.

„Es wird gleich schon wieder gehen“, beruhigt ihn die Frau. Sie überprüft ihr Make-up im Spiegel. Ich sehe zu Lina hinüber.

„Ein Stromausfall. Das Spannendste, was mir in den letzten zehn Jahren passiert ist.“ Ich weiß nicht, woher der Mut kommt, die Worte auszusprechen – vielleicht sage ich es nur, um die Nachwirkungen meiner Beinahe-Panikattacke zu überspielen – doch sie sind heraus, bevor ich es verhindern kann.

„Na, das scheint mir doch ein wenig übertrieben“, bemerkt Wieczorek. Er mustert mich abschätzig, während er die Karte geistesabwesend zwischen seinen Fingern dreht. Vielleicht ist es mein Körper, der noch immer nicht so recht will wie ich. Vielleicht ist es Kais Badezimmerwand oder Linas Piratenkopftuch oder einfach nur der überhebliche Blick, den Wieczorek mir zuwirft, doch auf einmal entlädt sich die Wut, die sich über Jahrzehnte hinweg in meinem Inneren angesammelt hat.

„Was wissen Sie denn schon über mein Leben?“, fahre ich Wieczorek an. „Sie, wie Sie hier mit Ihrer Ausweiskarte in der Luft herumfuchteln. ‚Oberste Prio, oberste Prio‘.“ Ihm fällt buchstäblich die Kinnlade herunter. Überrascht schnappt er nach Luft. Bevor er jedoch zu einer Antwort ansetzen kann, tritt Lina hinter mich.

„Er hat recht. Ich kenne Sie. Sie sind Oskar Wieczorek. Es gibt nur wenige Menschen, die weiter vom realen Leben entfernt sind als Sie.“ Verwirrt starrt Wieczorek Lina an, dann tritt auf einmal Erkenntnis in seine Augen.

„Ha! Ich kenne Sie auch!“ Ein Grinsen stiehlt sich auf seine Lippen. „Sie sind doch die mit der Menschenquote! So eine lächerliche Idee. Sie haben den Aufruhr letzte Woche verursacht, wegen dem ich fast zu spät zu meinem Meeting mit der Kanzlerin gekommen wäre. Haben Sie die Menschen heute etwa schon wieder mit diesem Unsinn aufgehetzt?“

„Gern geschehen“, sagt Lina und verschränkt die Arme vor der Brust.

„Eine Menschenquote?“, schaltet sich die Frau ein. Stirnrunzelnd sieht sie zwischen Lina und Wieczorek hin und her.

„Ach, so ein Hirngespinst dieser linken Protestbewegung. Mehr Arbeitsplätze für Menschen, weniger Roboter und dieser ganze Schwachsinn.“ Er winkt ab, aber die Frau schüttelt den Kopf.

„Nein, das interessiert mich.“ Sie wendet sich an Lina. „Was wollen Sie mit einer Menschenquote bezwecken?“ Auf einmal fällt mir wieder ein, woher sie mir so bekannt vorkommt. Es ist Kamala Linn, die Geschäftsführerin von Dreyer Dynamico, dem Weltmarktführer für Robotergelenktechnik. Doppel D, wie Kai und ich die Firma genannt haben, wenn wir uns mal wieder über die herrschende Elite ausließen, während wir insgeheim

beide davon träumten, irgendwann für einen Konzern wie Dreyer Dynamico arbeiten zu dürfen. Oder überhaupt mal zu arbeiten.

Lina, die offensichtlich nicht mit ehrlichem Interesse gerechnet hat, sucht überrumpelt nach Worten. „Die Menschenquote. Damit es wieder mehr Arbeitsplätze für Menschen gibt. Eine gesetzliche Verpflichtung, dass jedes Unternehmen zuerst einen Menschen einstellen muss, bis mindestens 50% oder mehr der Belegschaft von Menschen gestellt wird. Wie damals in den 2010er Jahren die Frauenquote."

„Das ist fast hundert Jahre her", meckert Wieczorek.

„Ich verstehe Ihren Punkt", räumt Kamala Linn ein. „Aber dann verliert Deutschland viel von seiner Wirtschaftskraft. Der Wohlstand unseres Landes beruht auf dem Einsatz der effizientesten Arbeitsmittel. Und das sind nun mal in vielen Bereichen Computer und eben keine Menschen."

„Aber das ist doch der Punkt", schalte ich mich ein. „Das ist die Frage, die wir uns stellen müssen. Wollen wir, wie sie sagen, ‚maximale Effizienz', wenn dafür Millionen Menschen in der Scheiße sitzen? Oder wollen wir mehr Menschlichkeit und vergessen die bekackte Wirtschaft mal für einen Moment?" Ich halte kurz inne, um nach den passenden Worten zu suchen. „Müssen wir denn alles, was unser Leben effizienter macht, wirklich haben? Vielleicht brauchen wir nicht immer den schnellsten Roboter oder die klügste KI."

„Ich finde, die Frauenquote ist gar nicht so ein dummes Beispiel." Lina lehnt sich nachdenklich gegen die Aufzugwand. „Damals ging es indirekt auch um die Frage der Effizienz. Frauen einzustellen galt als ineffizient, denn wenn sie schwanger wurden, musste man sie ersetzen oder ihren Ausfall anderweitig ausgleichen. Das kostet Zeit und Geld. Marktwirtschaftlich wäre es am logischsten gewesen, Frauen weiter zu diskriminieren und sie einfach nicht einzustellen. Aber die Hälfte der Bevölkerung zu benachteiligen, ging auch irgendwie nicht. Also hat man sich für die Menschlichkeit entschieden und letztendlich doch mehr Effizienz gewonnen. Frauen leisten einen wichtigen Teil für die Wirtschaft. Wenn mir da jemand zustimmen muss, dann Sie. Heute ist es vollkommen normal, dass eine Frau einen Konzern wie Dreyer Dynamico leitet. Das war vor 90 Jahren nicht so. Ich glaube, wir sind wieder am gleichen Punkt angelangt."

Kurz herrscht Stille im Aufzug, dann beginnt Wieczorek zynisch zu applaudieren. „Tolle Rede. Wirklich toll. Aber da ist ein Fehler in Ihrer Gleichung. Wenn ein Roboter oder ein Computer den Job eines Menschen übernimmt, dann wird er dadurch nicht benachteiligt. Im Gegenteil. Ihm stehen alle Möglichkeiten offen." Er gestikuliert wild mit den Armen. „Heute muss niemand mehr nachts Büros putzen. Niemand muss mehr Müll abtransportieren oder stumpf Zahlen in Tabellen eintragen. Die Menschen sind freier als sie es je waren." Seine Augen leuchten während er spricht und mir wird klar, dass er wirklich glaubt, was er da sagt. Trotzdem kann ich ein Schnauben nicht unterdrücken.

„Glauben Sie mir, ich wäre froh, wenn ich Zahlen in eine Tabelle eintragen dürfte, anstatt meine siebte Berufsausbildung zu beginnen."

Irritiert starrt er mich an. „Ihre siebte Berufsausbildung?“

Ich zucke mit den Schultern. „Sie würden es Umschulung nennen.“

„Sie haben noch nie gearbeitet?“ Irgendwie habe ich das Gefühl, dass er mir nicht glaubt.

„Nein.“ Ich schüttele nachdrücklich den Kopf.

„Aber es wird immer Arbeit geben“, wirft Kamala Linn ein. „Immer wenn ein Arbeitsplatz automatisiert wird, entsteht ein neuer.“ Mir fallen Kais Worte wieder ein. *Wir sind wie die fucking Pferde.*

„Sie haben eine Gruppe der Nutzlosen geschaffen.“ Linas Stimme ist leise, doch ihre Worte verlieren nichts an ihrer Eindringlichkeit. „Nicht jeder Mensch kann komplexe Algorithmen entwickeln oder Psychotherapeut werden. Es gibt eine Menge Menschen, für die übersteigen die neu entstehenden Berufe ihre intellektuellen Fähigkeiten bei weitem. Menschen sind verschieden. Und das ist auch gut so. Darin liegt unsere Stärke als Menschheit. Aber das bezieht sich eben auch auf Intelligenz und andere Fähigkeiten. Deshalb ist es umso wichtiger, dass traditionelle Berufe erhalten bleiben.“

„Es gibt keine Gruppe der Nutzlosen“, fällt Wieczorek Lina ins Wort. „Jeder trägt einen Teil zur Gesellschaft bei. Und wenn es durch Umschulung geschieht.“

„Ach ja?“ Ich mache einen Schritt auf ihn zu. „Was habe ich denn je zur Gesellschaft beigetragen? Mit jedem Tag, den ich länger in diesem Gebäude verbringe, fühle ich mich noch schlechter, noch wertloser, noch nutzloser. Ich bin über 40 Jahre alt. Es fällt mir von Tag zu Tag schwerer, zu lernen. Glauben Sie, es ist leicht, immer und immer wieder eine neue Ausbildung anzufangen? Und damit bin ich kein Einzelfall, sondern einer von Millionen da draußen. Dabei könnte ich sogar etwas Sinnvolles tun. Aber Ihr Berufsalgorithmus lässt mich nicht.“ Meine Stimme ist immer lauter geworden. Umso bedrückender ist die Stille, die sich jetzt zwischen uns ausbreitet. Jeder von uns hängt in seinen eigenen Gedanken fest. Lina knickt unzufrieden den Rand ihres Plakats, während sich Kamala Linn langsam auf dem Boden niederlässt. Das einzige Geräusch ist das unregelmäßige Surren des Notstroms. Ich spüre schon wieder den Druck in meinem Hinterkopf. Verkrampft massiere ich mir den Nacken, während ich versuche, mich an die Atemübungen zu erinnern, die mir meine Therapeutin damals gezeigt hat. Sie fallen mir nicht ein.

Irgendwann bricht Wieczorek das Schweigen. „Was wollen Sie, Herr …“

„Paleo. Elias Paleo.“

„Herr Paleo. Sagen Sie es mir. Was wollen Sie?“ Sein Ton ist gehässig. Ich weiß, dass er mir die Frage nicht stellt, weil er sich gerade spontan überlegt hat, einem armen Schlucker wie mir zu helfen. Er will mich aus der Reserve locken, meine Argumente zerlegen. Er will zeigen, dass ich zwar meckern, aber keine Lösungen anbieten kann. Ich muss einen Moment überlegen. Was will ich? Einen Job? Geld? Eine Welt ohne Maschinen? Endlich keine Angst mehr haben?

„Eine Aufgabe. Ich will eine Aufgabe. Ich will, dass mein Profil geändert wird, damit ich endlich den Job ausüben kann, der mir wirklich gefällt."

„Und Sie?" Er wendet sich an Lina. Sie schüttelt den Kopf.

„Es geht nicht darum, was ich will. Es geht darum, was die Menschen brauchen. Elias hat schon Recht. Die Menschen brauchen eine Aufgabe. Aber zuallererst brauchen sie eine Grundlage zum Leben. Deutschland ist so wohlhabend wie noch nie. Warum gibt es immer noch kein bedingungsloses Grundeinkommen? Vielleicht denken Sie da mal drüber nach." Ihre Antwort gefällt ihm nicht. Ich kann es an der Art sehen, wie er die Augenbrauen zusammenzieht. Dabei bildet sich eine wulstige Falte über seiner Nase. Ich glaube, das ist diese kognitive Dissonanz. Wieczorek verspürt sie auch.

„Über so etwas kann ich nicht entscheiden. Aus der Politik halte ich mich heraus." Er dreht sich wieder zu mir. „Paleo, sagten Sie? Als was wollen Sie denn arbeiten?"

„Technische Wartung", stottere ich vollkommen überrumpelt.

„Technische Wartung." Er sieht mich an und hebt schließlich den Kopf zur Fahrstuhldecke. „Dann können Sie uns doch sicher hier rausholen."

„Ich weiß nicht", presse ich hervor. Auf einmal sind meine Hände wieder schweißnass. „Das hängt davon ab, wie nah wir an einem der Stockwerke sind."

„Versuchen Sie's." Auffordernd nickt er mir zu. „Holen Sie uns hier raus und ich sorge höchstpersönlich dafür, dass Sie in jeder Firma eingestellt werden, die Sie mir nennen." Ich schlucke. Wahrscheinlich ist es ein leeres Versprechen, doch ich kann nicht leugnen, dass mich die Tatsache, dass ihn der Aufzug namentlich begrüßt hat, beeindruckt hat. Zitternd wische ich meine feuchten Hände ab, dann trete ich in die Mitte des Fahrstuhls. Ich strecke mich und schlage gegen eine der Deckenplatten. Zuerst passiert nichts, doch als ich ein zweites Mal dagegen schlage, hebt sich die Platte ein Stück nach oben. Ächzend rücke ich sie zur Seite.

„Machen Sie mal eine Räuberleiter", sage ich. Wieczorek brummt grimmig, verschränkt dann aber die Finger ineinander. Ich steige auf die Fläche zwischen seinen Händen.

„Können Sie nicht wenigstens die Schuhe ausziehen?", fährt Wieczorek mich genervt an. Seufzend streife ich meine Schuhe ab. Wieczorek stöhnt, als ich mit meinem vollen Gewicht in seine Hände steige. Keuchend ziehe ich mich durch die schmale Öffnung auf die Decke des Fahrstuhls.

„Und? Wie sieht's aus?", ruft Kamala Linn. Vorsichtig krabble ich zur Wand des Fahrstuhlschachtes. Wir haben Glück. Direkt auf Brusthöhe befindet sich eine Tür, die auf einen der Flure führt. Mit zusammengekniffenen Augen scanne ich den dunklen Schacht nach einer manuellen Schaltmöglichkeit ab, doch ich kann nichts entdecken. *Es fällt Ihnen schwer, sich zu konzentrieren.* Jetzt, da ich auf einmal alleine in der Dunkelheit stehe, bricht die altbekannte Wahrheit über mich herein, die ich so erfolgreich verdrängt habe. Ja, verdammt! Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. Ja, ich mache mir ständig Sorgen.

Ja, ich habe Angst. Aber nichts davon ist meine Schuld. Ich bin 42 Jahre alt. Mein ganzes Leben lang wurde ich von Ausbildung zu Ausbildung geschickt. Alle drei Jahre gaben sie mir neue Hoffnung wie einem Süchtigen die Heroinspritze. Alles, was ich in den 19 Jahren seit meinem Schulabschluss geschafft habe, ist zu versagen und die falschen Entscheidungen zu treffen. Und das werde ich wieder und wieder tun. Auch jetzt. Was habe ich mir dabei gedacht, zu behaupten, ich könnte uns hier rausholen? Ich habe weder Ahnung von Aufzügen, noch von Stromkreisen oder überhaupt von Elektrotechnik. Und diese unerträgliche Angst – sie wird für immer bleiben.

„Was ist?“, drängelt Wieczorek von unten. Ich antworte nicht. Stattdessen starre ich den Schacht des Aufzugs empor und lasse mich ganz von der Dunkelheit umhüllen. Hier gehöre ich hin. In die Dunkelheit des Fahrstuhlschachts, darauf wartend, dass die Dämonen ihre eiskalten Klauen nach mir ausstrecken und mich mit einem einzigen Ruck ihrer gewaltigen Arme unter sich zerquetschen.

„Herr Paleo, sind Sie noch da?“

Wie eine Kellerassel im Gemäuer.

„Können Sie etwas erkennen?“

Ich schließe die Augen und wünsche mir, Wieczorek würde wenigstens für einen kurzen Moment die Klappe halten.

„Wenn Sie nicht antworten, komme ich zu Ihnen nach oben.“ Ich balle die Hände so krampfhaft zu Fäusten, dass sich die Fingernägel schmerzhaft in mein Fleisch bohren. Mir wird klar, er wird mich nicht in Ruhe lassen. Er nicht und die ganze Gesellschaft mit ihren Umschulungsmaßnahmen auch nicht. Wenn ich etwas ändern will, muss ich es selbst in die Hand nehmen. Von dieser Erkenntnis beflügelt hole ich tief Luft und balanciere zur Wand hinüber.

„Moment“, rufe ich zurück, während ich mit der Handfläche über die Schachtwand taste. Es muss hier irgendwo einen manuellen Schalter geben, schon allein aus Sicherheitsgründen. Da! Endlich finde ich einen kleinen Schaltkasten. Die Verdeckung klemmt etwas, doch nachdem ich mehrmals kräftig daran ziehe, löst sie sich von der Wand. Ich habe keine Ahnung, welcher der Knöpfe die Tür über mir öffnen würde, also drücke ich einmal auf jeden und bete, dass ich mit keinem davon den Fahrstuhl in Bewegung setze. Ich habe Glück. Mit einem leisen Zischen öffnet sich die Tür. Mir entfährt ein erleichtertes Lachen.

„Die Tür ist auf!“, rufe ich aufgeregt und krabble zurück zur Öffnung in der Fahrstuhldecke. „Sie können hochkommen.“

„Sehen Sie? Sie leisten doch einen Beitrag für die Gesellschaft.“ Es sollte ein schlechter Witz sein, doch als ich hinunter in den Fahrstuhl schaue, sehe ich, wie sich ein ehrliches Lächeln auf den Lippen des Professors ausbreitet. Lina reicht mir meine Schuhe durch die Öffnung und klettert dann mit Wieczoreks Hilfe zu mir hinauf. Ich strecke ihr meine Hand entgegen. Als sie danach greift, durchfährt mich ein warmer Schauer. Sie lächelt mich an und ich kann nicht anders, als ihr Lächeln zu erwidern. Auf einmal ist die Dunkelheit um

mich herum gar nicht mehr so finster. Kamala Linn folgt als nächstes. Schwer atmend zieht sie sich durch die Öffnung. Wieczorek aus dem Fahrstuhl zu holen, stellt sich als am schwierigsten heraus. Da es niemanden mehr gibt, der ihn von unten stützen kann, müssen wir uns durch die Öffnung lehnen und ihn zu dritt hochziehen. Wieczorek stöhnt und auch mir steht der Schweiß auf der Stirn. Doch schließlich schaffen wir es, ihn auf das Fahrstuhldach zu ziehen. Nach Luft ringend deute ich auf die geöffnete Tür.

„Da vorne geht es raus."

Wieczorek klopft mir auf die Schulter. „Gut gemacht", sagt er und schiebt sich an mir vorbei. Einer nach dem anderen klettern wir aus dem Fahrstuhlschacht.

„Ich werde über Ihre Vorschläge nachdenken", erklärt Kamala Linn und streicht ihr Kleid zurecht. „Vielleicht kann ich einige meiner Kontakte in der Regierung reaktivieren."

„Das würde mir viel bedeuten", antwortet Lina und schüttelt ihre Hand. Sie glaubt Kamala Linn nicht und ich kann es ihr nicht verübeln. Nach all den Jahren, in denen unsere Bedürfnisse ignoriert und überhört wurden, fällt es auch mir schwer, den Worten der Geschäftsführerin Glauben zu schenken. Auch Wieczorek robbt nun aus dem Schacht in den Flur. Er nickt mir mit stummer Anerkennung zu.

„Herr Paleo, es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Lassen Sie mich wissen, wenn ich etwas für Sie tun kann." Er greift in die Tasche seines Kittels und drückt mir eine Visitenkarte in die Hand. Bevor ich antworten kann, rappelt er sich auf, klopft seinen Kittel aus und verschwindet im schummrigen Flur. Lina und ich bleiben alleine zurück. Erschöpft sitzen wir auf dem Boden. Ihr rotes Kopftuch ist verrutscht und ein paar ihrer lockigen Strähnen hängen ihr ins Gesicht. Plötzlich überkommt mich ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Mir wird schlagartig klar, was da gerade passiert ist. Ich habe meine Gedanken besiegt. Mein Kopf hat gesagt, dass ich wieder versagen würde, doch ich habe ihm gezeigt, dass ich mehr als die Summe meiner vergangenen Leistungen bin. Ich habe die Dunkelheit besiegt. Mein gesamter Körper ist erfüllt von Wärme und ich kann nicht anders, als anfangen zu lachen. Für einen Moment mustert Lina mich verwirrt, doch dann stimmt sie ein. So sitzen wir dort neben der aufgebrochenen Tür zum Fahrstuhlschacht und lachen wie zwei Irre, bis irgendwann der Strom mit einem Klacken zurückkehrt und das Licht der LED-Panels den Flur erleuchtet.

Szenario: Postwachstum

Auch im Szenario „Postwachstum“ ist die Automatisierung von Arbeit stark fortgeschritten. Das Szenario basiert auf einer ausgeglichenen Welt, in der kein Mangel mehr an Gütern und Ressourcen herrscht und in der jede*r alles bekommt, was sie/er braucht. Die Menschen können arbeiten – aber sie müssen es nicht – denn dank der Automatisierung ist für alles gesorgt. Ein bedingungsloses Grundeinkommen schafft die nötige Sicherheit, dass jede*r im besten Fall das tun kann, was sie/er will. Produktion und Konsum sind von der KI geregelt und nicht mehr von unendlichem Wachstum geprägt. Das heißt aber auch, dass der Konsum möglichweise limitiert sein muss, dass unsere Ressourcen grundsätzlich auf Recycling beruhen und die Schonung der Umwelt ein anerkannter existentieller Wert ist.

So sind es in der Welt, die **Michael Edelbrock** in „Meer aus schwarzem Glas“ beschreibt, die KIs, die die Weltwirtschaft steuern und über alle Ressourcen wachen. Die Menschen beziehen ein Grundeinkommen und können sich den Projekten widmen, die den eigenen Talenten und individuellen Wünschen entsprechen, darunter durchaus auch große Infrastruktur-Projekte, wie das titelgebende ‚Meer‘ aus Solarzellen, das die Protagonistin ausbauen möchte, um die globale Energiegewinnung grüner zu machen.

In **Sonja Hermeneits** Geschichte „JobXchange“ wiederum arbeiten die Menschen noch – ob dies zur Existenzsicherung erforderlich ist oder nicht, bleibt unerwähnt. Sicher aber ist, dass KIs die Arbeitsplatzwahl maßgeblich bestimmen, wodurch die Zuordnung von Tätigkeit und Mensch und zugleich die Entfaltung individueller Fähigkeiten und Talente optimal gewährleistet werden soll. Hier kommt das JobXchange-Programm ins Spiel, mit dem man alle paar Jahre den Beruf wechseln muss und so kontinuierlich neue Erfahrungen macht – auch wenn die in dieser Geschichte agierende Protagonistin ein paar durchaus verständliche Berührungsängste hat …

Meer aus schwarzem Glas

Michael Edelbrock

Niobe sah auf die sanft gewellte Landschaft des westlichen Ägyptens. Zu ihren Füßen fiel das graue Gestein einer Felsformation ab und ging über in endlose gelbe und beige Hügel. Staubwolken wehten von ihnen auf, die als goldener Dunst über dem leeren Land tanzten.

Über allem spannte sich der unvorstellbar weite Himmel eines frühen Nachmittags. Den einzigen Schatten gäbe es hinter Niobe im fernen Tal des Nils. Doch die Hitze machte ihr ohnehin nicht zu schaffen.

Dies war ein visuelles Artefakt, aufgenommen von einer Präsenzdrohne und per VR-Linsen auf ihre Netzhaut übertragen. Sie stand im regnerischen Kassel in ihrem Appartement und hatte sich nur hierhin geschaltet, um mit ihrem Frust klarzukommen.

Leon hatte das Team verlassen. Der Letzte, der ihre Vision wirklich teilte.

Er brauche mehr Zeit für sich. Er wolle auch anderen Hobbys nachgehen. Vielleicht mache er in ein paar Monaten wieder mit. Mal sehen. Sie komme damit ja klar, oder?

Natürlich. Selbstverständlich. Sie wischte sich eine Träne der Wut ab.

Es würde so viel schwerer, das hiesige Projekt jetzt noch zu verwirklichen. Das weite Land zu nutzen, die neuartigen Photovoltaik-Module aufzubauen und die sanften Wellenschläge dieser Ebenen zu verwandeln in ein … ja, in ein Meer aus schwarzem Glas.

Sie sah es vor sich.

Stattdessen müsste sie zuerst einmal Leon bei EU-Social abmelden. Vollkommen überflüssig, denn ob er arbeitete oder nicht, er erhielt weiterhin die gleichen Leistungen - bloß aus einem anderen Topf. Wie hieß noch dieser Comedian, der ständig sagte, der einzige Weg den Leistungen von EU-Social zu entkommen, sei der Tod? Schwarzer Humor, aber wahr.

Jemand klopfte virtuell an. Sie ließ ihn herein.

Ein neues Artefakt baute sich in ihrem Blickfeld auf. Viktor, der auf einem bequemen blauen Sessel erschien, adrett gekleidet wie immer. Inmitten der ägyptischen Wüste und 20 cm über dem Bodenniveau wirkte er unfreiwillig komisch. Wie ein heraufbeschworener Dschinn, der sich im Jahrtausend vertan hatte. Sie schob ihn etwas zur Seite, um weiter den Ausblick zu genießen.

„Baby, Schönheit, wie geht's? Bläst du Trübsal, weil du mich heute noch nicht gesehen hast?"

Diese Stimmung also.

„Leon ist raus", sagte sie dumpf.

Sein Gesichtsausdruck verwandelte sich sofort. „Geht er jetzt auch unter die Leisure-Loser? Morgens nicht mehr aufstehen müssen und deshalb die ganze Nacht im VR verbringen? Für die ist die Bedürfnispyramide doch ein Hochhaus, in dem die KIs den Fahrstuhl bedienen! Ich habe gehört, dass die meisten 25-Jährigen nur noch vereinfachte Icon-Schrift lesen können. 'ne Frechheit! Als wenn man die Bildchen als ‚Schrift' bezeichnen könnte. Kannst du dir -"

„Komm, Viktor, lass gut sein." Sie sah ihn mit geröteten Augen an. Er verstand und schwieg. Aber natürlich nur für einen Moment.

„Ganz schönes Glück für dich, dass ich immer noch dein Assistent bin. So profitierst du weiter von meiner Weitsicht, meiner unverbrüchlichen Loyalität -"

„Und lass mich raten, deiner Bescheidenheit?"

„Du darfst mein gutes Aussehen nicht vergessen!"

Sie seufzte. „Viktor, warum hast du bei mir angeklopft?"

„Ach", sagte er und strich sich gedankenverloren über seinen Rasputin-Bart, gerade der letzte Schrei unter den 30-Jährigen. „Nur 'ne Kleinigkeit. Ich wollte dir sagen, dass OpibAI mitgeteilt -"

„Die KI?"

„Die Ressourcen-KI, ja. Sie sagt, dass sich die Baufahrzeuge um einen Monat verspäten. Sie muss andere Prioritäten setzen. Wir könnten doch erst bei Photovoltaik-Feld 3 weitermachen, oder?"

Niobe erholte sich nur langsam von diesem Schlag in die Magengrube.

„Was?", fuhr sie auf und drehte sich zu ihm, blinzelte im grellen Sonnenlicht. „Denk im Kontext! Alles hängt mit allem zusammen! Das Feld führt in den Süden, wo die Leitungen noch nicht fit genug sind. Aus der Richtung kommend überlasten wir die Mikrowellenstromnetze in den Städten! Willst du bei Schwankungen die Bevölkerung braten?"

„Beruhige dich", sagte er. „Hast ja Recht. Wie konnte ich das nur vergessen? Und wenn wir den Aufbau des Feldes ein wenig verzögern, bis die Baufahrzeuge die Zuleitungen gelegt haben? Zeitpläne sind eh nur etwas für die Langweiler von EU-Social. Ich bin eher ein *Improvisateur*!"

Sie starrte ihn an. „Und woher soll in der Zwischenzeit der Strom kommen? Da gibt es 18 Milliarden Menschen, die alles nur noch aus ihren Feederlines haben wollen oder sich überflüssigen Scheiß drucken oder an ihren VR-Sets hängen. Dann baut VoltAI wahrscheinlich schnell das nächste Kraftwerk."

„Und das willst du nicht", sagte er resigniert.

„Nein! Wir haben bereits zu viele Atomkraftwerke, weil die KIs keine Visionen haben. Ich schon, ich will -"

„Ich weiß, du willst dein Meer aus schwarzem Glas. In Kohlenstoff-Nanoröhrchen gebettete Halbleiter mit unglaublichem Wirkungsgrad. Die Energielösung für all die kommenden Generationen."

Sie sah ihn verletzt an, ballte die Fäuste. „So klinge ich? Wie ein beschissener Museums-Guide, der nur nachplappert?“

Er schien zu erschrecken, sprang halb aus dem Sessel auf. „Nein, so sollte es nicht klingen. Wirklich! Es ist nur … nur ein großes Projekt.“

Sie wischte sich ein paar Tropfen aus den Augen. Hätte sie am liebsten auf den herumfliegenden Staub geschoben. Klassischer Dislokationsfehler in der VR.

„Ein großes Projekt“, sagte sie bitter. „Und mir laufen die Kollegen davon. Warum sich anstrengen? Warum sich Mühe geben? Alle haben ein Dach über dem Kopf und fressen das geschmacksverstärkte Zeug aus den Feederlines. Du kannst alles haben, alles sein, jeden treffen, auf der ganzen Welt. Fuck! Sogar auf dem Mond und dem Mars, wenn du willst.“

„Vergiss nicht die tausend Fantasy-Welten!“, sagte er eifrig.

„Ja“, rief sie in die Wüste hinaus, „wie konnte ich die bloß vergessen! Warum mache ich den Scheiß hier überhaupt? Warum tue ich mir das an, wenn sich eh kein Schwein dafür interessiert, wo die Energie herkommt? Der gemäßigte Äquator ist vollgepackt mit Leuten, also bauen wir einfach Atomkraftwerke in die boreale Tundra. Ist doch logisch – zumindest für eine KI!“

„Geh nicht so hart mit ihnen ins Gericht. VoltAI hält sich an alle Vorgaben.“

„Großartige Leistung der Menschen, immerhin noch ein paar vage Vorgaben zu machen. Weißt du was, das war’s! Ich steige aus. Wenn Leon aufhören kann, kann ich es auch. OpibAI soll seine Scheiß-Bagger behalten. Wir brauchen keine Zuleitungen mehr, stornier die Bestellungen! Die Drucker können wieder zu VR-Sets, Auto-Velos und gefühlsechten Sex Dolls zurückkehren!“

Er sah sie zuerst amüsiert an, riss dann aber die Augen auf. „Niobe, das ist nicht dein Ernst!“

„Oh doch! Meine letzte Amtshandlung wird Leons und meine Ummeldung bei EU-Social sein.“

„Und was ist mit deinem erweiterten Zugriff?“

„Die Präsenzdrohnen brauche ich dann eh nicht mehr.“ Trotz der Worte wusste sie, dass sie deren Möglichkeiten vermissen würde.

„Und die Projektgratifikation? Der Motivations-Bonus?“

„Das ist doch alles nur Spielgeld für unnütze Extras. Eine Dankesrede am Ende und ein Namensschild in der ägyptischen Wüste. EU-Social faselt immer von intrinsischer Motivation, also komm mir nicht mit irgendwelchen Vorteilen, die ich verlieren würde!“

Sie hatte drohend den Zeigefinger auf ihn gerichtet. Wie eingeschüchtert ließ er sich zurückfallen und schüttelte den Kopf.

„Du würdest auch nicht länger mit Zheng vom Oceanplastic-Projekt sprechen. Oder denk an den monatlichen Kindergarten der Hippies!“

„Sprich nicht so von der Konferenz der Engagierten!“

„Siehst du, du mochtest sie immer!“

„Ich kann mit jedem reden und mich mit jedem treffen.“

Viktors Ausdruck wandelte sich zu mildem Spott. Er schien herablassender zu werden, obwohl er aus seinem Sessel zu ihr aufschauen musste. „Und worüber wollt ihr reden? Dass du das Appartement angestrichen hast? Den neuesten Geschmack aus den Feederlines, Mango-Calamares? Das neueste Artefakt-Kleid, während du in Wahrheit im Slip in deiner Wohnung stehst, zu faul zum Anziehen. Lern schon mal vereinfachte Icon-Schrift, mehr brauchst du dann ja nicht mehr.“

„Du Nuller!“, schrie sie ihn an. „Wie kannst du es wagen, nachdem ich mir so lange den Arsch aufgerissen habe! Was weißt *du* denn schon - warum rede ich überhaupt mit dir? Du bist doch auch bloß eine KI! Nur ein verkackter virtueller Assistent!“

Jetzt war es raus!

Sie legte all ihren Hass in die Worte und traf mitten ins Schwarze.

Viktors Herablassung verschwand. Er setzte sich aufrechter hin, als wolle er zum ersten Mal in diesem Gespräch einen guten Eindruck vermitteln. „Ich bin eine V4.3 Virtual-Persönlichkeit mit über vier Jahren Erfahrung in der Projektassistenz, von dir konfiguriert und zusätzlich als Emotionale-Unterstützungs-KI ausgebaut.“

„’ne tolle Unterstützung bist du!“

Sie ging ein paar Schritte im Appartement auf und ab, was die Wut allerdings nicht verrauchen ließ. Mittels Handgeste wies sie die Präsenzdrohne an, aufzusteigen und mit Höchstwerten nach Osten zu beschleunigen. Das kleine Gerät schaffte zwar 120 km/h, aber der Nil würde noch ziemlich lange nur ein grünsilbernes Band in der Ferne bleiben. Unter ihr schoss die unfruchtbare Ebene vorbei.

„Vielleicht schaltest du mal deine Theatralik ab“, sagte er und stützte den Kopf in die Hände, als kämpfe er gegen eine Migräne an. „Du nimmst dich viel zu wichtig!“

„Ach! Und wie soll es bitte weitergehen? Ich bin jetzt die Einzige, die sich für dieses Thema genug interessiert, um mal den Arsch hochzubekommen!“

„Das sagst du jetzt nur, weil ich kein Mensch bin!“, sagte er spitz. „Tja, the story of my life. Warum sollte nicht ich weitermachen, warum nicht deine Rolle übernehmen? Ich kann das Projekt sogar optimieren.“

„Ha!“, platzte es so laut aus ihr raus, dass Viktor erschrocken aufsah. „Dann lass mal hören!“

„Nun“, begann er überrumpelt. „Die neue PV-Technik ist großartig, das ist schon *die* Lösung. Aber der Ort ist falsch. Sie muss in den Orbit.“

Sie blinzelte, diesmal nicht wegen des grellen Sonnenlichts. „Was für ein Quatsch!“

„Mach dich nicht über meine Vision lustig! Wir Kreativen sind da sehr verletzlich!“

„Wie willst du das alles hochschaffen?“

„Per Weltraumaufzug?“

„Ist das eine Frage? Mann! Davon gibt es nur acht Stück! Dass ich nicht lache. OrbitAI räumt dir in fünf Jahren vielleicht mal ’nen Slot ein. Bis dahin haben ja wohl seine wichtigen Orbitfabriken Priorität.“

Viktor sah zugleich beleidigt und nachdenklich aus.

„Und wie willst du die Energie runterschaffen auf die Erde?“, setzte sie nach.

„Mit zielgerichteten Mikrowellenstrahlen“, sagte er triumphierend.

Sie lachte auf. Vielleicht ein bisschen zu gespielt. „Das ist nicht dein Ernst, mein Gott! Da sind ja sogar die Atomkraftwerke besser! Du kochst die Atmosphäre!“

„Übertreib nicht“, fuhr er sie an. „Wir spannen schließlich auch jetzt schon Mikrowellennetze über die Städte!“

„Ja“, gab sie genauso laut zurück, „um ein paar zehntausend Autos und Geräte zu betreiben! Aber nicht als hochfrequenter Mikrowellen-Laser, der ganze Seen verdampfen könnte!“

Sie setzte sich auf den Teppichboden, zog die Beine an den Körper und umschlang sie mit den Armen. Tief unter ihr entfaltete die vorüberziehende Wüstenlandschaft eine seltsame Schönheit. „Wie willst du das Photovoltaik-Feld gegen Einschläge von Mikrometeoriten schützen?“

„So wie OrbitAI die Fabriken schützt!“

Sie bettete den Kopf auf ihre Knie, sah Viktor nicht länger an. „Die Laserabwehr funktioniert vielleicht bei seinen kompakten Kuben, aber doch nicht für ein flächiges Feld von abertausenden Quadratkilometern! Was tust du gegen den Staub?“

Er schwieg.

„Du weißt, dass die Erde pro Jahr zehntausende Tonnen Weltraumstaub einfängt?“

„Und wie gehst *du* das Staubproblem in der Wüste an?“, gab er unwillig zurück.

„Mit dem Propellerluftdruck automatischer Drohnen. Das dürfte dir in der luftleeren Schwerelosigkeit nicht gelingen. Viktor, deine Vision ist eine Schnapsidee.“

Sie sah wieder auf. Er saß mit versteinerter Miene auf seinem scheinbar fliegenden Sessel, die Augen geradeaus als weigere er sich, Niobe überhaupt zur Kenntnis zu nehmen.

„Ihr KIs kombiniert einfach nur Vorhandenes. Ihr plappert nur nach. So seid ihr eben trainiert worden, gefüttert mit unseren Ideen, unfähig, eigene zu entwickeln. Damit erledigt ihr Standardarbeiten ganz gut. Ihr assistiert gut. Aber für den ganzen Rest braucht ihr wohl noch uns Menschen.“

„Möglich“, war seine knappe Antwort.

Sie seufzte tief. „Also. Wenn ich mit dem Projekt weitermache, brauche ich weitere Leute. Du veranlasst einen Call for Commitment. Irgendjemand muss sich doch für dieses Thema interessieren und etwas mehr Durchhaltevermögen an den Tag legen.“

„Du kannst wirklich verdammt froh sein, mich zu haben“, meinte er verschmitzt. „Der Call geht dann an EU-Social raus.“

„Bis dahin überlege ich mal, wie wir mit der Bau-Verzögerung umgehen. Ach, Viktor?“

Er hatte sich wieder zurückgelehnt. Das personifizierte Selbstbewusstsein und weltbester KI-Assistent. „Ja?“

„Deine komische Vision. War das nur … hast du das nur, um …“

Er zwinkerte ihr zu. „Und wenn es so wäre, würde das nicht bedeuten, dass du mich recht erfolgreich als Emotionale-Unterstützungs-KI konfiguriert hast?“

„Ja, das würde es wohl.“

Als seine Projektion verschwand, musste sie lächeln.

JobXchange – ein Leben, dreißig Jobs

Sonja Hermeneit

„Ärztin? Ich? Sind Sie LEBENSMÜDE?“, schrie ich in mein altmodisches aber mir deshalb umso lieberes Telefon. „Sie klingen erregt“, stellte die Künstliche Intelligenz am anderen Ende der Leitung seelenruhig fest. „Möchten Sie mit einem menschlichen Servicemitarbeiter sprechen?“ „Ja, verdammt, das will ich!“, fluchte ich und erschrak vor mir selbst. Die KI blieb von meinem Gefühlsausbruch unbeeindruckt: „Der Stimmanalyse zufolge sind sie zwischen 50 und 60 Jahre alt, weiblich und kommen aus Hannover. Ich stelle eine audiovisuelle Verbindung mit einer passenden Beraterin her.“ In mir rotierten Panik, Wut und bleierne Müdigkeit wie in einer Slot-Maschine bis schließlich – ding, ding, ding – das Stichwort audiovisuell die Oberhand gewann. Ich hetzte zum Com-Spiegel im Flur, der sich gleich in ein digitales Fenster verwandeln würde. Mit dem Fuß schob ich eine Wäschedrohne außer Sichtweite, strich mir gleichzeitig eine graue Strähne hinters Ohr und hob dann auf beiden Seiten meine Haare von unten etwas an, um der Bob-Frisur die richtige Rundung und noch etwas Last-Minute-Volumen zu verleihen. Ich riss die Augen auf, um Schlupflider und Fältchen zu mildern und fragte mich dann, wem ich hier eigentlich etwas vormachen wollte. Einmal eine graue Maus, immer eine graue Maus – nur älter. Ich gehörte verdammt nochmal in meine Bibliothek und nicht in eine Notaufnahme!

„Guten Tag. Sie sprechen mit Karen Liebherr vom JobXchange-Center. Was kann ich für Sie tun?“ Es ärgerte mich maßlos, dass die KI recht behielt, aber der Anblick der freundlichen älteren Dame auf dem Bildschirm beruhigte mich tatsächlich. Ein Fluch würde mir bei ihr sicher nicht mehr über die Lippen kommen. „Guten Tag“, erwiderte ich, atmete tief durch und schilderte mein Problem: „Mein Name ist Christina Haller. Ich bin 57 Jahre alt und war mein ganzes Leben lang und sehr gerne Bibliothekarin. Ich dachte, ab 50 müsse man bei dieser ganzen JobXchange-Sache nicht mehr mitmachen. Aber jetzt habe ich plötzlich so ein Schreiben bekommen, dass ich ab dem 01.04. als Ärztin arbeiten soll. Das kann doch nur ein Fehler sein, oder?“

Frau Liebherr überprüfte etwas auf ihrem Bildschirm und schüttelte dann den Kopf: „Nein, kein Fehler. Die Altersgrenze für JobXchange wurde zu Jahresbeginn angehoben. Studien haben gezeigt, wie positiv sich die Arbeitsplatzwechsel gerade auch auf Ältere auswirken.“ Meine Fingerspitzen begannen zu kribbeln. Das hörte sich ganz und gar nicht nach Verhandlungsspielraum an. Frau Liebherr lächelte mitfühlend in den Spiegel: „Ich kann Sie sehr gut verstehen. Ich hatte mich auch vor meiner Rente auf ein paar ruhige letzte Jahre als Professorin an der Uni eingestellt. Und plötzlich hieß es dann Jobberatung beim

JobXchange-Center. Aber es ist wirklich spannend. Ich lerne und erlebe so viele neue, inspirierende Dinge …“ Ich hörte nicht mehr zu, denn ich kannte die ganze Propaganda. Ich arbeitete zwar in einer Bibliothek, lebte aber schließlich nicht hinter dem Mond. Die ganze Sache war ja grundsätzlich gut … nur eben nicht mehr für mich persönlich!

Ich konnte mich noch sehr gut an die Zeit erinnern, als die Algorithmen immer besser geworden waren und die Rechenleistung von Computern rasant zugenommen hatte. Die ganze Welt hatte in der Angst gelebt, dass jeder Arbeitsplatz bald von einer Künstlichen Intelligenz und Robotern übernommen werden würde. Das mir vertraute Schul- und Ausbildungssystem war wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen, denn was sich Schüler, Studenten und Arbeitnehmer in jahrelanger, mühsamer Arbeit einprägen mussten, lernte ein Computer in nicht einmal einer Millisekunde. Aber eins hatte sich nicht geändert: Computer waren zwar hervorragende Spezialisten, aber unbrauchbar, wenn es um Flexibilität ging. Eine Schach-KI konnte mühelos die besten menschlichen Spieler schlagen, scheiterte aber kläglich daran, dann einfach aufzustehen, wegzugehen oder gar eine Partie Monopoly zu spielen. Die Arbeitswissenschaftler Lublijenko und Gronert hatten darauf basierend ein Konzept entwickelt, bei dem Menschen alle paar Jahre den Job wechseln sollten. Drei Jahre Anwalt, danach drei Jahre Abfallbeseitigung? Diese Vorstellung erntete zunächst Gelächter und heftige Gegenwehr. Doch erste Pilotversuche übertrafen die Erwartungen sogar und lieferten positive Nebeneffekte für die Menschen selbst, die Unternehmen und die jeweiligen Arbeitsgebiete als Ganzes. Natürlich lernte man auch, dass nicht jeder Mensch in jeden Beruf passte. Man musste sich erst an die optimale Länge einer Berufsphase herantasten. Und es mussten viele Fragen im Hinblick auf Bezahlung, Berufswechsel-Kosten, sozialen Stand und Lebensstandards geklärt werden. Doch während andere Modelle rasch wieder von der Bildfläche verschwanden, entwickelte sich JobXchange Schritt für Schritt weiter. Dabei profitierte das Modell auch von der gesamtgesellschaftlichen Erkenntnis, dass jeder Beruf und jedes Individuum gleichermaßen wichtig für eine funktionierende Gesellschaft waren. Aber ich als Ärztin? Das ging doch zu weit!

„Frau Liebherr …“, unterbrach ich die Dame „von der Uniprofessorin zur Jobberatung, das mag ja gehen, wenngleich es Sie mit Sicherheit unterfordert und mir das für Sie sehr leid tut! Aber von der Bibliothekarin zur Ärztin? Ich weiß nichts über Krankheiten oder wie man Menschen heilt. Ich könnte jemandem furchtbar schaden!“

Für einen Augenblick schien sie enttäuscht darüber zu sein, dass ich ihr nicht zugehört hatte. Dann blickte sie wieder gänzlich professionell auf ihren Bildschirm: „Ja, schon eine ziemliche Veränderung. Aber die Zuweisungs-Algorithmen sind zwischenzeitlich sehr ausgereift und irren sich selten. Keine Angst: Sie werden aufgrund Ihres Alters auch nicht mehr in der Notaufnahme oder im Dienstsystem arbeiten. Sie werden in einer rheumatologischen Sprechstunde eingesetzt.“

„Aber ich weiß doch nichts über …“, hob ich an, brach aber ab, weil mir klar wurde, dass ich damit nichts erreichen würde. Wissen bzw. der Mangel an Wissen spielte

heutzutage keine Rolle mehr. Das lieferten die Computer – entweder altmodisch über visuelle oder bei den jungen Leuten häufig schon über Brain-Computer-Interfaces. Allein schon bei dem Gedanken daran lief mir ein Schauer über den Rücken. „Hören Sie“, bat ich und bemühte mich nun, alles andere als jung und dynamisch auszusehen, „ich habe nur noch ein paar Jahre bis zur Rente. Besteht nicht irgendeine Möglichkeit, dass ich doch einfach bleiben kann, wo ich bin?“

Ich erntete einen mitfühlenden, aber unnachgiebigen Blick: „Sollte der neue Beruf tatsächlich zu physischen oder psychischen Problemen führen, werden Sie in Ihren alten Beruf zurückkehren können und brauchen ihn bis zur Rente nicht mehr zu wechseln. Da gibt es eine Sonderreglung für Menschen über 55“. Erleichterung breitete sich in mir aus. „Aber“, ergänzte die Beraterin und schien innerlich zu seufzen, „glauben Sie mir: Das ist wirklich eine sehr inspirierende Erfahrung. Ich kann Ihnen nur empfehlen: Geben Sie dem Ganzen eine Chance! Lassen Sie sich darauf ein!“

Ich nickte, während mir das „Nein“ bestimmt überdeutlich auf die Stirn geschrieben stand und ich mir schon überlegte, wie ich aus der Sache möglichst schnell wieder herauskommen konnte. Als der Spiegel wieder mein eigenes Bild zeigte, glitten meine Zeigefinger über die runzlige Haut unter meinen Augen. Vielleicht würden meine Falten und Augenringe doch endlich mal zu etwas gut sein.

***

Vier Wochen später waren die Augenringe tatsächlich sogar etwas tiefer. Ich suchte in meinem Gesicht nach anderen Spuren, die der Umzug und die Strapazen der letzten Tage hinterlassen haben mussten, als ein melodischer Dreiklang einen Videoanruf ankündigte und wenige Sekunden später das Gesicht meiner Nichte im Com-Spiegel erschien.

„Na, wie isses in der neuen Wohnung?“, fragte Nele kaugummikauend mit einem breiten Zahnpastalächeln. Es rührte wahrscheinlich daher, dass sie vor einem Jahr in den Job der Zahntechnikerin gewechselt war.

„Furchtbar!“, brummte ich, doch ihre Aufmerksamkeit galt schon etwas anderem.

„Hey! Is’ das ein See da draußen vor dem Fenster?“, rief sie begeistert und verrenkte ihren Kopf, um an mir vorbeizusehen.

„Ja“, bestätigte ich und trat demonstrativ nicht zur Seite.

„Mensch, klasse! Du wolltest doch schon immer am Wasser wohnen!“

Missmutig verzog ich den Mund: „Schon, aber der ganze Umzug … das war alles so anstrengend. Und die blaue Vase ist kaputt gegangen.“

„Die blaue Vase?“, lachte Nele. „Die mochtest Du doch eh nie! Und Wohnungssuche und Umzug … da kriegt man doch überall Unterstützung!?“

„Ja“, gab ich zu. „Trotzdem ist es halt nicht wie in meiner Wohnung.“

„Mensch, toll siehste aus oder is' das der neue Spiegel? Nee, ich weiß, es sind die neuen Klamotten! Sieht schick aus! Ich kenn' das … diese Energie, die einem so'n neuer Job gibt!", plapperte sie munter weiter.

„Mir gibt das gar keine Energie!", fauchte ich. „Im Gegenteil, ich kann kaum noch eine Nacht schlafen. Ich als Ärztin? Ich weiß doch gar nichts. Was, wenn ich jemanden umbringe?", beschwerte ich mich.

„Ach was", tat Nele meine Bedenken ab. „Man muss nich' alles wissen, man muss nur wissen, wo was steht. Is' das nich' ein Zitat aus Deiner Generation?" Sie schüttelte ihr braunes langes Haar, als sie lachte: „Und heute muss man nich' mal mehr wissen, wo was steht." Ihr Blick wurde kurz leer, wie immer, wenn sie ihr Brain-Computer-Interface befragte. „Ah, von Albert Einstein", sagte sie dann.

Ich fragte mich, was man dann überhaupt noch wissen musste: „Wenn die Computer sowieso alles allein machen, was soll ich dann überhaupt da? Dann hätten die mich auch einfach in meiner Bibliothek lassen können."

Jetzt legte Nele ihren Finger nachdenklich an die Lippen und schaute zur Decke: „Das is' schwer zu erklären. Weißt Du, das is' wie in der Schule. Man hat die ganzen KIs, man hat die Datenbanken, man darf alles bei den Prüfungen verwenden, und trotzdem schneiden die einen besser und die anderen schlechter ab. Es geht irgendwie drum, wie man ein Problem angeht. Ob man die richtige Frage – die richtigen Suchwörter – findet und wie man das interpretiert, was man ausgespuckt bekommt."

Sie schüttelte den Kopf und lachte wieder in die Kamera: „Ach, Du wirst schon sehen. Man muss einfach nur loslegen und es erleben."

„Weiß nicht, ob ich das noch erleben muss", zischte ich.

„Du alte Brummeltante!", schimpfte Nele grinsend. „Gerade Du, die jedem erzählt, man soll offen sein für all die Fantastereien deiner heißgeliebten Schriftsteller!"

Das Gespräch endete wenig später, doch dieser eine Satz hallte noch lange in mir nach – zumindest noch so lange, bis ein paar Tage darauf meine neue Arbeit jeden anderen Gedanken auslöschte.

***

Als ich zum ersten Mal die Klinik betrat, war ich fest entschlossen, alles zu hassen und so schnell wie möglich psychische oder physische Schäden davonzutragen. Es würde nicht schwer werden: Wer sollte gesund bleiben, wenn er vier Stunden früher aufstehen musste als sonst? Dann dieses Übelkeit erregende grelle Krankenhauslicht, die vielen Menschen, die ganzen Informationen und Fragen, die sich wie Hagel über einen ergossen. Langsam einarbeiten? Dass ich nicht lache! Gleich am ersten Tag bekam ich meine eigenen Patienten. Ich diagnostizierte ein familiäres Mittelmeerfieber und eine rheumatoide Arthritis. Ein Patient wurde von der pneumologischen Klinik überstellt, um eine rheumatische Ursache seiner Beschwerden abzuklären. Er litt jedoch so eindeutig unter einer Sarkoidose

der Lunge, dass ich ihn kopfschüttelnd nach nur wenigen Minuten mit dieser neuen Diagnose zurückschickte. „Beeindruckend!“, kommentierte Peter, ein junger Arzt, der mir für meinen ersten Tag zur Seite gestellt worden war. Der hochgewachsene, schlaksige Mann war seit einem Jahr in der Klinik und hatte zuvor drei Jahre als IT-Administrator bei einem großen Internetversandhandel gearbeitet. Ich zog eine Augenbraue nach oben. „Beeindruckend? Wieso? Dass ich die Symptome der Patienten in einen Computer eingebe und der dann die passende Diagnose ausspuckt? Wohl eher erschreckend! Erschreckend, dass zum Beispiel die Kollegen in der Lungenklinik nicht selbst darauf gekommen sind!“ Ich wartete seine Erwiderung nicht ab, sondern ließ ihn einfach stehen. Ich war ohnehin mit einem anderen neuen Kollegen verabredet, von dem ich lernen sollte, wie man Blut abnahm und eine Venenverweilkanüle legte.

„Ist es denn nicht frustrierend, dass Sie mir das alles jetzt beibringen müssen, wo ich dann doch spätestens in drei Jahren wieder gehe?“, fragte ich den Mitvierziger namens Armand Belar. „Aber nein“, lachte er. „Und wenn Sie in drei Jahren gehen, bin ich ja auch schon längst wieder im nächsten Beruf.“ Ich hätte mir mit der flachen Hand vor die Stirn geschlagen, hätte ich nicht gerade beide Hände dazu gebraucht, einen dünnen Plastikschlauch in seiner dicken Ellenbeugenvene zu fixieren.

Die asynchronen Wechsel sorgten dafür, dass immer neue und erfahrene Mitarbeiter zusammenarbeiteten und sich untereinander anleiteten. „Mir gefällt das. Man wird immer wieder vom Neuen, der ganz viel lernen kann, zum Erfahrenen, der ganz viel weitergeben kann“, erklärte er, während er unbeeindruckt auf das Blutbad in seiner Ellenbeuge blickte, das ich gerade angerichtet hatte. Ich versuchte, meine Übelkeit zu unterdrücken und weiterzuatmen. „Beim Blut abnehmen mag das ja noch gehen. Ist vielleicht sogar gut, wenn das viel mehr Menschen können. Aber wie ist das mit schwierigeren oder gefährlicheren Dingen? Sagen wir mal bei einer Knochenmarkspunktion. Wäre es da nicht besser, das würde jemand machen, der das schon sehr oft gemacht hat? Oder erst recht bei Operationen?“

Armand zog die Mundwinkel nach unten: „Nein, nicht wirklich. Das haben viele Menschen am Anfang befürchtet. Deshalb gab es auch ein paar Berufe, von denen man noch lange dachte, dass sie sich nicht zum JobXchange eignen, aber mittlerweile haben das zahlreiche Studien widerlegt. Gerade viele hochspezialisierte Berufstätige neigen zur Selbstüberschätzung, gehen zu große Risiken ein, werden unachtsam oder enden im Boreout. Ja, es gibt einige Berufe, in denen man fünf und nicht nur drei Jahre bleibt. Aber selbst bei solchen Berufen hat sich der Wechsel bewährt – in jeder Hinsicht.“ Mein Kopf nickte, aber mein Gehirn beschloss in jenem Moment, nie wieder als Patient ein Krankenhaus aufzusuchen.

Was er mit „in jeder Hinsicht“ meinte, sollte ich schon tags darauf hautnah miterleben.

Ich begleitete eine Patientin zu einer Herzkatheter-Untersuchung. Eine stämmige Frau in meinem Alter begrüßte mich dort mit einem festen Händedruck. Ich begriff erst, dass

sie diejenige sein würde, die die Untersuchung durchführte, als sie begann, sich steril einzukleiden.

„Ick kann es noch imma nich' so richtich globen. Bis vor drei Jahren war ick 'ne eenfache Kanalarbeetarin … na ja, also 'ne Fachkraft für Rohr-, Kanal- und Industrieservice", berlinerte sie. „Is lustich, wie ähnlich sich det is", grinste sie, während sie begann, die Leiste der Patientin zu punktieren. „Det Equipment, wat wa in de Kanäle runterjelassen ham, war zwar 'n bisschen größa, aba sonst jenau gleich." Ich starrte sie wortlos an. Sie lachte laut und herzlich: „Wär' manchma' aber echt jut, wenn ma' hier ooch eenfach in diese Blutjefäße reinkriechen könnte, wenn ma' mit dem Fitzelkram hier nich' weiterkommt." Auf dem Bildschirm konnte ich mitverfolgen, wie sie sich gekonnt ihren Weg durch das Gefäßsystem der Patientin Richtung Herz bahnte. „Sehnse! Da!?", rief sie auf einmal. Ich konnte nichts von dem deuten, was ich da sah, aber plötzlich sprach das automatische Bilderkennungssystem an. Neben der Liveaufnahme der Patientin erschienen auf einem zweiten Bildschirm mehrere Vergleichsbilder samt Diagnosen und einem Prozentwert, der die Übereinstimmung angab. Sie nahm noch ein paar kleine Veränderungen vor, dann war die Diagnose eindeutig. „Sowat jibts in den Kanälen ooch oft. Is manchmal echt fitzlich, dat rauszukriejen. Gab ooch in der Medizin noch keene jute Therapie dafür, als ick hier anjefangen hab", erklärte sie nicht ohne Stolz und verlangte: „Den Heinemann-Katheter, bitte." Zu mir gewandt fügte sie mit einem Grinsen hinzu: „Is nach mir benannt." Dann zwinkerte sie: „Ja, jut, det war jetz' nich' völlig neu. Bei Kanalarbeiten setzt man det Prinzip schon janz lange ein. Aber die Idee, dat Janze auf det hier zu übertrajen, uff die muss man ja schließlich auch erstma kommn. Und det war meene!"

Ich musste raus! Die anderen glaubten, das Blut oder der Eingriff wären zu viel für meinen Magen. Gut so! Für die Wahrheit schämte ich mich nämlich in Grund und Boden: Meine gemütliche, kleine innere Welt wurde von einem Erdbeben zerstört. Das morsche Fundament brach. Geborstene Dielen gaben verstaubte Gedanken frei und hinter den Blümchentapeten fraß sich der Schimmel in die Wände. Ich taumelte zur erstbesten Toilette, die glücklicherweise leer war, fiel in einer der Kabinen auf die Knie und übergab mich. Eklig. Schmerzhaft. So befreiend!

Was für eine selbstgefällige, überhebliche alte Schachtel ich gewesen war! Eine verstaubte Bibliothekarin voller dummer Vorurteile und einer Weltanschauung aus dem letzten Jahrhundert! Gerade ich hätte es besser wissen müssen! Hätte wissen müssen, dass die Intelligenz eines Menschen nicht an seiner Sprache oder Ausbildung festzumachen war. Erst jetzt begriff ich, was das JobXchange-System wirklich bedeutete: neue, ungewöhnliche Sichtweisen, Wissenstransfer, aber vor allem, echtes Verständnis füreinander, für die Bedeutung jedes einzelnen Berufs und dafür, dass jeder auf seine einzigartige Weise etwas zur Gesellschaft beitragen konnte.

Ich wusste nicht, wie lange ich auf den kalten Fliesen gesessen hatte. Ich war einfach nur dankbar dafür, dass sich niemand auf die Suche nach mir gemacht hatte. Ungewohnt

leichtfüßig kam ich schließlich auf die Beine, spülte erneut, ging zum Waschbecken, schöpfte mir kaltes Wasser ins Gesicht und musterte mich dann im Spiegel. Graue Maus? Fehlanzeige. Da war ein neugieriges Blitzen in meinen Augen, das ich zuletzt gesehen hatte, als ich mit zwölf Jahren unseren ersten Com-Spiegel in seine Einzelteile zerlegt hatte. „Also", ermutigte ich mein Spiegelbild, „dann wollen wir doch mal sehen, was eine alte Bibliothekarin noch so alles lernen kann."

***

Schnell begann nun das unterkühlte Verhältnis zu meinen neuen Kollegen aufzutauen. Ich hatte immer gedacht, dass ich mich nur allein zwischen Büchern wohlfühlen könnte, aber ich genoss die Gespräche mit den Kollegen jeden Alters. Waren sie nicht auch wie Bücher mit ihren eigenen lustigen, dramatischen, verblüffenden und traurigen Geschichten? Es war erstaunlich, wie einzigartig jeder von ihnen war und was sie alle schon in ihren unterschiedlichsten Jobs gelernt und beigetragen hatten. Die von zahlreichen Assistenzsystemen unterstützten Arbeitsabläufe ergaben sehr oft die Gelegenheit, sich untereinander auszutauschen. Meine innere Welt wurde von Grund auf renoviert. Vielleicht würde ich irgendwann auch nochmal etwas zurückgeben können. Zerknirscht erinnerte ich mich daran, wie kalt ich Peter an meinem ersten Tag in der Sprechstunde hatte abblitzen lassen und beschloss, mich zu entschuldigen. Seine Reaktion überraschte mich. „Ach, aber das ist doch Unsinn!", wehrte er ab und es war ihm ganz unangenehm. „Du bist so eine gute Diagnostikerin. Mein Kommentar war einfach unangemessen! Du hattest recht, mich so stehen zu lassen." Ich riss die Augen auf und starrte ihn an: „Was? Nein, ganz und gar nicht. IHR alle seid so gut hier! Ihr seid so jung und flexibel und ihr denkt so schnell und … quer. Ich kann mich glücklich schätzen, dass ich hier sein und von euch lernen darf." Er brach in schallendes Gelächter aus, sah mich aber dann mit großen Augen an, als ich nicht miteinfiel. „Du, Du meinst das ernst?", fragte er. „Du meinst das wirklich ernst!", stellte er dann noch einmal ungläubig fest. Kurzerhand nahm er meine Hand, zog mich hinter sich her an einen PC in einem Untersuchungsraum, öffnete eine seiner Patientenakten und deutete darauf: „Siehst Du das? Ich habe die Symptome der Patientin in den PC eingegeben, aber ich erhalte hunderte möglicher Differenzialdiagnosen und komme einfach nicht weiter!"

Ich kniff die Augen zusammen und sah mir die Liste an. „Hm, hast Du schon gewichtet?" Er zuckte mit den Schultern: „Wie denn? Ich habe nicht die leiseste Ahnung, welche der Symptome zusammenhängen und welche vielleicht gar nichts mit dem Krankheitsbild zu tun haben." Er zeigte mir, mit welchen Systematiken er es schon versucht hatte und ich nickte. Ja, die Rheumatologie war ein sehr komplexes medizinisches Gebiet – als versuche man unter allen Büchern, die jemals zum Thema Liebe geschrieben worden waren, das eine zu finden, das genau die eigene Liebesbeziehung widerspiegelte. Ein Computer konnte einfach alle Bücher lesen und nach vorgegebenen Parametern suchen. Bibliothekare konnten sich ein solches Vorgehen nicht leisten. Zum ersten Mal wurde mir klar: Ich hatte in

meiner Ausbildung zwar Systematiken und Strategien erlernt, mit denen man sich solchen Problemen nähern konnte, aber da war noch etwas anderes. Etwas, von dem ich immer geglaubt hatte, alle könnten das und es sei nichts Besonderes. Wenn Menschen sich beeindruckt davon gezeigt hatten, wie schnell ich ein bestimmtes Buch oder eine gewisse Passage für sie gefunden hatte, hatte ich es als bloße Nettigkeit abgetan. Aber plötzlich begriff ich, dass es mehr war. Auch bei den Symptomen der Patientin leuchteten einige Begriffe für mich regelrecht auf. „Rissige Fingerkuppen", murmelte ich. „Ja", druckste mein junger Kollege herum. „Ich weiß, das ist wahrscheinlich nichts. Sie hat sowieso immer sehr trockene Hände. Ich weiß auch nicht so recht, warum ich es überhaupt aufgeschrieben habe." Ich nickte und nahm es in die Suche auf. Aus allgemeiner Schwäche machte ich, nachdem ich mich bei ihm rückversichert hatte, Muskelschwäche und bei genauerem Hinsehen wurde aus Husten ein trockener Reizhusten sowie eine Kurzatmigkeit bei Belastung. Eine halbe Stunde später hatten wir die Parameter angepasst und es erschien die neue Analyse des Computers. „Hey, cool!", rief mein Kollege verblüfft. „Das sind ja nur noch zehn Diagnosen!" Er zeigte auf die oberste: „Jo-1-Syndrom, das war vorher, glaube ich, gar nicht dabei, hat aber jetzt die höchste Wahrscheinlichkeit!" Eine MRT und Gewebsprobe bestätigten drei Tage später die Diagnose und die Behandlung konnte beginnen. Und ehe ich mich versah, steckte ich mit Peter schon mitten in einem Projekt, bei dem mein „bibliothekarisches Talent" in neue medizinische Algorithmen einfließen sollte.

Da stand ich nun und hatte Tränen in den Augen. Die Stimme meines Vaters hallte durch meinen Kopf: „Du hast so gute Noten. Du könntest Ärztin werden … oder Anwältin! Aber Bibliothekarin!? Was willst Du damit denn später machen? Diesen Job übernehmen doch jetzt schon größtenteils Computer!" Ich hatte immer geglaubt, ich hätte diesen Beruf gewählt, weil ich mich inmitten von Büchern einfach sicher fühlte. Da konnte ich nichts falsch machen, keinem schaden – niemanden enttäuschen. Ohne JobXchange hätte ich nie entdeckt, dass auch ich über ein besonderes Talent verfügte. Eine Strategie, mit der ich Menschen auch als Bibliothekarin schon immer geholfen hatte, aber auch eine Strategie, mit der ich jetzt sogar kranken Menschen helfen konnte. Noch Anfang des Jahres hatte ich auf ein paar letzte ruhige Jahre bis zur Rente gehofft. Jetzt blickte ich voller Neugier in eine Welt und eine Zukunft voller Möglichkeiten.

Szenario: Abwärtsspirale

Im Kontrast zum abgesicherten Leben für jede*n im „Postwachstum“, geht es im Szenario „Abwärtsspirale“, das wir auch als „Race to the Bottom“ bezeichnen, vor allem um die soziale Ungerechtigkeit. Der finanzielle Druck, einen Job (oder zwei, oder drei) zu haben, steigt stetig an, da ein Auskommen sonst nicht mehr möglich ist. Zugleich ist kein soziales Netz mehr vorhanden, das eine*n aufzufangen imstande ist. Auf der anderen Seite steht eine superreiche Elite, die alle Profite einkassiert. Klimawandel und Automatisierung verschärfen die Situation, indem ihre Konsequenzen ungleich auf diejenigen verteilt werden, die bereits ums Überleben kämpfen müssen. In extremen Ausprägungen dieses Szenarios hat sich der Staat vollkommen zurückgezogen und den Corporations die Macht überlassen.

In ihrer Geschichte „Glückssache“ zeigt **Melanie Vogltanz** zwei beispielhafte Perspektiven in einer Welt, in der jeden Tag aufs Neue um das eigene Überleben gekämpft werden muss. Soziale Systeme wurden privatisiert und auf eine Lotterie reduziert. Jeden Tag quälen die Menschen existentielle Fragen: Ob ich am Abend genug Geld für die Bahn habe? Wenn ich stürze, kann ich im Krankenhaus behandelt werden? Auf extrem fragilem Niveau ist jede und jeder des eigenen Glückes Schmied.

In „Flow“ wiederum stellt **Annika Zinn** die Frage, wie weit Corporations gehen würden, um ihren Profit zu maximieren. Eine Reporterin steht vor der Entscheidung, sich dem Spiel der Großen zu ergeben oder eine ehrliche Reportage zu schreiben über das, was sie auf der schwimmenden Fabrik eines Textilgiganten herausgefunden hat.

Anja Segschneider zeigt in ihrer Geschichte „Westcorp Crunchypops“ auf, wie schwer es sein kann, aus dem sozialen Abseits einen Weg herauszufinden, existenzbedrohende Hindernisse zu überwinden und sich in der von Corporations dominierten Welt einen Platz zu erkämpfen. Wenn immer mehr Jobs automatisiert werden, kann der Kampf darum tödlich enden.

Auch in **Lena Richters** „3,78 LifePoints“ geht es ums nackte Überleben. Amiis Welt verlangt es, jeden Auftrag anzunehmen, damit man sich das Lebensnotwendige auch leisten kann. Amii will endlich genügend LifePoints und Credits für den Kauf technischer Hilfsmittel ansparen, um eine starke Angststörung abzumildern. Denn ohne die Hilfsmittel ist die Arbeit eine Höllenqual. Gibt es einen Ausweg aus dem Teufelskreis?

Glückssache

Melanie Vogltanz

CARNA

„Macht zweihundert Credits. Mit Lotterieaufschlag?“

„Natürlich.“ Renée Carna hielt die Hand mit ihrem ID-Chip unter den Scanner, der in Sekundenschnelle den fälligen Betrag abbuchte. Zweihundert, plus zwanzig Prozent Aufschlag für die staatliche Leistungslotterie, also zweihundertvierzig Credits. Im Kopf überschlug Carna, wie viel dadurch auf ihrem Konto für den Rest des Tages blieb. Sie kam zu dem ernüchternden Ergebnis von kaum mehr hundert Creditpunkten, die gerade einmal für die Heimfahrt reichen würden, aber nicht mehr für den Zug zur Arbeit am Morgen. Offenbar würde sie vor dem Feierabend noch einen Marktbesuch einschieben müssen.

„Frohes Schaffen noch“, verabschiedete sie sich von dem Mann mit dem mobilen Essensstand, nachdem dieser ihr die Bowl mit Dal und Tikka Masala überreicht hatte. Anders als Carna hatte er seine eigenen Tageszahlen wohl nicht sofort parat, denn er zog sofort, nachdem sie seine Ware entgegengenommen hatte, sein Servicetablet aus der Hosentasche und begann zu scrollen. Anhand seiner finsteren Miene konnte sie ablesen, dass sie nicht die Einzige war, deren Feierabend an diesem Tag noch eine Weile auf sich warten lassen würde.

Im Gehen löffelte Carna die nach Kokosmilch und mildem Curry schmeckenden Linsen und das Hähnchen, das zart auf ihrer Zunge zerfiel. Als sie fertig gegessen hatte, bewertete sie den Essensstand pflichtbewusst mit großzügigen neun Sternen, bevor sie die Verpackungen einem aufdringlichen Müllsammler in die Hände drückte, der ihr bereits seit fünf Straßen folgte wie eine Ratte, die ein Stück Pizza gewittert hatte. Sie rang sich ein aufgesetztes Lächeln ab, hoffte jedoch insgeheim, niemals so tief zu sinken, um so für ihren Lebensunterhalt aufkommen zu müssen. Sie konnte sich wahrlich Besseres vorstellen, als ein paar kümmerliche Credits durch das Recyceln von Abfällen fremder Menschen zusammenzukratzen. In ihrer Jugendzeit hatte es noch an jeder Straßenecke Mülleimer gegeben, doch die hatten mittlerweile zentralen Sammelstellen Platz gemacht, die von den Recycle-Freelancern aus der ganzen Gegend wie Wallfahrtsorte aufgesucht wurden. Keine leere Flasche, keine weggeworfene Verpackung lag lange auf der Straße, ehe sie von einer verzweifelten Hand aufgeklaubt wurde.

Mit einem Kopfschütteln blickte Carna dem Mann mit der abgetragenen, flickendurchsetzten Kleidung und den abgesäbelten, ampelroten Haaren nach. „Frohes Schaffen

noch“, rief sie auch ihm hinterher, doch er drehte sich nicht mehr nach ihr um. Allmählich ging diese Stadt vor die Hunde.

DREW

Endlich hat die dumme Businessschlampe ihren überteuerten Mist gegessen, ich hab’ schon gedacht, die will damit nach Hause gehen. Wie sie mich angeglotzt hat, als ich das Plastik genommen hab’ – als hätte ich eine ansteckende Krankheit oder sowas. Hochnäsige Fotze, hält sich für was Besseres, weil sie wahrscheinlich in irgendeinem Glaskasten Zahlen in eine Maschine tippt, und das nennt sie dann Arbeit und ist auch noch verdammt stolz auf sich. Stupid Businessbitch.

Ich stopfe die Verpackung in die große, abgewetzte Tasche zu dem anderen Müll anderer Idioten, den ich heute schon gesammelt habe, dann halte ich wieder Ausschau. Noch ist die Tasche nicht mal halbvoll. In den letzten Wochen haben viele Neuarme mein Revier geplündert, kleine wohlstandsverwahrloste Wichser, die von ihren eigenen Studienkollegen das Messer in den Rücken gerammt bekommen haben, weil sie von denen unterboten worden sind und auf einmal nicht mehr wissen, wie sie ihre Credits für den Tag zusammenbekommen sollen. Hat mir so ein halbes Hemd brühwarm erzählt, bevor ich ihm die Fresse poliert und ihm klargemacht hab’, dass er seine verdammten manikürten Finger von meinem Zeug lassen soll. Danach hat er nicht mehr viel erzählt.

Viel Brauchbares hatte der Unifutzi nicht bei sich – nur Papier. Bringt nicht mal zehn Credits pro Gramm, kann man vergessen. Wollte sich wohl seine hübschen Händchen nicht schmutzig machen. Total waste of time. Aber wenn man einem was durchgehen lässt, muss man’s ihnen allen durchgehen lassen, und dann wimmeln die hier alle rum wie die Wanzen.

An der Baustelle in der Achtzehnten gibt’s viel zu holen, aber da treiben sich die großen Tiere rum – organisierte Banden, die *mir* die Knochen neu sortieren, wenn ich nicht aufpasse. Nein, den Stress brauch’ ich heute nicht, und wenn die Tasche noch so leicht ist. Die Verlockung der Kupferkabel ist zwar immer da, und mit Glück könnte man damit eine ganze freie Woche erkaufen, aber ich leg Wert auf meine Organe, thank you very much, und was hab’ ich von einer freien Woche, wenn ich dafür irgendeinem Medizinerschwanz Geld in den Rachen werfen muss, damit mir nicht die Suppe ausläuft? Bin nicht so fix in Mathe, aber das ist eine beschissen miese Rechnung.

Stattdessen fällt mein Blick auf eine Mutter mit Kinderwagen, deren Balg Kekse aus der Packung frisst. Kinder lassen ständig was fallen, da könnte schon was rausspringen.

In sicherem Abstand hefte ich mich den beiden an die Fersen und folge ihnen Richtung Marktplatz.

„Leistungslotterie … Pah. Das ist doch alles ausgemachter Schwindel!“

„Sie müssen das Angebot ja nicht nutzen.“

„Sie nennen das Angebot, ich nenne das dreisten Betrug!“

Carna unterdrückte ein Augenrollen. Ausgerechnet heute musste sie an eine von *denen* geraten. Wenn das in diesem Tempo weiterging, würde sie heute gar nicht mehr nach Hause kommen.

„Sie müssen das nicht mit mir ausdiskutieren“, sagte sie mit aller Geduld, die sie aufbringen konnte. „Lehnen Sie einfach den Zuschlag ab und bezahlen Sie den fälligen Betrag.“

Die alte Dame schüttelte energisch den Kopf. „Nein, verstehen Sie denn nicht, genau so kriegen sie uns doch! Indem sie uns vorgaukeln, wir würden das freiwillig tun! Wissen Sie, zu *meiner Zeit* …“

Nun konnte Carna es nicht mehr verhindern: Ihre Augen verdrehten sich Richtung Standmarkise.

„Zu meiner Zeit“, fuhr die Frau mit großem Speicheleinsatz fort, die sich von Carnas Reaktion nur noch in ihrer Empörung bestärkt zu fühlen schien, „gab es noch ganz selbstverständlich Leistung vom Staat, da war nichts mit *Lotterie* und dieser Pseudofreiwilligkeit, die sie uns in die Kehle stopfen. Das Bezahlen ist ja nicht das Schlimme, sondern dass wir nie etwas dafür sehen! Haben Sie jemals auch nur eine Person getroffen, die bei der Ziehung gewonnen hätte?“

„Die Vornamen und Wohnorte der Gewinner werden regelmäßig öffentlich gemacht“, gab Carna der Frau eine Information, die diese bestimmt selbst besaß.

„Aber *kennen* Sie jemanden davon?“, beharrte sie stur. „Haben Sie je mit einem von denen *gesprochen*?“

„Hören Sie, ich kenne auch keine Millionäre, aber dennoch glaube ich daran, dass es sie gibt. Manche haben eben mehr Glück als andere, das war schon immer so – bestimmt auch, als Sie noch jung waren.“

„Da fängt es ja schon an!“, wetterte die Frau weiter. „Mit Glück sollte das gar nichts zu tun haben! Früher war das selbstverständlich, dass man Beiträge für staatliche Leistungen zahlt und dafür etwas bekommt. Da wurde nichts gelost!“

Früher haben die Menschen auch auf Bäumen gelebt und ihren eigenen Mist zum Düngen ihrer Felder verwendet, lag Carna bereits eine schnippische Erwiderung auf der Zunge, doch allmählich wurde ihr klar, dass es keine Rolle spielte, was sie sagte. Die andere Frau würde jedes Wort, das sie ihr gab, zum Anlass nehmen, ihr einen Strick daraus zu drehen. Manche Menschen waren einfach so.

„Hier“, sie streckte den Scanner aus, „100 Credits ohne Zuschlag.“

Doch die Kundin machte keine Anstalten, ihre Hand hinzuhalten. Sie war gänzlich in ihrer Schimpftirade versunken. „Steuern hieß das damals, nicht Lotterieaufschlag, und

jeder musste zahlen, aber dafür war auch jeder abgesichert. Meine Nichte haben sie neulich nach einem Schlaganfall wieder nach Hause geschickt! Angefangen hat es schon damit, dass sie dem Rettungsfahrer nicht genug Credits für die Fahrt ins Krankenhaus bezahlen konnte. *Warum soll ich meine Leistung verschenken*, hat er gesagt, *das würden Sie an meiner Stelle doch auch nicht tun.* Und das Over-Taxi, das ihre Partnerin dann gerufen hat, das wollte weniger Geld, aber da reichten die Credits auch nicht für die volle Fahrt, und als das Konto leer war, hat die Fahrerin sie beide rausgeworfen. Also gingen sie zu Fuß, *zehn* Kilometer gingen sie, und im Krankenhaus kamen sie gerade mal bis zur Eingangstür, bevor man ihnen schon vorgerechnet hat, was der Bettenfahrer bekommt und der Klinikkoch und die Pflegekraft, und da hatten sie noch nicht einmal einen Arzt zu Gesicht bekommen!“

„Das klingt so, als könnte Ihre Nichte die Lotterie dringend brauchen“, erwiderte Carna ungerührt. „Für solche Menschen ist sie ja da. Wenn sie gewinnen, müssen sie sich um solche lebensnotwendigen Ausgaben niemals wieder Gedanken machen. Spielt Ihre Nichte denn?“

„Natürlich spielt sie!“, platzte die Frau hervor. Ihr faltiges Gesicht mit der schlaffen Haut war mittlerweile hektisch gerötet. „Natürlich spielt sie, deswegen hat sie ja kaum Credits, weil sie überall diesen *freiwilligen* Zuschlag zahlt, in der Hoffnung, dass sie dafür eines Tages eine vernünftige Krankenversorgung hat und eine staatliche Versicherung und Altersvorsorge … All diese Dinge, die sich unsereins mit den paar Credits, die wir verdienen, niemals leisten kann! Aber selbst wenn es diesen Gewinn wirklich gäbe, selbst wenn das nicht nur die Karotte vor unserer Nase wäre, die uns dazu bringen soll, unseren Wagen zu ziehen, dann wäre sie schon lange vorher tot oder pleite!“

„Dann sollte sie sich eben einen besser bezahlten Job suchen“, erwiderte Carna mit aller Freundlichkeit, die sie noch aufbringen konnte. „100 Credits ohne Zuschlag, bitte.“ Sie hob erneut den Scanner.

Die Dame schnalzte abfällig mit der Zunge. „Behalten Sie Ihren Kitsch.“ Und damit pfefferte sie den Strauß eingefärbter Papierblumen, den sie eben noch hatte kaufen wollen, zurück in den Ständer und stiefelte von dannen.

„Na großartig“, murmelte Carna und ging um ihren Stand herum, um die einzelnen Papierblumen neu zu sortieren. „Dämliche Schwurblerin.“

Die alte Dame hatte den Strauß zerknittert und mehrere Blüten zerdrückt. Carna konnte ihn höchstens noch für einen Bruchteil des ursprünglichen Preises verkaufen, aber wahrscheinlich würde ihn niemand mehr nehmen. Damit ging ein Einkaufswarenwert von fünfzig Credits vor die Hunde – fünfzig Credits, die sie niemals wiedersehen würde. Während Carna seufzend vor dem vergeudeten Papier stand, meldete der Vibrationsalarm ihres Tablets eine eingegangene Kundenbewertung. Die Beinahe-Kundin hatte ihre Engelsgeduld mit vernichtenden zwei Sternen bewertet. Das würde Carnas Tagesdurchschnitt stark drücken. Schon beobachtete sie, wie zwei Teenagermädchen, die gerade auf ihren Stand

zugehalten hatten, auf die Anzeige über ihrem Stand deuteten und tuschelnd einen Bogen um sie machten.

„Ist das Abfall?“

Carna zuckte zusammen, als eine raue Stimme hinter ihr ertönte.

Schon wieder dieser Müllsammler! Der Blick seiner rotgeäderten Augen hing gierig an dem zerknitterten Strauß in ihren Händen.

„Noch nicht“, sagte sie scharf.

„Wird’s aber bald sein. Gib’s mir, ich recycle das für dich.“

„Lassen Sie mich endlich zufrieden“, wies Carna den Fremden an. „Und hören Sie auf, mir nachzustellen. Mein Vater ist Polizeidienstler, der gewährt mir einen Rabatt, wenn ich eine Anzeige aufgebe, also sehen Sie sich ja vor.“

Der Fremde presste die Lippen zusammen und verzog sich wie ein geprügelter Hund. Doch davor hörte sie ihn noch „Businessbitch“ in seinen nicht vorhandenen Bart murmeln.

„Wie war das?“, rief sie ihm hinterher. Sie hörte selbst, wie schrill ihre Stimme klang, konnte jedoch nicht an sich halten. „Wie haben Sie mich genannt? Von mir bekommen Sie niemals wieder etwas, das verspreche ich Ihnen! Ich werde auch allen anderen Standhaltern am Markt sagen, sie sollen Ihnen nichts mehr geben! Sehen Sie zu, dass Sie Land gewinnen!“

DREW

Das Zetern der Businessbitch lässt mich völlig kalt. Macht da einen Riesenaufstand wegen dem bisschen Papier, das mir nicht mal einen halben Kaugummi bezahlen würde. Aber da sind sie ganz gierig, diese Workjunkies. Bloß nichts verschenken, nicht mal Müll, nicht mal ihre eigene Scheiße. Kannte mal so eine, die Abwasserentsorgung gemacht hat, die kam in jedes Haus rein und hat vielleicht krasse Geschichten erzählt. Und da denkt man, *unser* Geschäft ist schmutzig. Aber die mit den meisten Credits, das sind die schmutzigsten – bessere Klasse von Menschen my ass.

Wäre heute nicht so ein mieser Tag, würde ich das alles weglachen, aber der Tag ist mies, die Tasche immer noch leicht, und mein Revier völlig abgegrast. Total shitshow. Der Markt hat schon angefangen sich zu leeren, wer jetzt noch übrig ist, dem brennt es echt unter den Nägeln, der hat noch nicht gegessen oder braucht Medizin – oder kriegt den Hals nicht voll wie meine neue BBBFF, BEST BUSINESS BITCH FRIEND FOREVER. Während die Sonne untergeht und das Ende der Öffnungszeiten näher rückt, werden sie immer verzweifelter und aufdringlicher, die Standbetreiber rundherum – sie locken, schleimen, stellen sich den Passanten in den Weg, bieten schwindelerregende Rabatte an und schreien Auszüge aus ihren besten Kundenbewertungen in die Straße. Das ist der Teilmarkt, hier kommen nur Leute her, die noch mindestens einen weiteren Job haben. Den Markt müsste man besitzen, das wär’ fette Kohle, jeden Tag Standgebühren kassieren und nicht mal einen

Finger krumm machen dafür. Aber dafür braucht man wohl Mathe. Und einen Anzug oder sowas. Fuck it.

Wie es aussieht, muss ich mir ein anderes Ziel suchen, um mein Tagessoll irgendwie reinzukriegen. Wenn ich heute wieder drunter bin, stehen wieder diese Anzugstypen vor meiner Koje und erklären mir in großen Worten, dass sie ja noch viele andere arschgeile Jobs für mich haben, wenn der hier mir nicht liegt. Keine Ahnung, was in der Hackordnung unter uns kommt, ob da überhaupt noch was ist, aber ich hab' schon bei den letzten fünf Jobs vor diesem jedes Mal geglaubt, schlimmer wird's nicht mehr. Boy, was I wrong.

Also, wohin? Nicht die Baustelle, so verzweifelt bin ich noch nicht. Aber schon ziemlich an der Grenze. Wird wohl der Schlachter werden müssen. Scheiße, ich hasse den Laden …

CARNA

Als Carna ihre Papierblüten einsammelte, begann es zu regnen. Sie wollte sie in der automatischen Aufbewahrungsbox verstauen, wie sie es jeden Abend bei Marktschluss tat, doch als sie ihren ID-Chip scannte, stieß ihr Servicetablet einen schrillen Warnton aus, der sie vor einer Überziehung ihres Creditkontos warnte. Wie es aussah, hatte sie nicht nur versäumt, ihre Fahrtkosten für den nächsten Tag zu verdienen, sondern nicht einmal die Standkosten reingebracht. Nun verweigerte das System ihr den Zugang.

Fluchend raffte Carna die Sträuße zusammen. Ein paar davon konnte sie in ihrer Aktentasche verstauen, doch längst nicht alle, und einige davon musste sie dabei knicken und zusammenpressen. Was nicht hineinpasste, klemmte sie sich unter den Arm. Während sie mit gesenktem Kopf über den sich nun rasch leerenden Platz lief, tat sie ihr Bestes, die Ware vor den fallenden Tropfen zu schützen, doch es war vergebene Liebesmüh. Der kalte, prasselnde Regen tränkte das Seidenpapier in ihren Armen, das sich erst wellte und schließlich in seine Bestandteile auflöste. Kurz darauf hielt Carna nur noch bunten Matsch in den Händen.

Nun würde sie also auch noch im Regen nach Hause laufen müssen. Carna schluckte Wasser, während sie eine Reihe von Verwünschungen ausstieß, die sie sonst nur von den Müllsammlern kannte, und schleuderte den Klumpen aufgelösten Papiers in den Rinnstein. Nachdem sie sich die weichen, klebrigen Reste von der Jacke gestrichen hatte, lief sie Richtung Hauptstraße.

Vielleicht könnte sie ihren Vater um ein vorübergehendes Darlehen bitten, damit sie wenigstens nicht morgen auch noch zu Fuß laufen musste. Doch sie fürchtete, genauso gut hätte sie den Müllmann von vorhin um Geld bitten können. Wenn ihr Vater das Gefühl hatte, sie hätte Probleme mit ihrem Creditscore, würde er sie nur lang und breit über ihre Bürgerpflichten belehren und ihr erklären, dass ihr so eine kleine Dusche und ein Gewaltmarsch durch die Stadt mal ganz guttäten, um für die Zukunft zu lernen, ihre Ausgaben besser in den Griff zu bekommen. Und ein Teil von Carna musste ihm recht geben. Längst

bereute sie, dass sie nach der Arbeit im Büro noch unbedingt hatte Indisch essen wollen. Nun hätte sie viel darum gegeben, diese zweihundertvierzig Credits zurückzubekommen, oder wenigstens nur einen Teil davon.

Bald darauf stellte Carna fest, dass die Hauptstraße ihre schlechteste Wahl gewesen war. Hier war sie vor dem mittlerweile strömenden Regen gänzlich ungeschützt, außerdem zogen die Autos völlig rücksichtslos vorbei und bespritzten sie regelmäßig mit dem Schmutzwasser aus den Pfützen, die sich am Straßenrand sammelten. Nachdem sie zweimal frontal erwischt worden war und glaubte, den Straßenbelag zwischen den Zähnen knirschen zu spüren, bog sie in eine Seitengasse ein. Die Häuser standen dort dicht an dicht, und die umliegenden Dächer boten zumindest ein wenig Schutz. Fröstelnd zog Carna die Schultern hoch und marschierte ins Dämmerlicht der spärlich aufgestellten Straßenlaternen.

Nach etwa einer halben Stunde, in der sie durch enge, dunkle Gässchen geirrt war, musste sie sich widerwillig eingestehen, dass sie sich verlaufen hatte. Sie stellte sich unter einen Häusersturz, der den schlimmsten Guss abhielt, und zog ihr Servicetablet hervor. Ein knallroter, leuchtender Warnhinweis informierte sie darüber, dass sie versucht hatte, ihr Konto zu überziehen. Sie musste mehrmals klicken, ehe die Warnung verschwand und sie wieder auf das Menü zugreifen konnte, um nach einer Kartenapp zu suchen. Doch diese verlangte fünf Credits, um ihren Standort zu ermitteln – alles, worauf Carna kostenlos zugreifen konnte, war ein allgemeiner Stadtplan. Mit nassen Fingern, die sie auch an ihrer durchtränkten Jeans nicht abtrocknen konnte, scrollte und zoomte sie auf dem weitläufigen Areal herum.

„Verdammt, wo bin ich?“, zischte sie.

DREW

„Fünfzig Credits.“

„Fuck Mann, das ist Wucher!“

„Das ist der Preis.“

„Für den löchrigen alten Eimer? Scheiße, das ist ja nicht mal das Material wert!“

„Dann trag es mit den Händen, wenn du nicht zahlen kannst.“

„Fuck!“ Ich strecke meine Handfläche mit dem ID-Chip hin.

„Lotterieaufschlag?“, fragt Ratneck spöttisch, als er seinen Scanner zückt.

„Ja, du mich auch“, gebe ich zurück.

Den Anspruch auf die Teilnahme an dieser Massenverarsche hab’ ich schon vor drei Jahren verloren, als ich das erste Mal einen Job geschmissen hab. Ratneck weiß das genau, aber er behauptet, er ist gesetzlich verpflichtet, trotzdem jedes Mal zu fragen. Ich hab’ eher den Verdacht, er genießt es nur, dabei zuzusehen, wie die Leute sich unbehaglich winden. Kaum einer, der auf seine Abfälle angewiesen ist, hat noch Score oder Spoons für die Lotterie. That’s life.

Ich zahle den verdammten Wucherpreis für den verdammten Plastikeimer mit den verdammten Löchern. Ratneck, so nennen sie den Schlachter auf der Straße, weil er sich wie eine Zecke im Nacken der Müllsammler festbeißt und so lange saugt, bis er fett genug ist, um abzufallen, oder bis nichts mehr zu saugen übrig ist. Aber shit, wir brauchen den Typen. Wenn wir sonst nichts mehr haben, dann haben wir wenigstens noch seine Schlachtabfälle. Die überlässt er uns gratis, ein echter Gentleman – aber für den Zusatzkram kassiert er fett ab. Natürlich könnte ich zehn Kilo Schweinegedärme und Rindshufe mit den verkackten Händen tragen, aber nicht weit, und nie bis zur Zentralstelle. Und für biologische Abfälle gibt's immerhin zehn Credits pro Kilo, da machen die Dünger und Treibstoff und sowas draus. Damit bin ich trotz Eimer noch bei einem Plus von fünfzig, das ist so viel mehr, als ich auf dem Markt zusammenraffen konnte. Auf jeden Fall reicht es für den Tag, und was morgen passiert, interessiert mich erst, wenn der Morgen da ist.

„Hate your guts", sage ich zu Ratneck, während er meine Ware in den Eimer füllt.

„Nicht alles auf einmal essen", rät der und lässt seine Goldplomben blitzen, als er mir meinen Müll überreicht.

Ich reiße ihm den Eimer aus der Hand und recke ihm mit der freien Linken meinen Mittelfinger entgegen, dann gehe ich raus auf die Straße.

Es pisst wie blöd, und ich bin nicht mal überrascht. Hat mir auf der Tagesordnung grade noch gefehlt. Mit dem Blut und den Eingeweiden brauch ich gar nicht versuchen, ein Over zu rufen, und wenn ich zum Zug laufe, kann ich genauso gut direkt zur Zentralstelle gehen, die liegt näher. Wird also ein lauschiger Abendspaziergang. Fucking mess. Ich bin froh, dass Ratnecks elender Eimer wenigstens einen Deckel hat, auch wenn der längst nicht dicht ist. Verwässert das ganze Gulasch darin, aber vielleicht fällt's den Typen in der Zentralstelle nicht auf, dann krieg ich sogar was extra. Das wär' die nassen Socken schon wert.

CARNA

Sie hatte sich bereits damit abgefunden, dass sie den Regen einfach in dieser nach Urin stinkenden Häuserecke abwarten und erst dann wieder auf die Straße gehen würde, wenn er vorüber war, als ihr Tablet plötzlich ein Signal von sich gab, das Carna noch nie zuvor gehört hatte: ein fröhlicher Fanfarenton. Als sie es erneut hervorzog, ahnte sie nichts Gutes. Erwarteten sie nun Sanktionen für ihren Kontozustand? Von ihrem Vater wusste sie, dass Accounts stark eingeschränkt werden konnten, wenn die Einnahmen-Ausgaben-Relation nicht passte oder Kontobewegungen gar illegale Aktivitäten oder Arbeitsverweigerung vermuten ließen. Sogar von einer Sperrung an der Lotterieteilnahme hatte sie schon gehört. Doch bislang hatte sie immer gedacht, diese Entwicklungen müssten länger anhalten, mindestens doch aber vierundzwanzig Stunden. Hatte sie an nicht einmal einem Tag all ihre Chancen ruiniert? Mit einem schmerzhaften Kloß in der Kehle, der sich einfach nicht schlucken ließ, entsperrte Carna ihr Tablet.

HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH FRAU RENÉE CARNA!

Verständnislos starrte Carna auf die Benachrichtigung. Was war das? Spam? Doch das Staatswappen prangte unter dem Text, und so dreist, das zu fälschen, waren nicht einmal die hartgesottensten Hacker und Netzbetrüger. Carna öffnete die Nachricht, und ihre Augen weiteten sich.

HIERMIT INFORMIEREN WIR SIE ÜBER IHRE ERFOLGREICHE TEILNAHME AN DER ALLMONATLICHEN LEISTUNGSLOTTERIE. IHRE KOSTENLOSEN SOZIALLEISTUNGEN WERDEN INNERHALB DER NÄCHSTEN VIERUNDZWANZIG STUNDEN AUF IHREM PERSÖNLICHEN ID-CHIP FREIGESCHALTET. HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH RENÉE CARNA!

Mit einem Mal schlug Carnas Herz so hart, dass sie ihren Puls bis in die Schläfen spüren konnte. Gewonnen. Sie hatte gewonnen! Endlich machte es sich bezahlt, dass sie seit fünfzehn Jahren zwanzig Prozent ihrer Einkünfte in den Lostopf warf. All der Ärger, den sie heute gehabt hatte, schien nur das Schicksal gewesen zu sein, das Anlauf nahm, ehe es sie mit einem großen Sprung nach vorne katapultierte, an die Spitze des Lebens! Aber hatte sie wirklich je Zweifel gehabt? Dort gehörte sie schließlich hin, und das Schicksal wusste das. Hin und wieder widerfuhren guten Menschen eben doch gute Dinge, und wer daran glaubte, der wurde früher oder später dafür belohnt.

Mit einem seligen Lächeln betrachtete Carna die Nachricht noch ein paar Minuten lang, dann steckte sie das Tablet ein und ging hinaus in den Regen. Sie fror nicht länger, ihr Glücksgefühl wärmte sie von innen. Nun würde sie den Heimweg problemlos schaffen, und morgen würde ihr neues Leben in Sicherheit und Luxus beginnen. Sorgenfrei! Vielleicht würde sie sich nach einem neuen Job umsehen, etwas Kreatives, nun, da sie nicht mehr selbst für Krankenversicherung und Altersvorsorge aufkommen musste. Als Kind hatte sie immer gerne gemalt, vielleicht könnte sie damit wieder anfangen.

Während Carna in ihren Träumen über eine goldene Zukunft schwelgte, bemerkte sie den Klang der Schritte hinter sich nur am Rande. Sie maß dem Geräusch keinerlei Bedeutung bei, denn guten Menschen widerfuhren gute Dinge. Und Carna war doch zweifellos eine von den Guten.

DREW

Als ich durch den Halsabschneiderbezirk komme (ja, der heißt aus gutem Grund so bei uns, und normalerweise meide ich dieses Drecksloch wie Filzläuse), hört der Regen auf. Mein Arm ist schon taub von dem Gewicht des Eimers, den ich trage, und entweder hat das Wasser ihn wirklich um fünf Kilo schwerer gemacht, oder mir geht einfach langsam die Puste aus. So oder so bin ich froh, dass ich jetzt nicht mehr weit gehen muss.

Da sehe ich einen roten Schimmer, der sich in eine glänzende Pfütze mischt. Das sieht ja fast aus wie Ratnecks Ware. Ich zögere nur einen Moment – Blut bedeutet Ärger, aber

hey, Ärger bedeutet Action –, dann beschleunige ich meine Schritte und laufe auf die rote Pfütze zu.

Dann, so abrupt, dass ich beinahe auf dem feuchten Asphalt ausrutsche, halte ich an. Holy shit …

Irgendein schlauer Typ, der bestimmt Mathe konnte und Anzüge getragen hat, sagte mal, im Leben trifft man sich immer zweimal, aber scheinbar hatten wir zwei eine Bonusrunde. Da liegt doch glatt meine BBBFF! Aber viel *forever* steckt nicht mehr in der Businessbitch, nicht mal mehr ein *today*, denn die Braut ist kaltgestellt. Keine Ahnung, wie sich die feine Dame in diese unfeine Gegend verirren konnte, aber nun liegt sie da, und der Regen hat aufgehört, bevor er ihr Blut gänzlich von der Straße schwemmen konnte. Nun, Lady, nimm's mir nicht übel, aber das kommt davon, wenn man so schicke Sachen trägt und so feine Ledertaschen hat. Die ist jetzt weg, die Tasche, mit allem, was drin war, und der Schmuck an ihrem Hals und an ihren Armen hat sich auch Beine wachsen lassen. Ich vermute, da war entweder ein Anfänger oder ein Vollprofi am Werk, denn ihr Tab haben sie ihr gelassen. Von einem Kumpel weiß ich, dass man die Dinger tracken kann, daher ist es unklug, die mitzunehmen, wenn man jemanden kalt macht. Bringt einem nur ungemütlichen Besuch von den Staatsdienern ein. Aber ich weiß auch, dass man mit den Teilen gut Kohle machen kann – man darf sie nur nicht komplett verticken, bloß in Einzelteilen. Da sind nochmal gut und gerne zweihundert Credits für mich drin, vielleicht sogar dreihundert, wenn's das neue Modell mit den guten Platinen ist.

„Sorry, Lady", sage ich, stelle meinen Eimer ab und ziehe das Tab aus ihrer Hosentasche. Ich will das Ding schon unter dem Schuh zertreten, als ich es versehentlich aktiviere und die Nachricht sehe, die breit auf dem Bildschirm prangt.

HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH FRAU RENÉE CARNA!

What the fuck …

Ich hab' ja nicht viele Schwächen, aber Neugier gehört eindeutig dazu, also öffne ich die Nachricht. Dann stoße ich einen anerkennenden Pfiff durch die Zähne aus.

„Lady, du sitzt auf einer Goldmine!" Ich blicke auf das im Tod verzerrte Gesicht herab. „Na ja, *saßt* auf einer. Viel kannst du damit jetzt nicht mehr anfangen. Too bad."

Aber … kann *ich* vielleicht was damit anfangen?

„Das ist Abfall", bestimme ich. „Du brauchst das nicht mehr, oder?"

Kein Widerspruch meiner neuen besten Freundin.

„Wusste ich's doch. Nichts für ungut, Lady, aber das wär' echt Verschwendung. Und hier wird nichts verschwendet." Und damit zücke ich mein Messer und suche nach dem ID-Chip in der manikürten Hand.

Flow

Annika Zinn

Resigniert betrachte ich den Computerbildschirm und den dünnen, schwarzen Strich, der in dem Textdokument in regelmäßigen Abständen ungeduldig aufblinkt, wie ein Chef, der mit drohendem Blick immer wieder auf seine Armbanduhr trommelt. Eine Aufforderung zu schreiben, die vielen Gedanken aufs Papier zu bringen und endlich meine Arbeit zu tun.

Auch wenn ich keinen direkten Vorgesetzten habe, ist Zeit bare Münze, insbesondere in einer Arbeitswelt, die sich der Geschwindigkeit digitaler Datenströme angepasst hat und nicht dem Tempo, mit dem ein Schreiner in vollendeter Handwerkskunst einen Schrank zimmert. Zeit vergeht heute in Millisekunden, nicht mehr in Stunden, Tagen und Wochen.

Und mein derzeitiger Kontostand erlaubt es mir eigentlich nicht zu trödeln, denn je später ich meinen Artikel hochlade, desto weniger Geld bekomme ich am Ende.

Aber heute wollen die Worte einfach nicht fließen. Zu erdrückend und traurig ist das Thema des Textes und es scheint mir unmöglich, daraus einen massentauglichen und unterhaltsamen Text zu machen.

Der Betreiber des kleinen Coworking-Cafés, in dem ich bei meinen Aufenthalten in dieser Stadt stets zu schreiben pflege, beobachtet mich aufmerksam und tippt dann eine Nachricht in sein Handy. Er scheint sich fast darüber zu amüsieren, wie ich so reglos und gedankenverloren vor meinem Laptop sitze. Dabei hat er kein Recht, sich über mich lustig zu machen. Immerhin hat er außer mir gerade keine Kundschaft und steht völlig untätig hinter der Theke herum. Für einen kurzen Moment bin ich versucht etwas zu bestellen, nur um ihn ein wenig auf Trab zu bringen, doch das wäre kindisch.

Ich sehe zu ihm auf und für einen Moment treffen sich unsere Blicke. Der Mann ist um die vierzig, hat leicht ergrautes, schwarzes Haar und einen dunkleren Hautton. Doch vor allem fällt mir seine unglaubliche Gelassenheit auf und ich schätze, dass er zu jener Sorte Mensch gehört, die immer noch voller Ruhe und Selbstvertrauen in den Bahnhof schlendert, obwohl ihr Zug in einer Minute abfährt. Solche Menschen sind selten geworden heutzutage.

„Was ist mit Ihnen? Haben Sie eine Schreibblockade?“, fragt er schließlich mit einem schadenfrohen, aber dennoch freundlichen Grinsen.

Ich nicke missmutig. „Leider ja. Ich habe keine Ahnung, was ich schreiben soll.“

„Normalerweise haben Sie doch immer diesen Helm auf und tippen wie in Trance.“ Er macht eine kreisförmige Bewegung um seinen Kopf.

„Sie erinnern sich an mich?“, frage ich etwas erstaunt.

Er lacht. „Natürlich. Sie kommen doch alle paar Monate hierher und sitzen gleich mehrere Tage in meinem Café. Immer am selben Platz wohlgemerkt und jedes Mal bestellen Sie Kaffee mit Mandelmilch. Möchten Sie vielleicht einen?“

„Nein, danke“, sage ich. „Aber wenn sie mich schon so gut kennen, sollte ich mich vielleicht richtig vorstellen. Ich bin Johanna Porter. Journalistin.“

„Ramon. Ihr persönlicher Barista.“ Er lächelt. „Vielleicht sollten Sie einfach wieder diesen Helm aufsetzen, wie Sie es sonst tun. Viele Selbstständige tragen die. Verbessert die Konzentration, habe ich gehört … Wissen Sie, wie das genau funktioniert?“

Ich nicke. Bei besagten Helmen handelt es sich um einen Apparat, der „high-concentration-device“ oder im Volksmund einfach nur der „Flow“ genannt wird. „Der Flow leitet gezielt schwache Stromflüsse durch das Gehirn und bewirkt so eine transkranielle Gleichstromstimulation. Das erhöht die Fähigkeit, sich zu fokussieren, lässt einen über lange Zeiträume hinweg hochkonzentriert bleiben und schaltet Selbstzweifel aus. Ist Ihnen bewusst, wie sehr Selbstzweifel unsere Leistungen verschlechtern können, auch wenn wir über das nötige Können verfügen, es besser zu machen? Wer davon überzeugt ist, dass er schlecht singen kann, wird schiefer singen. Wer überzeugt ist, eine randvolle Tasse nicht ohne zu schwappen von A nach B tragen zu können, wird mit großer Wahrscheinlichkeit etwas verschütten. Und ein Autor, der Zweifel an seiner Idee oder seinem Talent hat, wird keinen einzigen Satz mehr aufs Papier bringen. Verstehen Sie?“

Ich mustere ihn, um zu sehen, ob er mir folgen kann und fahre fort, als er nickt.

„Es ist erwiesen, dass Mädchen und Jungen genauso gut rechnen können, allerdings wird den Mädchen immer wieder vorgehalten, dass sie es nicht könnten, daher sind sie verunsichert und machen schneller Fehler, weshalb sie in Prüfungen schlechter abschneiden. Der Flow beseitigt diese Selbstzweifel, so dass man bei seiner Arbeit sein volles Potenzial entfalten kann. Fragen Sie mich nicht, wie es im Detail funktioniert. Es spielt auch keine Rolle. Alles, was zählt, ist, dass du sofort in den Flow kommst – und das auf Knopfdruck. Die Arbeit geht dann wie von allein und ein sonst erfolgloser Autor schreibt seinen Bestseller in nur einer Nacht.“

Es macht den Flow zu einem der mächtigsten Werkzeuge unserer Zeit. Auch die Arbeitswelt hat seine Vorteile erkannt und egal ob Angestellter oder Selbstständiger, fast jeder arbeitet heutzutage mit Helm, um seine Leistungen zu steigern, so wie ambitionierte Sportler vor Wettbewerben zum Doping greifen – und nirgendwo ist der Wettbewerb härter als auf dem Arbeitsmarkt.

Der Mann nickt anerkennend, auch wenn er nur die Hälfte des Gesagten verstanden zu haben scheint. „Ein Gerät, das Menschen zu Arbeitsmaschinen macht, die nie mehr müde werden. Kein Wunder, dass so viele Leute heutzutage keinen vernünftigen, gut

bezahlten Job mehr bekommen, wenn einer für zehn arbeitet und jeder seine Fähigkeiten künstlich verbessert. Bei dem ganzen technischen Schnickschnack muss man ja ein echtes Genie sein, um aus der Masse herauszustechen."

Leider muss ich zugeben, dass der Mann recht hat. Viele Menschen schaffen es nicht an die Spitze und die dünngewordene Mittelschicht muss sich heutzutage sehr anstrengen, um nicht nach unten abzurutschen. Die meisten Berufe, für die man ein Studium benötigt, sind heute freiberufliche Tätigkeiten. Unternehmen stellen nicht mehr Leute fest ein als unbedingt nötig ist, um den Laden am Laufen zu halten. Ein paar Festangestellte, die mit der Firmenpraxis vertraut sind und die Arbeitsabläufe organisieren, braucht es schon. Alle übrigen Arbeiten werden an eine Heerschar von Selbstständigen abgegeben, wie ich eine bin.

Man wird pro Auftrag je nach benötigter Zeit und Qualität des Ergebnisses bezahlt, was nicht immer einfach ist, denn ich weiß nie wie viel Geld ich in einem Monat verdienen werde. Manchmal sitzt man stundenlang an einem Werbetext und bekommt am Ende fast gar nichts. Ich arbeite größtenteils von Coworking-Cafés aus, weil mich die vielen über ihren Laptops hängenden, fleißigen Menschen motivieren und man nicht aufstehen muss, um sich einen Kaffee zu machen. Andere Selbstständige, deren Einkommen groß genug ist, um sich einen festen Wohnsitz zu leisten, arbeiten lieber im Homeoffice. Um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, muss ich in einer ewigen Schnitzeljagd einen Auftrag nach dem anderen ergattern. Nicht jeder hat die Fähigkeit, sich selbst zu managen und genügend Aufträge an Land zu ziehen, sodass viele Selbstständige scheitern und sich, um ihre Schulden abbezahlen zu können, in die Knechtschaft eines Angestelltenverhältnisses flüchten müssen.

Natürlich könnten sie jederzeit einen Arbeitsplatz in einer Fabrik annehmen und sich ihre täglichen Sorgen ersparen. Festanstellungen gäbe es dort zuhauf. Doch es sind keine guten Jobs und es gehört schon eine ordentliche Portion Verzweiflung dazu, sich dafür zu entscheiden. Was die Arbeitsbedingungen in diesen Fabriken angeht, hat die Welt einen Schritt zurück in das Zeitalter der Industrialisierung getan, als die Menschen in einer Zwölf-Stunden-Schicht am Fließband immer die gleichen Handgriffe ausübten. Viele Firmen haben ihre Produktion von der globalen Peripherie in die reichen, alten „Industrieländer" zurückgeholt, da diese durch ihre Nähe zu den Absatzmärkten ausgezeichnete Standorte darstellen. Hinter den Mauern schuften die üblichen Leidtragenden: Migranten, vom Bildungssystem Benachteiligte, Sozialabgestiegene, Leute mit gescheiterten Träumen – Menschen, die ein Schattendasein in den Vororten führen und deren Elend man nicht sieht oder nicht sehen will.

Unternehmer müsste man sein, dann wäre alles ganz einfach. Wäre es nur ebenso einfach, einer zu werden. Leider lässt die kleine Unternehmerelite, die dynastisch unter-

einander verbandelt und sehr darauf bedacht ist, den Firmenbesitz in der Familie zu halten, sehr viel Geld an die Banken fließen, damit diese jungen Entwicklern oder aufstrebenden Start-Ups keine guten Kredite geben. Im exquisiten Club der oberen Zehntausend ist niemand sehr erpicht auf neue Gesichter.

Ich kann mich allerdings nicht beklagen. Ich habe Glück gehabt, kann mich als Journalistin, Bloggerin und Texterin von Werbeanzeigen irgendwie durchschlagen und in der fragilen Mittelschicht der Selbstständigen halten, die ein Leben lang für tausende Auftraggeber arbeitet, ohne dabei sonderlich reich zu werden.

„Nein, ohne Helm geht es nicht", murmle ich nachdenklich.

„Warum tragen Sie ihn nicht?"

„Er würde nichts nützen, denn das, worüber ich schreiben will, darf ich nicht schreiben. Ein Textilgigant – dessen Namen ich besser nicht nenne – hat mich auf eine seiner schwimmenden Fabriken eingeladen, damit ich über die Arbeitsbedingungen dort berichte und mit einem möglichst positiven Artikel das Image der Firma aufpoliere. Allerdings war nichts von dem, was ich vor Ort gesehen habe, positiv. Ich habe Dinge gesehen, die ich nicht hätte sehen sollen, und daraufhin hat mich der Konzern eine Schweigepflicht unterschreiben lassen. Aber es ist unmöglich aus einem Haufen Dreck einen Goldklumpen zu machen … Waren Sie schonmal auf einer schwimmenden Fabrik?"

Ramon schüttelt den Kopf. „Nein."

Ich nicke resigniert. „Natürlich nicht. Ist ja auch nicht gerade ein Ort, wo die Leute ein- und ausgehen."

Er mustert mich eine Weile. „Möchten Sie über Ihren Aufenthalt dort reden? Ich spendiere Ihnen einen Kaffee und wir setzen uns. Außer uns ist gerade eh niemand hier."

Ich nehme das Angebot dankend an. Der Mann macht zwei Tassen Kaffee, setzt sich mir gegenüber an den Tisch und ich klappe meinen Laptop zu. „Das Treffen wurde vom Konzern arrangiert", beginne ich. „Sie holten mich mit einem Heli ab. Eine ganze Weile flogen wir über den Ozean, bis die schwimmende Fabrik in Sicht kam …

***

Wie groß das Schiff wirklich ist, bemerke ich erst, als wir zur Landung ansetzen, wobei der Heli vor dem riesigen Schiffsrumpf klein wie ein Spielzeug wirken muss. Der gigantische Koloss verschlägt mir gleich zweimal die Sprache, zum einen wegen seiner schieren Dimensionen, zum anderen, weil ich etwas gänzlich anderes erwartet habe. Ich habe mir die schwimmenden Fabriken immer wie diese alten Dampfschiffe vorgestellt. Eine Art Titanic aus grobem, genietetem Metall, nur noch größer und noch qualmender. Ruß, Lärm und Schmutz gehören einfach dazu, sind Dinge, die Schiffe und Fabriken schon immer gemeinsam hatten.

Die schwimmende Fabrik ist jedoch nichts dergleichen. Sie wirkt erstaunlich sauber mit ihrem weiß lackierten Schiffsrumpf, besitzt keinen einzigen Schornstein und bewegt sich völlig geräuschlos, ohne auch nur das kleinste Brummen eines Motors von sich zu geben. Mir ist völlig schleierhaft, wie sich das Schiff fortbewegt und ich kann nicht anders, als die makellose Ingenieurskunst zu bewundern.

Miles Cavendish, der Inhaber von TADYCH, empfängt mich nach der Landung des Helis persönlich am Ende eines roten Teppichs. An seiner Seite steht ein kleiner Serviceroboter, der Sekt und Orangensaft auf einem Tablett anbietet. Erstaunt stelle ich fest, dass der Unternehmer tatsächlich etwas jünger ist als ich selbst, vielleicht Mitte Zwanzig. Er trägt ein glattschwarzes Hemd, eine ebenso schwarze Trainingshose und im Gesicht ein ruhiges, breites Lächeln. Es ist eine ganz bestimmte Sorte Mensch, die bereits in so jungen Jahren zu so viel Macht und Verantwortung gelangt und unter deren freundlicher Gelassenheit stets eine große Portion Skrupellosigkeit und Härte verborgen liegt. So schafft es auch Cavendish, gleichzeitig sympathisch und respekteinflößend zu wirken. Ein Unternehmer, mit dem man sich lieber nicht anlegen sollte.

Er begrüßt mich mit einem lässigen Handschlag und einem lockeren „Schön Sie zu sehen! Wie geht es Ihnen?“ als wären wir zwei alte Bekannte. Er bietet mir eine Erfrischung an, worauf ich nach dem Orangensaft greife, fragt mich höflich nach meinem Flug und verspricht mir dann, mich nicht länger mit Small Talk zu langweilen. „Sie sind sicher nicht gekommen, um mit mir über das Wetter zu plaudern. Kommen Sie, ich zeige Ihnen unser Schmuckstück.“

„Warum haben Sie sich dazu entschieden, Ihr Unternehmen auf eine schwimmende Fabrik zu verlagern?“, frage ich, während wir durch weiß gestrichene Gänge tiefer in das Innere des Kolosses vordringen.

Cavendish lacht. „*Eine* schwimmende Fabrik? Es braucht sehr viele mehr, um einen marktfähigen Konzern dieser Größe am Leben zu erhalten. Derzeit verteilt sich unsere Produktion auf hundertachtundfünfzig schwimmende Fabriken. Die Vorteile liegen klar auf der Hand, insbesondere in der Textilbranche. Früher war die globale Produktionskette unglaublich zersplittert. So wurde beispielsweise Baumwolle aus Kalifornien in der Türkei zu Garn verarbeitet, in Taiwan zu Stoff gewebt, in Polen gefärbt und in Bangladesch zu einem T-Shirt zusammengenäht. Das ergibt einen gesamten Transportweg von zwanzig- bis dreißigtausend Kilometern und eine reine Transportzeit von mehreren Monaten. Diese vielen Wege kosten uns wertvolle Produktionszeit. Gerade bei Fast Fashion ist Zeit jedoch der wichtigste Faktor. Einige Produzenten versuchen Zeit zu sparen, indem sie in Europa zum Beispiel in Leicester produzieren. Dort sind sie näher bei ihren Auftraggebern und den Kunden, weshalb Produktion und Versand sehr viel schneller erfolgen können. Doch wir lösen das Problem auf andere Weise. Wir holen lediglich die Baumwolle ab und

erledigen alle weiteren Produktionsschritte an Bord dieses Schiffes. Gelegentlich laufen wir an verschiedenen Häfen an, um unsere Vorräte aufzufüllen und Abfälle zu entsorgen. Dabei können wir gleich die fertige Ware abliefern und so ganz nebenbei in unseren Filialen auf aller Welt verteilen. Dadurch sparen wir eine Menge zusätzlicher Transportwege ein und sind schneller und umweltfreundlicher als jeder stationäre Konzern."

Ich nicke anerkennend. „Alle Produktionsschritte unter einem Dach? Das erklärt die enorme Größe des Schiffes."

„Wir müssen zusätzlich zu den Fertigungshallen eine Menge Arbeiter hier unterbringen. Näher, Färber, Weber, dazu eine kleine Zahl festangestellter Modedesigner. Kommen Sie, ich zeige Ihnen unsere Design-Abteilung."

Cavendish führt mich tiefer in das Schiff hinein, mehrere Rolltreppen hinauf und schließlich in einen großen, lichtdurchfluteten Raum, durch dessen große Panoramafenster man einen atemberaubenden Ausblick auf den wogenden Ozean hat. Hier stehen dutzende große Tische, die mit einem scheinbaren Wirrwarr von Skizzen und Schnittmustern bedeckt sind, mit Stoffen und Papierrollen gefüllte Regale und außerdem einige junge Leute in extravaganten Kostümen.

Sie lächeln herzlich, als sie mich sehen, umarmen mich zur Begrüßung mit jener Art künstlicher Vertrautheit, die in einigen Firmen üblich ist, und bieten mir direkt einen Kaffee an, den ich jedoch dankend ablehne.

„Und Sie entwerfen hier alle Kleidungsstücke für TADYCH?", frage ich an eine junge Frau gewandt.

„Ja und nein", entgegnet sie. „Wir designen hier auch gelegentlich Modelle, aber größtenteils bearbeiten wir die eingehenden Entwürfe und wandeln sie in Schnittmuster um."

„Und wer designt dann für Sie? Selbstständige?"

Sie nickt. „Wir haben einen Großteil des Designs outgesourced, das ist günstiger für uns. Jeder kann Entwürfe bei TADYCH einsenden und wenn wir einen davon gut finden, erhält der Ersteller ein großzügiges Honorar dafür."

„Das heißt letztendlich, dass tausende Menschen in stundenlanger Arbeit Designs erstellen, ohne dafür auch nur einen Cent zu sehen?"

Die Frau lächelt kühl. „Sie wissen doch ebenso gut wie ich, dass das bei vielen kreativen Berufen heute gängige Praxis ist. Bei Grafik- und Webdesignern, ja sogar bei Architekten. Es werden immer weniger feste Aufträge ausgegeben. Es ist ja auch deutlich effizienter, unter tausenden Entwürfen den einen guten auszuwählen, statt einen einzelnen Designer immer wieder um Änderungen zu bitten. Außerdem habe ich von einer Freundin gehört, dass sie solche Entwürfe manchmal aus Spaß in ihrer Freizeit erstellt, zur Entspannung. Wenn dafür zufällig noch etwas Geld heraus springt, ist doch allen geholfen."

„Nichts für ungut, doch es ist schwer, sich eine feste Wohnung zu leisten, wenn man nicht weiß, ob man im nächsten Monat noch genügend Geld auf dem Konto hat, um die Miete zu bezahlen. Sie können sehr froh sein, dass Sie festangestellt sind."

„Allerdings. Doch als digitale Nomadin um die Welt zu ziehen, hat doch gewiss auch seinen Reiz." Sie lächelt.

Ich blicke sie überrascht an, erstaunt, dass sie mich so leicht als digitale Nomadin enttarnt hat. „Was hat mich verraten?"

„Die Sommerbräune."

Ich nicke anerkennend. „Sie haben ein sehr gutes Auge."

„Das ist Teil meines Berufes."

Zu Zeiten meiner Großeltern muss der Begriff des digitalen Nomaden wohl noch recht unbekannt gewesen sein, heute ist dieser Arbeitsstil jedoch weit verbreitet. Immer mehr Menschen ziehen, mit nichts als Rucksack, Laptop, Reisepass und Kreditkarte ausgestattet, quer durch die Welt von einem billigen Hotel zum nächsten. Ihr Geld verdienen sie dabei ausschließlich über das Internet, indem sie digitale, ortsunabhängige Berufe wie virtuelle Assistenz, Grafikdesigner, Programmierer von Webseiten, Clickworker oder ähnliche ausüben. Auch wenn dieser Lebensstil nicht für jedermann geeignet ist, nimmt die Zahl der digitalen Nomaden mit jedem Jahr weiter zu, denn er hat besonders für Europäer einen entscheidenden Vorteil: In Asien, Afrika und weiten Teilen Amerikas sind die Lebensunterhaltskosten deutlich niedriger als in meinem Heimatland Europa, weshalb ich mich immer, wenn ich mal etwas knapper bei Kasse bin, im Ausland aufhalte.

Gut drei Jahre ist es nun her, dass ich meine Heimat hinter mir gelassen habe und seither reise ich mit nichts als einem kleinen Wanderrucksack und meinem Laptop um den Globus. Ich bin schon an vielen Orten in der Welt gewesen, fühle mich an sonnigen Stränden ebenso wohl wie in kühlen Gebirgsregionen. Hauptsache ein Ort ist ruhig, besitzt eine gewisse Ursprünglichkeit und ist nicht von tausenden Touristen mit Sonnenhüten und Selfiedrohnen überrannt.

„Sie haben recht, ich liebe mein Leben als digitale Nomadin und ich würde es für nichts auf der Welt aufgeben."

Sie lächelt und entspannt sich sichtlich. „Sehen Sie sich doch ein bisschen um, wenn Sie mögen."

Ich lasse meinen Blick durch den Raum schweifen. Von Mode verstehe ich nichts, doch das Atelier macht einen ordentlichen Eindruck und erzeugt in seiner offenen Architektur eine angenehme, entspannte Arbeitsatmosphäre. Die obligatorische Espresso-Maschine ist auch vorhanden. Ein ordentlicher Arbeitsraum für die Top-Angestellten der Firma. Ehrlich gesagt habe ich nichts anderes erwartet.

„Zeigen Sie mir nun die Produktion?", frage ich Cavendish.

Er lächelt höflich. „Aber selbstverständlich. Dafür habe ich Sie doch eingeladen."

Wir verabschieden uns von den Designern, laufen dann weiter durch das Labyrinth aus Gängen, zu einer großen zweiflügeligen Holztür.

Schon durch die Tür hindurch ist das fleißige Rattern der Nähmaschinen zu hören und als wir eintreten, sehe ich gut fünfzig Näherinnen und Näher, die an großen Nähtischen sitzen und Kleidungsstücke mit absurder Geschwindigkeit durch die Maschinen ziehen. Ich blicke ausnahmslos in dunkle Gesichter und der verängstigte, eingeschüchterte Blick in ihren Augen hat etwas Trauriges an sich. Ein paar der Blicke wirken sogar fast wie Hilferufe. Dabei sieht der Raum äußerst ordentlich und sauber aus. Vielleicht sogar etwas zu steril. Sogar eine Kaffeemaschine steht in einer Ecke, auch wenn die vielen sauberen Tassen den Eindruck erwecken, dass sie nicht sonderlich häufig benutzt wird. Daneben steht eine freundlich lächelnde, rothaarige Frau, die sofort auf uns zugeeilt kommt, als wir eintreten.

Ein ungutes Gefühl macht sich in mir breit. Ich kann nicht genau sagen, was es ist, doch irgendetwas stört mich an dieser Szenerie. Vielleicht die Tatsache, dass hier alles extrem ordentlich ist und die dünnbeinigen, makellosen Tische nicht so aussehen, als würden tagtäglich hunderte Kleidungsstücke an ihnen genäht. Vielleicht ist es auch der Projektor, der unscheinbar und unschuldig von der Decke herabhängt.

„Willkommen in einem unserer Produktionsräume", sagt Cavendish mit einem zufriedenen Lächeln und macht eine ausladende Geste in den Raum. „Große Tische, frische Luft und niemand von ihnen arbeitet im Flow … es gibt sogar eine Kaffeemaschine!" Dann deutet er auf die näherkommende Frau. „Und das ist Peggy, unsere Personalmanagerin. Ohne ihre Arbeit wären wir hier alle völlig aufgeschmissen."

Die Frau lächelt kurz, geschmeichelt von dem Lob, dann wendet sie sich mir zu und begrüßt mich wie auch schon die Designer vor ihr mit einer Umarmung.

„Und Sie sind für das Wohl der Angestellten auf diesem Schiff zuständig?", frage ich sie, nachdem die üblichen Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht sind.

„Allerdings", sagt sie mit zuckersüßem Lächeln. „Wie Sie sehen, nehmen wir das Wohl unserer Angestellten sehr ernst. In der Textilbranche werden Profite meist auf Kosten der Arbeiter in der Produktion, also den Nähern, Färbern und Webern, erzielt, indem man ihnen nur sehr geringe Löhne zahlt und weder in die Produktionsräume noch in Schutzmaßnahmen investiert. Wir möchten jedoch, dass sich eine Näherin bei uns genauso wohlfühlt wie eine Designerin und ein ebenso schönes Arbeitsumfeld hat."

Cavendish nickt. „Wir nehmen es locker, was die Regeln während der Arbeit angeht, denn ein Mensch, der nicht unter Druck steht und seine Arbeit gern tut, arbeitet wesentlich besser. Jeder von ihnen darf eine Pause machen, wann immer er möchte … Solange es sich in Maßen hält, versteht sich." Er zwinkert.

„Das ist ja fast zu schön, um wahr zu sein!“, sage ich lachend. „Stimmt das?“, frage ich an die Arbeiter gewandt in den Raum hinein.

Niemand antwortet mir. Also gehe ich zu einer der Näherinnen hinüber und spreche sie direkt an. „Stimmt es? Können Sie Pausen machen, wann immer Sie wollen?“

Die junge Frau blickt mich nur verständnislos an, dann sieht sie hilfesuchend zu ihrer Sitznachbarin herüber. Diese lächelt entschuldigend, antwortet stellvertretend mit heftigem Akzent. „Sie kann nicht verstehen. Doch das hier ist gute Arbeit. Ich bin froh hier zu sein … Das sind gute Nähmaschinen. Kommen Sie her und schauen Sie.“

Ich hege kein wirklich großes Interesse für Nähmaschinen, doch der forsche Blick der Angestellten duldet keine Widerrede und ich möchte nicht unhöflich sein. So trete ich näher und betrachte die Nähmaschine genauer. „Sehr schön“, sage ich pflichtbewusst, dann entferne ich mich hastig wieder. „Sagen Sie, wie sieht es mit der Bezahlung aus?“, frage ich schließlich.

„Die Bezahlung erfolgt pro Stunde, nicht nach Stückzahl“, antwortet die Personalmanagerin. „Eine Seltenheit in dieser Branche. Ja, was sage ich, im ganzen produzierenden Gewerbe. Der Stundenlohn beträgt vier Global Dollar.“

„Ist das nicht etwas wenig?“, frage ich erstaunt, in dem Wissen, dass der Mindestlohn in Europa bei etwa fünfzehn Global Dollar pro Stunde liegt – ein hart erkämpfter Betrag. In Asien, Afrika und Amerika ist er etwas niedriger.

„Sie vergessen, dass Kost und Logis bereits inbegriffen sind. Außerdem kann man hier an Bord nicht sonderlich viel kaufen“, antwortet Cavendish. „Die meisten Arbeiter bleiben nur für ein paar Monate hier, verdienen Geld für sich und ihre Familien und verlassen uns dann wieder. Außerdem dürfen Sie nicht vergessen, dass man in anderen Erdteilen von sechsunddreißig Global Dollar pro Tag recht bequem leben kann.“

„Sie haben ihren Firmensitz doch in Europa, oder? Sind Sie da nicht verpflichtet, sich an den Mindestlohn zu halten?“

„Sind Sie Journalistin oder vom Arbeitsschutz?“, fragt Cavendish lachend, doch nicht ohne einen gewissen scharfen Unterton in der Stimme. „Um Ihre Frage zu beantworten: Wir befinden uns hier in internationalen Gewässern, daher gelten allein die Regeln der Firma. Doch TADYCH ist ein seriöses Unternehmen, in dem das Wohl der Angestellten an erster Stelle steht. Wir möchten den Menschen nicht nur eine Arbeit, sondern auch eine Perspektive geben.“

„Wenn Ihnen das Wohl Ihrer Angestellten so viel bedeutet, haben Sie doch bestimmt nichts dagegen, mir einen Ihrer Arbeitsverträge zu zeigen?“

Der Unternehmer klopft mir freundschaftlich auf die Schulter. „Später, meine Liebe, später. Sie haben eine lange Anreise hinter sich, sind bestimmt müde und ausgehungert.

Vielleicht sollten Sie sich für ein paar Stunden ausruhen. Danach werde ich Ihnen den Rest der Fabrik zeigen und natürlich auch den gewünschten Vertrag."

Zu gern möchte ich etwas einwenden, doch Cavendish liegt mit seiner Einschätzung ganz richtig. Ich könnte in der Tat etwas Ruhe und eine kleine Stärkung vertragen.

Ich lasse mich in ein großes, luxuriös eingerichtetes Gästezimmer führen. Es ist einer jener Räume, in denen man sich nie richtig wohlfühlt, weil sie keinerlei persönliche Note besitzen, und in denen man sofort das Gefühl hat, allein durch sein Eintreten etwas zu beschmutzen. Allerdings hat der ungehinderte Blick auf den weiten Ozean zweifelsfrei seine Qualitäten.

Man lässt mich allein, bittet mich hierzubleiben und zu klingeln, falls ich etwas benötige. Ich möchte gerade Schuhe und Jacke ablegen, als ich plötzlich einen kleinen Zettel in meiner Jackentasche entdecke, der vorhin noch nicht dort war. Irritiert falte ich ihn auseinander, entziffere die kurze, unleserliche Nachricht darauf.

Deck K, Raum 11078. Kommen Sie so schnell wie möglich. Ich warte auf Sie.

Fast lasse ich den Zettel fallen, so überraschend ist die Nachricht. Woher kommt sie und von wem ist sie? Hat sie mir eine der Näherinnen zugesteckt? Oder einer der anderen Angestellten bei einer der etlichen Umarmungen? Doch wozu? Was möchte man mir so unbedingt zeigen?

Der Drang es herauszufinden ist größer als jede Vorsicht und keine drei Sekunden später habe ich schon die Tür des Gästezimmers geöffnet und spähe in den Gang hinaus. Er liegt leer und verlassen da. Hastig schleiche ich mich nach draußen, laufe ziellos durch das Schiff.

Es dauert nicht lange, bis ich eine Treppe gefunden habe, neben der praktischerweise der Flucht- und Rettungsplan der schwimmenden Fabrik angebracht ist, auf dem auch der Aufbau des Schiffes aufgezeichnet ist. Ich befinde mich auf Deck B, muss also neun Stockwerke nach unten.

Die Strecke ist schnell überwunden und auch Raum 11078 ist nach einer knappen Viertelstunde des Herumirrens gefunden. Dabei halte ich immer wieder nach Menschen Ausschau, als wäre ich ein Einbrecher oder hätte mich heimlich hinter eine Tür mit der Aufschrift „Nur für Personal" geschlichen. Obwohl beides nicht der Fall ist, kann ich deutlich spüren, dass ich nicht hier sein sollte und in diesem Gebäudeteil nichts zu suchen habe. Ein Indiz dafür sind die immer schäbiger, kühler und dunkler werdenden Gänge, die immer mehr wie Wartungsgänge aussehen.

Als ich mein Ziel erreicht habe, atme ich tief durch und drücke die Tür zum Raum 11078 vorsichtig auf.

In dem Raum ist es so dunkel, dass ich nicht mal die eigene Hand vor Augen sehen kann, geschweige denn den mysteriösen Verfasser der Nachricht. Ich kann auch nicht

eindeutig sagen, ob überhaupt jemand hier ist. Die Stille und die Finsternis geben nicht den kleinsten Hinweis darauf. Doch das Wissen, vielleicht nicht allein zu seinen, jagt mir einen Schauer über den Rücken.

„Hallo?“, frage ich leise und mit pochendem Herzen in die Stille hinein.

„Sie sind gekommen!“, antwortet eine hoffnungsvolle weibliche Stimme aus der Dunkelheit.

„Natürlich. Die Nachricht hat mich neugierig gemacht. Sagen Sie, wer sind Sie und warum wollen Sie mich sehen?“

„Sie sind Johanna Porter, die Journalistin, richtig?“

„Ja“, antworte ich überrascht.

„Und gehören Sie zu denen, die nur über die Wahrheit schreiben und keine Lügenmärchen erzählen?“

„Nun ja … das nehme ich doch an“, sage ich zögerlich.

„Gut.“ Das diffuse Licht einer Taschenlampe geht an, erhellt den Raum gerade so weit, dass ich das Gesicht der Frau erkennen kann und den feuerroten Haarkranz, von dem es eingerahmt wird. Ich erkenne die Personalmanagerin sofort wieder. „Sie?“, frage ich erstaunt. „Was tun Sie hier?“

„Sie wollen die Wahrheit wissen? Ich werde Ihnen die Wahrheit zeigen, denn von Cavendish haben Sie keine Wahrheit zu erwarten. Er hat Sie eingeladen, damit Sie kostenlose Werbung für ihn schreiben und er hat Ihnen eine wunderschöne Lügen-Kulisse dafür bereitet, damit Sie nur das sehen, was die Welt über diesen Konzern glauben soll. Deshalb musste ich Sie unbedingt sprechen und habe Ihnen unauffällig diese Nachricht zugesteckt. Und zum Glück haben Sie sie rechtzeitig entdeckt. Kommen Sie, ich zeige Ihnen die echten Produktionshallen.“ Sie öffnet die Tür, späht in den Gang hinaus, dann geht sie nach draußen und bedeutet mir mit einem Winken ihr zu folgen.

„Die echten Produktionshallen?“, frage ich verwirrt, während wir tiefer in das Innere des Schiffes vordringen. „Dann war der Raum, in dem ich vorhin die Näherinnen gesehen habe, nicht der Ort, an dem sie sonst arbeiten?“

Sie lacht leise. Fast, als würde sie mich auslachen. „Das war einer unserer Konferenzräume! Haben Sie denn nicht den Projektor an der Decke bemerkt? Nein, die Fabrikhallen sehen um einiges schlimmer aus, sind nicht so sauber und die Luft dort ist entsetzlich stickig. Wenn die Chef-Etage dort den ganzen Tag Konferenzen abhalten würde, fielen sie der Reihe nach in Ohnmacht.“ Es ist im Scherz gesagt, doch der Unterton in ihrer Stimme versetzt mir einen schmerzlichen Stich.

Ich nicke. Dann hat mich meine Intuition also doch nicht getäuscht. Ich wusste gleich, dass dort irgendetwas nicht stimmt.

„Hier, das ist die echte Fabrikhalle. Nur herein in die gute Stube.“ Sie öffnet eine Hälfte der Flügeltür und winkt mich hastig hindurch.

Der Lärm trifft mich wie eine ohrenbetäubende Welle. Wer selbst eine Nähmaschine besitzt oder mal einen Bekannten hat nähen sehen, der weiß wie laut bereits eines dieser Geräte sein kann. Doch das Hämmern tausender solcher Maschinen ist ein herber Schlag gegen das empfindliche Trommelfell.

In der Fabrikhalle verbreiten Neonröhren ein unangenehmes, grelles Licht. Es ist stickig und die feinen, durch die Luft wirbelnden Fasern von Stoffen und Garnen dringen unmittelbar in Nase und Lunge ein. Doch die gut tausend Arbeiter und Arbeiterinnen, die hier an ihren Nähmaschinen sitzen, scheint das nicht zu stören. Allerdings ist fraglich, ob sie überhaupt viel davon mitbekommen, denn sie alle tragen Flow-Helme. Vermutlich nehmen sie gerade nichts anderes als ihre Arbeit wahr und sind sogar zufrieden damit.

Ich gehe zu einem jungen Mann hinüber, der ganz vorn an einer der Nähmaschinen sitzt. Es dauert ungewohnt lange bis er mich bemerkt und selbst dann wirft er mir nur einen kurzen, ausdruckslosen Blick zu, bevor er sich wieder seiner Arbeit zuwendet. Sie alle sind vollkommen in ihr Tun versunken.

„Sie arbeiten im Flow“, spreche ich das Offensichtliche aus. „Wie lange sitzen sie hier schon? Wie lang ist ihre Schicht?“

„Fünfzehn Stunden am Stück“, antwortet meine Begleiterin.

„So viele?“ Solche Arbeitszeiten hat es in Fabriken sonst nur zu Zeiten der Industrialisierung gegeben, als sich noch niemand für die Rechte der Arbeiter eingesetzt hatte.

„Sie können das ohne Probleme leisten. Der Flow macht es möglich. Allerdings machen sie zwischendurch eine eineinhalbstündige Pause, zum Essen und Kraft tanken. Der Flow sorgt dafür, dass sie alles aus sich herausholen. Dabei zieht er so viel Energie aus den Menschen heraus, dass sie sich ständig überanstrengen. Die Leute altern schneller, wenn sie eine Weile hier sind. Manchmal kippen sogar Näherinnen um, wenn sie den Helm abnehmen, weil sie sich, ohne es zu merken, überarbeitet haben.“

„Mein Gott … Sowas gehört verboten. Passt denn niemand auf die Arbeiter auf, damit solche Dinge nicht passieren?“

Sie schüttelt den Kopf. „Sie müssen jeden Tag bestimmte Arbeitszeiten einhalten. Wenn ich einen Angestellten vor Ende seiner Schicht ins Bett schicken würde, würde man mich entlassen. Und von ihnen beschwert sich niemand, aus Angst oder aus Überzeugung.“

„Überzeugung? Was meinen Sie damit?“

„Sie werden sehen. Kommen Sie. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich muss Ihnen alles zeigen, bevor sie uns auf den Überwachungsvideos entdecken.“

„Videos?“ Ich schaue beunruhigt zur Decke. „Dann sieht man uns hier also?“

„Keine Sorge. Sie werden mindestens eine halbe Stunde brauchen, um uns zu bemerken. Aber wir müssen uns beeilen. Ich möchte Ihnen noch vieles zeigen. Kommen Sie mit."

Peggy zieht mich weiter, führt mich eilig durch die Gänge zu einer unscheinbaren Tür. „Hier leben die Angestellten der Produktion", sagt sie und drückt ihre Hand auf einen Sensor neben der Tür. Nach wenigen Sekunden springt sie auf und lässt uns ein.

Auf der anderen Seite finde ich mich in einem ruhigen, sterilen Raum wieder, in dem lange weiße Tische stehen. Entfernt erinnert er mich an die Mensa meiner Uni, nur dass ich keine Essenausgabe erkennen kann und der übliche Lärm und Trubel fehlen. Mein erster Eindruck hat mich nicht getäuscht, denn vor der Handvoll Menschen stehen tatsächlich Tabletts auf den Tischen. Die Arbeiter sehen ausnahmslos sehr müde aus, sitzen krumm und lassen die Köpfe hängen, als wäre ihnen selbst das Sitzen zu anstrengend. Ihre Augen sind vor Erschöpfung gerötet, blicken leer und glasig, fast etwas verwirrt umher. Auf den Tellern vor ihnen türmt sich ein undefinierbarer grünlicher Brei. Daneben liegt eine kleine blaue Tablette – Schlaftabletten, wie ich erfahre.

„Morgens eine rote Tablette zum Wachwerden, abends eine blaue zum Einschlafen", erklärt mir Peggy.

Erst da nehme ich die Musik wahr, die leise und unaufdringlich im Hintergrund spielt. Es sind banale Entspannungsmelodien, bei denen man sofort an die Ruheräume in Thermen, vielleicht aber auch ein Essen in einem teureren, asiatischen Restaurant denken muss. Plötzlich durchbricht eine weiche, geschlechtslose Stimme die Musik.

Arbeiten macht glücklich, sagt sie. *Ich liebe meine Arbeit … Leistung und Tatkraft sind der Weg zu einem erfüllten Leben … Arbeiten ist meine Bestimmung*.

Nach einer kurzen Pause wechselt die Stimme auf eine andere Sprache, doch die Botschaften der subtilen Gehirnwäsche bleiben wohl dieselben.

In einer Ecke kann ich einen Mann entdecken, der leise murmelnd die Lippen bewegt und die Mantras aus dem Lautsprecher einem Gebet gleich wiederholt. Er hat sogar die Hände gefaltet.

Ich schüttle den Kopf, mache Peggy unauffällig auf den Mann aufmerksam. „Was ist mit ihm?"

„Er kam schon als Kind auf die schwimmende Fabrik. Ist völlig der Firma verfallen."

„Arbeiten ist meine Bestimmung, so was kann man doch nicht ernsthaft glauben!", empöre ich mich.

„Nein. Aber wenn Sie es eine Weile gehört haben, nisten sich die Worte in Ihrem Gehirn ein, egal ob Sie wollen oder nicht. Sie werden nicht glauben, wie viele Menschen dem schon verfallen sind. Menschen, die inzwischen wirklich glauben, dass ihre Arbeit hier gut ist und ihrem Leben einen Sinn verleiht. Am Anfang wehren sie sich noch, aber

dann … Ein Mensch erträgt diese Hölle besser, wenn er daran glaubt, dass seine Arbeit wichtig ist.“

„Ich liebe meine Arbeit“, murmle ich. „Jetzt weiß ich, was Sie mit Überzeugung gemeint haben … Aber warum tun die Menschen sich das überhaupt an? Warum gehen sie nicht einfach? Arbeit gibt es überall, schlechte und schlecht bezahlte ohnehin.“

„Sie können nicht. Sie gehören TADYCH. Den meisten von ihnen hat die Firma Kredite gegeben. Sie wissen vielleicht, wie schwer es heutzutage ist, von Banken Geld zu bekommen. Wenn man Geld haben möchte, muss man zu Menschen wie Cavendish gehen und den Kredit dann abarbeiten. Zehn, manchmal zwanzig Jahre lang. Viele tun das für ihre Familien. Opfern sich auf, damit ihre Liebsten daheim überleben können. Seit den großen Stürmen, Dürren und Verwüstungen durch den Klimawandel bleibt einem in vielen Teilen der Welt nur die Flucht in die Slums der Megacitys oder das hier. Und es bleibt oft nicht bei einem Kredit. TADYCH bietet immer mehr Kredite an oder zahlt Gehälter im Voraus, um sie noch länger an sich zu binden. Und plötzlich haben sie ihre ganze Lebenszeit an den Konzern verkauft. Viele Menschen hier haben aufgegeben. Sie gründen an Bord Familien und ihre Kinder lernen nie etwas anderes kennen als das hier.

Einige versuchen es ohne Kredite. Versuchen nach Europa zu kommen, um dort ein neues Leben zu beginnen. Doch TADYCH hat Deals mit Europa. Die Firma fängt Flüchtlingsboote im Mittelmeer ab, sammelt die Menschen ein und liefert sie in den schwimmenden Fabriken ab.“

„Das ist ja schrecklich …“, murmle ich und kann nicht die Augen von jener Frau abwenden, die mir das alles so mutig offenbart hat. Ohne sie hätte ich nie erfahren, was wirklich an Bord des Schiffes vor sich geht. Hätte mit einem leicht mulmigen Gefühl über die ausnahmslos positive Präsentation des Konzerns geschrieben, ohne zu wissen, warum mir alles hier so eigenartig vorkam.

„Das ist es. Ich wusste nicht, worauf ich mich einlasse, als ich den Vertrag für meine Stelle unterschrieb. Ich habe dieses Leid lang genug mit angesehen und ich ertrage es einfach nicht länger. Das hier muss aufhören. Sie müssen darüber schreiben und der Welt zeigen, was hier vor sich geht. Sonst wird das hier nie aufhören.“

„Keine Sorge. Das werde ich“, sage ich, immer noch schockiert von ihren Worten und den trüben Blicken der stumm vor sich hin leidenden Arbeiter. „Zeigen Sie mir die Unterkünfte?“

Sie nickt abermals und führt mich durch eine weitere Tür in der Mensa. Niemand nimmt Notiz davon.

Der Raum dahinter ähnelt in seinen Dimensionen der Fabrikhalle der Näherinnen, nur dass hier drinnen keine Tische, sondern eine Heerschar an Betten steht, dicht an dicht in langen, geraden Reihen. Gut die Hälfte der Betten ist belegt und Menschen schlafen in

allen nur erdenklichen Körperhaltungen. Diffuses, indirektes Licht erhellt den Raum und auch hier säuselt wieder die mit primitiven Mantras durchsetzte Entspannungsmusik, die im Schlaf das Unterbewusstsein vergiftet.

Leise trete ich näher an die Betten heran und schleiche an den Schlafenden vorbei. Doch ich hätte nicht so leise sein müssen. Die nächtliche Dosis Schlafmittel sorgt dafür, dass alle tief durchschlafen und am nächsten Morgen wieder arbeitstauglich sind.

„Wie viele schlafen denn in diesem Raum?“, flüstere ich.

Peggy zuckt nur mit den Schultern. „Ich habe die Betten nie gezählt, doch es müssen so um die vierhundert sein. Es gibt noch ein paar andere Schlafsäle.“

Ich lasse meinen Blick durch den Raum wandern und schüttele ungläubig den Kopf. „Das hier ist menschenunwürdig.“

Da höre ich wie hinter uns die Tür geöffnet wird. Ein schmaler Lichtkegel erhellt kurz den Raum und verschwindet sogleich wieder. Hastig fahre ich herum und starre erschrocken auf vier imposante Security-Wachleute. Peggy hat sie ebenfalls gesehen. „Laufen Sie!“, sagt sie und beginnt den schmalen Gang zwischen den Betten hindurch zu rennen. Ich folge ihr, erkenne auch gleich ihr Ziel – eine weitere Tür auf der anderen Seite der Halle. Wir müssen sie erreichen und danach versuchen, die Wachleute in dem Labyrinth der Flure abzuschütteln.

Doch die Tür macht uns einen Strich durch die Rechnung. Gerade als wir sie erreichen, hören wir das elektrische Surren der Türverriegelung und das kleine grüne Lämpchen über der Tür färbt sich rot. Jemand muss das Schloss per Fernsteuerung verriegelt haben. Wir sitzen in der Falle. Ich drehe mich um, gerade schnell genug, um zwei der Wachleute auf mich zustürmen zu sehen. Eine Sekunde später prallen sie auch schon mit ihrem ganzen Gewicht gegen mich, halten meine Arme fest und drücken mich unsanft gegen die Wand.

Ich wehre mich nicht. Ich war noch nie sehr für Schlägereien zu begeistern, abgesehen davon habe ich keinerlei Chance, den zwei Schränken mit den grimmigen Gesichtern zu entkommen. Neben mir gibt sich Peggy nicht so einfach geschlagen, schreit die anderen zwei Männer, die sie festhalten, an und versucht, sie zu treten. Wahrscheinlich keine besonders schlaue Idee. Vielleicht wird man sie deswegen feuern, doch da sie mir all dies gezeigt und die Firma verraten hat, sieht ihre Zukunft hier wohl ohnehin nicht rosig aus.

Erst jetzt fällt mein Blick auf die Gestalt, die seelenruhig und von dem Geräusch hölzerner Schuhsohlen begleitet auf uns zugeschlendert kommt. Es ist Cavendish. Er grinst breit, als er schließlich vor uns steht.

„Hat Ihnen meine Führung so wenig gefallen, dass Sie die Fabrik auf eigene Faust erkunden wollten?“, fragt er mich, dann wendet sich sein Blick der Personalmanagerin zu. „Oder ist das hier auf Ihrem Mist gewachsen, Peggy? Ich hätte wirklich mehr von Ihnen erwartet. Ich habe immer große Stücke auf Sie gehalten.“

Ich sage nichts, blicke nur zu Peggy herüber und einige Sekunden später sieht auch sie mich an. In ihren Augen liegt so unaussprechliche Furcht, wie ich es in meinem Leben noch nie bei jemanden gesehen habe. Es ist der traurige Blick eines Menschen, der weiß, dass er verloren hat und nun dem sicheren Tod entgegensieht.

„Was Sie hier tun", sagt sie schließlich mit bebender Stimme, „ist einfach falsch. Ich kann nicht länger einfach nur zusehen. Nur ein kaltherziges Monster könnte das!"

Cavendishs Lächeln verzieht sich zu einem gemeinen, schadenfrohen Grinsen, dann geht er ein paar Schritte auf sie zu, bis er ganz dicht vor ihr steht. „Danke, Peggy. Ein besseres Kompliment habe ich noch nie bekommen. Aber seien Sie unbesorgt. Sie müssen hier nicht länger zusehen. Ich werde Sie umgehend entlassen."

„Sie trifft keine Schuld!", nehme ich sie hastig in Schutz. „Es war nur richtig, dass sie mir das alles gezeigt hat! Wann hatten Sie vor, mir die echten Produktionshallen zu zeigen?!"

Doch Cavendish schenkt mir keine Beachtung. Stattdessen wendet er sich den beiden Wachleuten zu. „Werft sie über Bord."

„Nein!", schreit Peggy und wehrt sich verzweifelt, während die Wachleute sie durch den Schlafsaal hinauszerren.

„Halt!", schreie ich. „Das dürfen Sie nicht! Sie können sie nicht einfach über Bord werfen! Das ist Mord!"

„Mord?" Cavendish lächelt. „Mein Schiff, meine Regeln. Mit dem Arbeitsvertrag verzichtete sie auf alle Rechte selbst über ihr Leben zu bestimmen und ging in Firmenbesitz über. Sie hat unterschrieben. Ich kann mit ihr machen, was ich will."

„Sie mieses Schwein!"

„Bemühen Sie sich nicht. Man hat mir schon Schlimmeres an den Kopf geworfen. Ich dachte, Sie als Journalistin wären einfallsreicher."

„Und jetzt? Wollen Sie mich auch über Bord werfen?", frage ich trotzig.

Doch er schüttelt nur den Kopf. „Nein. Ich kann es mir nicht leisten, jeden Firmeninspektor oder dahergelaufenen Reporter in den Wellen verschwinden zu lassen. Ich hoffe, wir können eine einvernehmliche Abmachung treffen. Sie bekommen eine kleine finanzielle Aufmerksamkeit von uns und bewahren dafür Schweigen über das, was Sie hier gesehen haben."

„Und was, wenn ich es nicht tue?", frage ich grinsend.

„Ich kann Sie nicht von Bord lassen, bevor Sie nicht die Vertraulichkeitsvereinbarung unterschrieben haben. Wie Sie sehen, sind hier noch einige Betten frei. Alternativ können Sie auch einfach einen Artikel über das schreiben, was Sie oben gesehen haben. Sollte ich aber auch nur ein einziges negatives Wort darin lesen, sollten Sie sehr schnell und sehr tief

untertauchen. Selbst in den besten Hotels geschehen manchmal scheußliche Unfälle. Menschen ertrinken im Pool und dergleichen … Sie verstehen mich?“

***

An dieser Stelle unterbreche ich meine Erzählung und starre ausdruckslos auf die leeren Tische des Coworking-Cafés.

„Und? Wie haben Sie sich entschieden?“, fragt Ramon neugierig, der mir die ganze Zeit über gespannt gelauscht hat.

Ich lächle nur matt. „Ich habe unterschrieben. Sonst wäre ich jetzt wohl nicht hier. Und nun muss ich nur noch diesen schrecklichen Artikel schreiben, um meinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen.“

„Werden Sie ihn schreiben?“

„Es kommt mir so falsch vor, die Grausamkeiten der Reichen und Mächtigen zu vertuschen, während sich niemand für die wehrlosen Arbeiter einsetzt, die dort unter den Decks schuften. Außerdem haben sie die arme Frau ermordet. Wenn ich jetzt nicht die Wahrheit schreibe, weiß ich nicht, wozu ihr Tod gut gewesen sein soll.“

„Aber was können Sie denn anderes tun? Er wird Sie doch sonst umbringen lassen, oder? Das habe ich doch richtig verstanden?“

„Ja wird er“, sage ich mit einem Nicken.

Mein Gegenüber blickt mich verständnislos an. „Aber … das wollen Sie doch nicht wirklich?“

„Ein wenig hänge ich schon an meinem Leben, aber ich muss jetzt mutig sein und das Risiko eingehen. Genau wie Peggy es getan hat. Was für eine Journalistin wäre ich denn, wenn ich den Stummen und Unsichtbaren keine Stimme gäbe? Ich muss das tun.“

„Sie haben echt Mumm in den Knochen“, sagt er und schielt nervös auf sein Handy hinüber. „Dann sind Sie fest entschlossen? Sie schreiben den Artikel?“

Ich zögere einen Moment, dann nicke ich. „Ja. Ich würde mir das nie verzeihen. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, dass dieser Cavendish wirklich so einflussreich ist, wie er tut und man mich nichtsahnend in der Dusche meines Hotels stranguliert. Ich werde ein paar Wochen auf einer einsamen Insel untertauchen, bis er mich vergessen hat.“

Ramon lächelt matt. „Na dann. Viel Glück mit ihrem Artikel.“

Ich nicke dankend, dann klappe ich meinen Laptop auf. Auf dem Bildschirm hat sich nichts verändert. Das virtuelle Blatt Papier auf dem Monitor ist immer noch leer, abgesehen von dem kleinen, schwarzen Strich, der ungeduldig aufblinkt und darauf wartet, dass ich endlich Buchstaben eintippe.

Ich atme tief durch und nehme einen Schluck meines inzwischen kalten Kaffees. Dann mache ich mich an die Arbeit und obwohl ich den Flow nicht nutze, fließen die Worte plötzlich wie von selbst in die Tastatur.

Ich höre wohl nicht, wie die kleine Ladenglocke des Cafés klingelt. Aber ich bemerke die Stimmen zweier Männer, die sich flüsternd mit dem Barista unterhalten. Neugierig blicke ich mich zu den Neuankömmlingen um und erstarre sofort. Mit klopfendem Herzen betrachte ich die beiden Schränke in ihren schwarzen Kluften. Ich erkenne sie sofort wieder. Es sind Cavendishs Security-Leute.

Einen Augenblick später wenden sich ihre Blicke in meine Richtung und sie mustern mich mit kühlen, berechnenden Augen. Hastig klappe ich meinen Laptop zu. Im selben Moment verriegelt Ramon die Tür des Cafés.

„Wie haben Sie mich gefunden?“, frage ich mit zitternder Stimme, schaue erst zu den Wachleuten und dann zu Ramon hinüber.

„Es tut mir leid“, sagt letzterer schließlich mit schuldvollem Gesichtsausdruck. „Cavendish hat durch ihre Kreditkartenzahlungen herausgekriegt, dass Sie hier gerne arbeiten, und hat mir eine hohe Summe geboten, wenn ich ihm Bescheid gebe, sobald Sie hier auftauchen. Ich war so gut wie pleite, hätte mein Café verloren. Ich konnte unmöglich ablehnen. Außerdem hatte ich ja keine Ahnung, worum es geht.“

Ich starre ihn mit offenem Mund an. Dann sehe ich auch schon die zwei Security-Leute auf mich zukommen und springe von meinem Stuhl auf. Einer von ihnen hält einen dunklen Sack in der Hand. Der andere grinst nur.

Ich habe keine Chance gegen sie.

„Mit freundlichen Grüßen von Mr Cavendish“, sagt der mit dem Sack.

Dann wird die Welt vor meinen Augen schwarz.

Westcorp Crunchypops

Alex Simona

Meine zitternden Finger klirren wie ein Windspiel im Sturm. Ich grabe sie in den Stoff meiner Hose. Stillsein. Nicht auffallen. Der Polizist kommt trotzdem als Nächstes zu mir. Ohne mich anzusehen, scannt er den Chip an meinem Hals. Ich bete stumm, dass die Simulation, die ich über das Signal gelegt habe, nicht auffliegt. Der Mann schaut auf sein Display. Endlose Sekunden, die mir wie Stunden vorkommen. Ich muss an Mutter denken. Was aus ihr werden wird, wenn ich nicht nach Hause komme. Meine Beine sind kurz davor, einzuknicken. Dann geht der Polizist einfach weiter. Wortlos scannt er die nächste Frau in der Reihe. Kein Alarm schrillt los. Keine stählernen Arme, die mich davonschleifen. Ich kann es kaum fassen. Mein Herz pocht so laut, dass ich mich wundere, dass das Geräusch nicht an den Wänden widerhallt.

Ich sehe zu dem Mann, der noch immer auf dem Boden vor uns liegt, mit dem Gesicht in einer dunkelroten Blutlache. Er trägt einen grauen Anzug, elegant, teuer. Angemessen für einen unserer Top-Moderatoren. In seinem Hinterkopf ist eine große Delle. Ich frage mich, was ihn dort getroffen hat. Es muss schwer gewesen sein. Aber weit und breit ist nichts zu sehen, das Gewicht hat. Der längliche Tisch auf der Bühne ist festgeschraubt, ebenso wie die Stühle dahinter. Ansonsten gibt es keine größeren Gegenstände im Studio. Die Kameras und Lampen, die an der Decke hängen, sind nicht viel mehr als golfballgroße Kugeln. Sie sind auf den Toten gerichtet. Stumme Beobachter. Finger, die auf ihn zeigen. Mir fallen die abgewetzten Sohlen des Moderators auf. Diesen Monat hat er sich keine neuen Schuhe geleistet. Ob die Polizei dem wohl nachgehen wird?

Nicht daran denken.

Der Kommissar schreitet die Reihe aus Mitarbeitern ab, die die Polizei im Studio versammelt hat. Er ist ein hochgewachsener schlanker Mann mit grauen Haaren und einer Hakennase. Er erinnert mich an die Illustrationen in den Sherlock-Holmes-Büchern, die Mutter mir als Kind zu lesen gegeben hat. Doch dieser Mann hier wirkt verhärmter. Seine Augen sind zusammengekniffen, seine Kiefermuskulatur tritt deutlich hervor, als müsse er permanent etwas zermalmen. Hinter ihm, mit dem Rücken zur Wand, steht ein Trupp aus Droiden und schwer bewaffneten Sicherheitsleuten. Ich sehe, wie ihre Zeigefinger gespannt auf den entsicherten Abzügen liegen. Ein Jucken, das einige von ihnen sicherlich zu gern einmal kratzen würden. Auf den Maschinengewehren steht in Lettern, so groß, dass ich sie noch von der anderen Seite des Studios lesen kann, „PTKK 101 Westcorp“.

Der süßlich faulige Geruch von trocknendem Blut liegt in der Luft. Absurd, dass sie uns um die Leiche herum versammelt haben. Natürlich hoffen sie, dass unsere Gedanken

uns verraten, hier, am Ort des Geschehens. Sie glauben, dass irgendeinen von uns sein Gewissen plagen wird.

Der Kommissar bleibt vor dem Mann am Ende der Reihe stehen. Aus dem Augenwinkel erkenne ich unseren Chef-Techniker Lennart. Seine Schultern hängen, als könne er sich in sich selbst verkriechen.

Der Kommissar rümpft die Nase. „Irgendjemand in diesem Raum hat ein Geheimnis", sagt er. Seine Stimme ist tief, er spricht sehr langsam und laut. Er will, dass ihn alle genau verstehen. „Darüber müssen wir uns unterhalten."

Lennart erwidert nichts. Zwei Droiden packen ihn bei den Armen. Ohne Widerstand folgt er ihnen. Ich frage mich, was sie mit ihm machen werden. Vermutlich verhören sie ihn und lesen dabei seinen Chip aus. Wenn Westcorp es eines Tages schafft, die Gedankenströme seiner Angestellten in Echtzeit zu verarbeiten, ohne sie mit speziellen Geräten auszulesen, ist alles vorbei. Dann gibt es gar keine Geheimnisse mehr.

Der Kommissar stellt sich in die Mitte des Raumes, neben den Toten, und befiehlt uns, sofort nachhause zu gehen. Ich fange an zu schwitzen. Nein. Ich kann nicht nachhause. Die Aufnahmen sind noch im Serverraum. Das Zittern erfasst meinen gesamten Körper, als ich mit der Masse nach draußen gespült werde.

In der großen Eingangshalle scannt der Sicherheitsdienst unsere Chips. Die Schleuse ist wie ein Trichter. Wir kommen zum Halten. Meine letzte Gelegenheit, umzukehren. Panisch suche ich nach einem glaubwürdigen Vorwand. Aber mir wird klar, dass ich mich damit sofort verdächtig machen würde. Ich passiere die Kontrolle und folge dem Strom in die Bahnstation. Ich habe keine andere Wahl, als zu tun, was man mir sagt. Und zu hoffen, dass in der Zwischenzeit niemand den Datenträger entdeckt, den ich in einem der Server versteckt habe.

***

Die Schwebebahn trägt mich aus dem Gebäude, raus aus dem Stadtzentrum, vorbei an glitzernden Wolkenkratzern, grünen Vertical-Farming-Fassaden und haushohen Nachrichtentafeln. Ich erkenne Ausschnitte der Sendung der vergangenen Nacht. Viki, die blonde Schönheit mit den höchsten Einschaltquoten, sitzt neben dem Mann, auf dessen Leiche ich noch wenige Minuten zuvor gestarrt habe. Sie lachen und scherzen wie Freunde. Vor ein paar Jahren hat Westcorp versucht, die Moderatoren durch Droiden zu ersetzen, doch das kam bei den Zuschauern nicht gut an. Der tote Moderator zwinkert in die Kamera. William hieß er. Aber jetzt ist er nicht mehr William. Er ist nur noch eine Ansammlung von gespeicherten Daten auf einem Chip. Alles, was er in den vergangenen zehn Jahren gedacht hat, liegt auf Westcorps Servern in Übersee. Was sie wohl damit anstellen werden?

Ich muss an den Datenträger denken, der im Medienhaus zwischen all den Drähten liegt. Ich balle die Hände zu Fäusten, damit meine Finger Ruhe geben.

Auf der nächsten haushohen Tafel, an der wir vorbeirauschen, geht die Sendung weiter. Das Gesicht des Toten, wohin ich auch sehe. Im Zug ertönt seine Stimme.

„Erzählen Sie uns, was Ihnen am besten an Ihrem neuen KIO-Droiden gefällt!“, ruft William übertrieben enthusiastisch. „Westcorp interessiert sich brennend für Ihre Gedanken!“

Es gibt keine Nachrichten mehr, nur noch Werbung, hat William vor ein paar Tagen gesagt, als die Sendung vorüber war. Was er wohl davon halten würde, dass seine letzte Show die neue Linie von Westcorp-Hausdroiden bewirbt? Die Droiden, die alles aufzeichnen, was sie sehen, und live an unsere Server übertragen. Bloß weitere Augen und Ohren des Unternehmens, meinte William dazu.

Vielleicht wollte er ja sterben.

Die Bahn macht einen drastischen Schlenker nach unten, der mir den Magen umdreht. Wenige Sekunden später ist das magische Glitzern verschwunden und wir tauchen in die Finsternis der unterirdischen Tunnel ein. Das Licht der Fenster erhellt die geschlossenen Bahnsteige des alten U-Bahnnetzes. Sie sind voller Graffiti und Abfall. Auf manchen brennen Mülltonnen wie Irrlichter, an denen sich ausgemergelte Gestalten wärmen.

Eine halbe Stunde surrt die Bahn durch die Dunkelheit, dann kommt sie mit einem Ruck zum Stehen. Wie Lemminge verlassen wir den Zug, trotten über den Bahnsteig, raus in die stickige Luft der Vorstadt. Es ist dunkel, aber ich bin mir nicht sicher, ob die Sonne inzwischen untergegangen ist oder ob es am Smog liegt. Die Abgase kitzeln in meinem Rachen, also setze ich mir meine Maske auf.

An vielen Gebäuden hängen noch immer die Schilder der Geschäfte, die hier einmal beheimatet waren. Die toten Ladenzeilen hinter den Rauchschwaden haben etwas Geisterhaftes. Inzwischen dienen sie als billige Wohnungen, aber trotzdem gibt es nicht genug. Die Städte quellen über vor Menschen, seit ihnen das Land nichts mehr zu bieten hat. Die Flächen nutzt Westcorp für ihre Mega-Farmen. Für Dörfer und Kleinstädte ist kein Platz.

Ich halte vor dem baufälligen Mehrfamilienhaus, in dem ich lebe und kriege die Tür kaum auf, weil der Schlüssel mal wieder klemmt. Im Treppenhaus haben unsere Nachbarn eine Art Tauschbörse eröffnet. Überall Regale, Töpfe, Pfannen, alte Kleidung. Ich frage mich, wann die Polizei diesen kleinen Schwarzmarkt auflösen wird. Unsere Ein-Zimmer-Wohnung befindet sich im fünften Stock. Als ich hineinkomme, höre ich sofort das laute Gedudel des Wandscreens. Stickige Luft schlägt mir entgegen. Der Geruch von faulem Atem und Chips hängt im Raum. Ich schalte den Filter an, der sofort los surrt. Das Fenster zu öffnen würde es nur schlimmer machen.

„Mach’ den Filter aus!“, brüllt meine Mutter von der Couch. „Ich kann meine Sendung nicht hören!“

Ich nehme die Maske ab und verstaue sie wieder in meinem Rucksack. „Wenn du ohnmächtig wirst, kannst du deine Sendung auch nicht mehr hören“, sage ich und gebe ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange. Ihr Blick löst sich keine Sekunde vom Bildschirm.

Im Fernsehen läuft irgendeine Reality Show. Zehn Polizisten stürmen eine Wohnung, zerren einen Halbstarken aus dem Bett und verdreschen ihn mit Schlagstöcken. Ein Eastcorp-Spion, sagt die Stimme der Moderatorin. Er hat seinen Chip manipuliert.

Mir wird schlecht.

„Hast du meine Crunchypops mitgebracht?“, fragt meine Mutter.

Ich sehe sie an. Ihr massiger Körper füllt die Zweier-Couch fast aus. Neben ihr liegen drei leere Packungen Westcorp Crunchypops.

„Habe ich vergessen“, lüge ich.

Meine Mutter grunzt. Ihre dünnen blonden Haare kleben ungewaschen an ihrem Kopf. Sie trägt ein weites geblümtes Kleid, das einzige, das ihr noch passt. Sie hat es bestimmt seit zwei Wochen nicht mehr gewaschen. Bald ist ihr auch das zu klein, denke ich und mache mir sofort Sorgen um die Kosten der Diabetesklinik. Meine Augen wandern zu dem gerahmten Foto im Bücherregal, das ich schon so oft aus dem Müll gefischt habe. Meine Mutter mit 27, schlank, bildhübsch, lächelnd. In der Hand hält sie ihr Jura-Diplom.

Noch vor ein paar Stunden habe ich einen Algorithmus für die Rechtsabteilung programmiert. Einen Algorithmus wie den, der ihren Job überflüssig gemacht hat.

„Du solltest dir diesen Blödsinn nicht angucken“, sage ich und verstaue meinen Rucksack ordentlich im Schrank.

„Erzähl mir nichts von Blödsinn“, murmelt meine Mutter. „Dir projiziert Westcorp diesen Blödsinn direkt in den Kopf. Und im Gegensatz zu mir kaufst du ihn dann auch noch.“

Ich knirsche mit den Zähnen. Zu gern würde ich ihr entgegenschleudern, dass sie lieber froh sein soll, dass ich so vorausschauend bin. Dass sie ansonsten keine Diabetesmedikamente hätte, keinen Wandscreen und keinen Luftfilter gegen ihr Asthma. Es wäre verdächtig, wenn ich meine Unternehmenscredits nicht für die Produkte ausgeben würde, die Westcorp mir vorschlägt. Dann wüssten sie sofort, dass auch ich meinen Chip manipuliert habe. Vielleicht würde es Mutter ja sogar freuen, wenn die Reality-Show-Cops in unsere Wohnung gestürmt kämen und mich mit Schlagstöcken verprügelten.

„Der Chip erlaubt es mir aber, zu arbeiten. Solltest du auch mal probieren“, sage ich schnippisch.

Der Blick meiner Mutter löst sich schlagartig vom Bildschirm. Mit funkelnden Augen sieht sie mich an. „Ach, damit Westcorp auch jeden meiner Gedanken kennt? Damit sie jeden winzigen Fehler und jede Sekunde, in der ich nicht konzentriert bin, als Ausrede nehmen, um mir was vom Lohn abzuziehen? Lieber verrecke ich.“

Pass auf, was du dir wünschst, denke ich. Aber in Wahrheit würde Westcorp sie ohnehin nicht einstellen, selbst wenn sie es wollte. Die Jobs beim einzigen Arbeitgeber der westlichen Hemisphäre sind heftig umkämpft. Plötzlich frage ich mich wieder, was mit ihr passiert, wenn die Polizei den Datenträger entdeckt. Vielleicht haben sie das schon. Sie

könnten jeden Augenblick an unsere Tür klopfen. Das Zittern ist zurück. Meine Finger rasseln wie ein Sack voller Schrauben.

Ich knie mich vor Mutter hin und nehme ihre Hände. Sie zuckt zusammen. Meine Metallfinger sind kalt. „Vielleicht könnte ich doch Paul fragen, ob er uns hilft“, sage ich.

Die Augen meiner Mutter glühen nun. „Dein Bruder hat sehr deutlich gemacht, dass er nichts mit uns zu tun haben will.“

Ich reibe mir die Schläfe. „Vielleicht, wenn ich ihm unsere Situation erkläre …“

Meine Mutter bringt mich mit einem Blick zum Schweigen. In ihren Augen liegt so viel Abscheu, dass es mir die Kehle zuschnürt. Mit einer Hand streicht sie über die Stelle neben meinem rechten Auge, wo das Narbengewebe das darunterliegende Metall offenbart. „Ich habe mein letztes bisschen Geld für deine Verbesserungen ausgegeben. Und was habe ich dafür bekommen? Ein verkorkstes Experiment. Was für eine Verschwendung.“

Ich lasse ihre Hände los und starre sie an. Ein dumpfes Surren dröhnt in meinem Kopf. Ich stehe auf, gehe durch den Vorhang, der meinen Bereich vom Rest des Raums abtrennt, und lege mich aufs Bett.

„Vergiss gefälligst nicht, mir morgen meine Crunchypops mitzubringen!“, keift meine Mutter.

Ich schüttele den Kopf, betrachte meine silberglänzenden Finger. Sie sind fast so schnell wie die eines Droiden. Trotzdem können sie mit meinen genetisch verbesserten Kollegen nicht mithalten. Den Arzt konnte sich meine Mutter nicht mehr leisten, als sie mit mir schwanger war. Nein, ihr gesamtes Geld hat sie für Paul ausgegeben. Saure Wut steigt meinen Hals empor. Wie konnte meine Mutter bloß so unverantwortlich sein, ein weiteres Kind zu bekommen, nachdem auch die letzte Kanzlei ihre Pforten geschlossen hatte? Wieso konnte sie sich nicht einfach sterilisieren lassen, wo sie doch wusste, dass sie nicht arbeiten und sich gleichzeitig um ein Kind kümmern konnte? So, wie ich es getan hatte.

Nun stecke ich für immer fest in meinem Sackgassen-Job, in dieser Drecksgegend, in einem Körper, den ich nicht mehr erkenne. Verbesserungen aus der Uniklinik. Die einzige Option für Bedürftige. Billig. Gut für alle, die sich Gentechnik nicht leisten können. Eine echte Chance für den Aufstieg. Aber was macht das aus mir? Bin ich so viel anders als Westcorps Androiden? Bilder schießen durch meinen Kopf. Ein grelles Licht, Nadeln. Das Kreischen einer Säge. Mutter sagt, dass das keine echten Erinnerungen sein können. Ich war unter Narkose. Aber was sind heutzutage schon echte Erinnerungen?

Ich kneife die Augen fest zusammen und wälze mich auf die Seite. Nicht daran denken, sage ich mir. Ich habe andere Sorgen. So leise ich kann, pule ich die Tapete von der Wand und löse einen Ziegel. Aus dem kleinen Loch krame ich mein Werkzeug und einen Chip hervor. Kein Chip, wie der, den Westcorp in unsere Hälse implantiert. Mit diesem hier lassen sich die Daten einer anderen Person abfangen. Es ist der letzte Auftrag, den ich von William bekommen habe. Er wollte spezielle Modifikationen an dem Chip vorge-

nommen haben, Änderungen, deren Zweck ich nicht genau verstehe. Hinter wem warst du her, William? Jetzt werde ich es wohl nie erfahren. Und den Rest des Geldes bekomme ich auch nicht mehr. Wieder kreisen meine Gedanken um die Diabetesklinik, die Miete, das Essen. Von meinem Gehalt kann ich uns nicht beide ernähren. Aber ohne mich landet meine Mutter auch in einem der alten U-Bahn-Tunnel.

Was wohl mit Lennart passiert ist?

Mit meinem Werkzeug zerstöre ich den Chip und spüle die Reste die Toilette hinunter. Direkt morgen früh werde ich die Aufnahmen vernichten und es wird sein, als wäre all das nie geschehen.

***

Weit vor Sonnenaufgang wache ich auf. Ich habe nur ein paar Stunden geschlafen. Mein Kopf fühlt sich an wie ein Sack Zement. Mit Mühe hieve ich mich aus dem Bett. Früh am Morgen sind die mechanischen Teile meines Körpers noch kalt und klingen wie ein schlecht geöltes Scharnier. Meine Mutter liegt schnarchend auf der Couch. Ich gehe zu ihr und lege ihr vorsichtig eine Decke über. Dann mache ich mich auf den Weg zu Arbeit.

Schon aus der Ferne sehe ich, dass es vor dem Medienhochhaus von Polizei wimmelt. Sofort zittern meine Hände wieder. Der Drang umzudrehen ist überwältigend. Trotzdem zwinge ich mich, weiterzugehen. Es gäbe ohnehin keinen Ort, an den ich fliehen könnte. Meine einzige Chance ist, das zu bereinigen. Ein Trupp Polizisten fängt mich vor dem Eingang ab. Sie durchsuchen meinen Rucksack, scannen den Chip an meinem Hals. Wieder schlägt mein Herz wie wild. Wieder bin ich überrascht, dass die Illusion, die ich geschaffen habe, standhält. Einer der Männer tastet mich weitaus zudringlicher ab, als es mir lieb wäre. Schließlich winken mich Westcorps Polizisten durch.

In der Eingangshalle schließt eine meiner Kolleginnen zu mir auf. Sie heißt Anika und ist eine der Maskenbildnerinnen für die Moderatoren. Greller Lidschatten und kreischende Lippenstiftfarben.

„Sie durchsuchen das gesamte Gebäude“, flüstert sie.

„Sie untersuchen einen Mordfall“, erwidere ich.

„Wenn es nur darum gehen würde, wäre nicht das ganze Hochhaus voller Polizei“, meint sie und wirft einen Blick über die Schulter. „Glaubst du, das Management würde das zulassen?“

Mein Puls beschleunigt sich wieder, aber ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen. „Er war ein bekannter Mann. Das ist ein sinnvolles Vorgehen“, erwidere ich und steige in den Fahrstuhl. Anika bleibt in der Halle stehen und mustert mich. Bevor sich die Türen schließen, sehe ich, wie einer der Sicherheitsleute sie bittet, mit ihm zu kommen.

Schweigend fahren wir nach oben. Unvermittelt habe ich das Bild der Leiche wieder im Kopf. Williams Gesicht, die eine Seite in der Blutlache, die andere gesprenkelt mit roten Tropfen. Ich kneife die Augen zusammen, als würde das irgendwas nützen.

Im dreißigsten Stock steige ich aus und betrete die Technikabteilung. Die Serverfarm erstreckt sich über ganze fünfzehn Etagen. Wir sind die größte Abteilung im Mediengebäude. Skript, Kamera, Ton, Schnitt, das übernimmt alles eine KI. Leute wie ich sind bloß dazu da, alles am Laufen zu halten. Mit versteinerter Miene gehe ich den Gang entlang. Plötzlich taucht vor mir Lennart auf. Es scheint ihm gut zu gehen. Ich bin erleichtert.

„Lennart!“, rufe ich und sehe mich um. Niemand ist in der Nähe. Aber eigentlich ist das egal. Wenn Westcorp das nächste Mal seinen Chip ausliest, wissen sie sowieso, was ich mit ihm besprochen habe. „Was haben die mit dir gemacht?“

„Sie haben mir nur ein paar Fragen gestellt“, sagt Lennart und sieht mich dabei eindringlich an. „Furchtbar, was mit William passiert ist.“

Ich stimme ihm zu.

„Ist dir gestern irgendwas Ungewöhnliches aufgefallen?“, fragt Lennart. Seine Augen wandern umher, als würden sie etwas Bestimmtes suchen.

Ich schüttele den Kopf. „Hast du gestern die Kameras gewartet? Hast du dabei irgendwas bemerkt?“, frage ich zurück.

Lennarts linkes Auge fixiert meinen Hals. Sein künstliches Auge. Es sieht beinahe echt aus, doch manchmal bewegt es sich unabhängig von der anderen Pupille. Es ist eine technische Verbesserung, keine biologische. Die billige Variante, so wie bei mir. Ich frage mich, was dieses Auge sieht. Mein Puls rast.

„Die Polizei möchte mit allen Mitarbeitern sprechen, die zur Tatzeit im Gebäude waren und Zugang zum Studio hatten. Du bist um zehn dran“, sagt er, anstatt zu antworten.

„Sie verdächtigen mich?“ Meine Stimme klingt erstickt. Das habe ich nicht beabsichtigt.

„Die Polizei geht überaus gründlich vor. Das ist der ausdrückliche Wunsch des Managements. Bei Eastcorp würde man sowas vielleicht vertuschen, aber nicht bei uns. Wir machen die Dinge ordentlich.“

„Zum Glück arbeiten wir für Westcorp“, sage ich und hoffe, dass er den Sarkasmus in meiner Stimme nicht bemerkt. Doch Lennart nickt und verschwindet im nächsten Gang.

Ich gehe weiter und betrete Raum C43. Vor mir erheben sich vier Meter hohe schwarze Monolithen. Sie stehen wie gigantische Dominosteine hintereinander und bilden in der Mitte einen schmalen Gang. Ich folge ihm bis ans Ende, wo ein kleiner Tisch und ein Stuhl an der Wand stehen. Die Kameras können mich hier nicht entdecken, dafür habe ich gesorgt.

Schwer atmend nehme ich die Abdeckung von einem der Server, streife einen schützenden Handschuh über und greife hinein. Der Datenträger ist noch da. Erleichtert atme ich auf. Ich lege ihn auf das Interface auf dem Schreibtisch. Als ich gerade die Daten löschen will, halte ich inne. Es fühlt sich falsch an. Ein wenig so, als würde ich historische Dokumente vernichten. Was, wenn die Kameras das aufgezeichnet haben, was mit William passiert ist?

Ich werfe einen Blick über die Schulter. Niemand wird mich für die nächsten vier Stunden stören. Meine Hand schwebt über dem Interface. Was für eine sagenhafte Dummheit, denke ich. Ich hätte die Daten nie speichern sollen. Ich gebe erneut den Befehl zum Löschen ein. Wieder schaffe ich es nicht, ihn zu bestätigen. Ich atme tief durch und rufe die Aufnahmen auf.

Es ist eine Rohfassung der Sendung von gestern Abend. Vor ein paar Tagen ist mir aufgefallen, dass jemand das Aufnahmeprogramm angezapft hat. Ich wollte wissen, was da los ist. Ich hatte gehofft, dass ich vielleicht einige von den Dingen abspeichern kann, die William in den letzten Monaten von sich gegeben hat, sobald er dachte, die Kameras seien aus. Ich wollte etwas gegen ihn in der Hand haben. Nur für den Fall. Ich hatte die Möglichkeit, also habe ich sie genutzt. Plötzlich leuchtet mir Westcorps Firmenpolitik durchaus ein.

Ich scrolle durch die Bilder. Williams perfektes Gesicht grinst überheblich in die Kamera. Er hat so getan, als sei er unverwundbar, seit ich seinen Chip vor Westcorps Zugriff geschützt habe. Als habe er dadurch Narrenfreiheit. Vermutlich hat er nicht eine Sekunde lang daran gedacht, was mit mir passiert, wenn sie ihn erwischen. Im Gegensatz zu ihm habe ich keinen Rettungsschirm.

Fast Forward. William und Viki sitzen allein im Studio. Sie streiten sich. Das haben sie in den vergangenen Tagen oft getan. Einen Moment lang überlege ich, ob Viki ihn umgebracht haben könnte. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass dieses zierliche Wesen so viel Kraft hätte aufbringen können. Wäre er vergiftet worden, dann vielleicht. Aber ihrem Co-Moderator den Schädel einschlagen? Das traue ich Viki nicht zu. Trotzdem wüsste ich zu gern, warum sie ihn so sehr hasst. Ihre Augen schleudern Blitze, wenn sie mit ihm spricht, auch wenn ihr Mund lächelt. Vielleicht hatten sie eine hässliche Affäre. Vielleicht hat sie aber auch geahnt, dass etwas mit William nicht stimmte. Seine Bemerkungen. Die manipulierten Aufnahmen. Die Chips, die ich für ihn umprogrammiert habe. Das Überwachungsgerät, das ich für ihn bauen sollte. Mal wieder frage ich mich, für wen ich da gearbeitet habe. War er ein Spion von Eastcorp? Oder hat er zu einer dieser Terrororganisationen gehört, die Westcorp spalten wollen? Was hattest du vor, William? Ich habe nie gefragt. Es hätte für mich ohnehin keinen Unterschied gemacht. Ich brauchte das Geld.

Ich spule weiter vor. Auf einmal sitzt William allein im Studio hinter dem Sprechertisch. Mein Puls beschleunigt sich. Die Sendung ist längst beendet. Was tut er da? Wie gebannt schaue ich auf den Screen. William steht auf, klopft auf den Tisch und durchquert den Raum. Ich ahne, was als Nächstes passiert. Hinter ihm taucht jemand auf. Es ist eine Frau. Erst glaube ich, es sei Viki, aber ich liege falsch. Das Gesicht der Frau auf der Aufnahme ist nicht elfengleich wie Vikis, sondern voller Narben, furchtbar entstellt. Sie hat keine langen, glänzenden, blonden Haare, sondern ist kahl. Von hinten läuft sie auf den Mann zu und schlägt ihn, ohne zu zögern, mit der Faust auf den Kopf. Der Moderator geht sofort zu Boden. Blut breitet sich langsam auf dem Teppich aus. In Seelenruhe steigt die

Frau über die Leiche hinweg und schlendert aus dem Bild, als sei nichts gewesen. Mir stockt der Atem. In meinem Kopf kreisen die Gedanken. Wer ist die Frau? Was um Himmelswillen mache ich jetzt mit dieser Aufnahme? Ich frage mich, ob die Polizei das Video gesehen hat. Unwahrscheinlich. Die KI speichert nichts, das nicht zur Sendung gehört. Ich habe die Aufzeichnung nur, weil ich denjenigen ausspioniert habe, der heimlich die Studiokameras anzapft.

Ich sollte der Polizei die Hinweise übermitteln. Nein, das wäre Selbstmord! Ich hätte die Aufnahmen nie anfertigen dürfen.

Ich spule zurück zu der Stelle, wo die Mörderin auf ihr Opfer zuläuft. Ein einziger, kräftiger Schlag, und der Mann ist tot. Auf keinen Fall hatte ein normaler Mensch so viel Kraft. Es muss eine spezielle Verbesserung sein. Im Kopf gehe ich die Personen im Gebäude durch, deren physische Stärke für ihren Beruf wichtig ist. Sicherheitsleute, Polizisten … Mehr fällt mir nicht ein. Aber ich halte es für unwahrscheinlich, dass die Frau auf der Aufnahme für den Sicherheitsdienst oder die Polizei arbeitet. Nie würde die Geschäftsführung erlauben, dass jemand mit solchen Narben durchs Haus läuft. Sogar für mich war es mit meiner vernarbten Stirn schwer genug, eine Stelle zu ergattern, obwohl ich nur in den Serverräumen arbeite.

Ich stoppe das Bild und zoome das entstellte Gesicht der Frau heran. Ich frage mich, ob sie vielleicht ein Droide ist. Westcorp hat in der Vergangenheit damit experimentiert, das Skelett von Robotern mit menschlicher Haut zu überziehen. Sie nutzen dafür nachgezüchtetes Gewebe. Aber offenbar wächst es noch nicht sauber über Metall zusammen. Könnte die Frau einer dieser experimentellen Droiden sein? Hat sie jemand geschickt, um den Moderator zu ermorden? Ich betrachte ihre blauen Augen. Sie wirken viel zu menschlich, um einer Maschine zu gehören.

Das Schnappen der Tür schreckt mich auf. Hektisch verstaue ich den Datenträger wieder im Server, sprinte zurück zum Tisch und rufe mein Analyseprogramm auf. Eine Sekunde später höre ich die Stimme des Kommissars hinter mir. Schweißperlen treten mir auf die Stirn.

„Evelin Weiss“, sagt er.

Ich drehe mich um, als hätte ich ihn gerade erst bemerkt. Es fällt mir schwer, meine Gesichtsmuskulatur unter Kontrolle zu bringen. Mit Mühe forme ich ein Lächeln.

Der Kommissar sieht sich im Serverraum um, als gäbe es hier etwas zu entdecken. Neben ihm stehen zwei Polizisten mit ihren Maschinengewehren im Anschlag. Was dachten sie, wozu sie schweres Geschütz brauchen würden? Was dachten sie, würde ich tun?

„Herr Kommissar“, sage ich gespielt überrascht. „Bitte verzeihen Sie, habe ich mir einen falschen Termin gemerkt?“

Der Kommissar lächelt finster. Ich kann meine Panik kaum noch kontrollieren.

„Keineswegs“, sagt er.

Meine Fassade bröckelt. „Wünschen Sie eine Führung?“, frage ich.

Das Lächeln des Kommissars verschwindet unvermittelt. Er legt den Kopf schief, mustert mich.

Er weiß Bescheid! Meine metallenen Finger klirren. Der Kommissar bemerkt es sofort. Ich lege die Hände in meinen Schoß und lächele.

„Kommen Sie mit mir, Frau Weiss“, sagt der Kommissar im selben Tonfall, den er einen Tag zuvor für meinen Kollegen verwendet hat.

Ich nicke und will das Programm schließen, an dem ich gerade arbeite, aber der Kommissar hält mich davon ab. Also stehe ich auf und folge ihm. Wir passieren gemeinsam die schwarzen Monolithen, der Kommissar zuerst, dann ich und hinter mir einer der bewaffneten Polizisten. Der zweite bleibt im Raum zurück. Ich versuche mir nicht auszumalen, wieso.

Sie bringen mich in die Kelleretage. Sie sieht ganz anders aus als der Rest des Gebäudes. Ein schier endloser Gang, von dem links und rechts Metalltüren abgehen. Grauer Stein, keine Fenster, schummriges Licht. Es ist so kalt, dass sich beim Atmen eine weiße Wolke vor meinem Mund bildet. Unsere Schritte hallen an den Wänden wider, als wir immer tiefer in den Korridor vordringen. Ich frage mich, ob ich jemals wieder Tageslicht sehen werde. Sie wollen dir Angst machen, sage ich mir. Bleib ruhig. Wir ziehen an Tür um Tür um Tür vorüber. Einige sind geöffnet. Ich entdecke nackte Schaufensterpuppen, denen Arme oder Köpfe fehlen, deaktivierte Droiden, deren Abdeckungen entfernt wurden und deren metallene Innereien offenliegen, für alle Welt zu sehen. Schließlich stoppt der Kommissar und wir betreten einen der Räume. Es befindet sich nicht viel mehr darin als ein Metalltisch, auf dem ein grauer Kubus steht, und ein paar Stühle. Drei Männer warten bereits auf uns. Sie halten Geräte in den Händen, die ich noch nie gesehen habe.

„Setzen!“, bellt der Kommissar.

Mit wackligen Knien komme ich dem Befehl nach.

Der bewaffnete Polizist schließt die Tür hinter uns und versperrt mit seinem massigen Körper den Ausgang. Der Kommissar nimmt mir gegenüber Platz. Mein Blick schweift über die Männer im Raum. Die Hälfte starrt mich an, die andere Hälfte sieht auf ihre Geräte. Ich schlucke schwer.

Der Kommissar legt seine gefalteten Hände auf dem Tisch ab. Er lächelt. „Bitte verzeihen Sie das rustikale Ambiente. Aber nur hier kann uns ganz sicher niemand belauschen.“

Ich schweige. Ich habe keine Ahnung, ob er will, dass ich etwas sage.

„Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Frau Weiss.“

Ich muss überrascht aussehen, denn sein Grinsen wird breiter. „Seit zwei Jahren bei Westcorp. Mutter arbeitslos. Ihr Bruder ist leitender Neurowissenschaftler in unserer Londoner Filiale. Ein sehr erfolgreicher Mann. Gibt es einen bestimmten Grund, weshalb Sie keinen Kontakt mehr zu ihm haben?“

Mein Mund ist ganz trocken. Ich muss mehrfach ansetzen, um einen Satz herauszubringen. „Das … Das ist bloß ein dummer Familienstreit."

„Nun, Ihre Kollegen und Ihre Vorgesetzten sprechen jedenfalls in den höchsten Tönen von Ihnen."

„Das freut mich."

Die Augen des Kommissars fixieren meine Stirn. „Das war wohl etwas zu viel des Guten."

„Ich versichere Ihnen, dass ich vollkommen funktionsfähig bin."

„Nun beruhigen Sie sich mal. Ich bin nicht für eine Leistungsbewertung hier." Er zieht einen Notizblock aus der Tasche und legt ihn auf den Tisch. So etwas habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen. Der Kommissar schiebt die Unterlippe vor und blättert die Seiten um. „Ihr Vorgesetzter sagte mir, dass Sie seine KI-Flüsterin sind."

„Ich weiß nicht, was das heißen soll."

„Sie sprechen deren Sprache."

„Ich weiß nicht. Womöglich."

„Wegen der Maschinenteile in Ihrem Kopf?"

Ich schnappe nach Luft. Das sollte nicht in meiner Akte stehen. Das sollte nirgendwo stehen.

„Ein riskanter Eingriff", fährt der Kommissar fort. „Experimentell?"

Ich werfe einen flüchtigen Blick auf die anderen Männer im Raum. Alle starren wie gebannt auf ihre Maschinen. In diesem Moment wird mir klar, wozu sie gut sind. Es hat keinen Sinn, zu lügen.

„Deshalb waren die Verbesserungen günstiger", sage ich.

„Mutig", sagt der Kommissar.

Verzweifelt, denke ich. Naiv. Ich sage nichts.

„Das Beste aus beiden Welten", fährt der Kommissar fort. Er versucht, aufmunternd zu lächeln. Ohne Erfolg. „War ihr Bruder daran beteiligt? Ein Teil seiner Dissertation, nehme ich an?"

Ich presse die Lippen aufeinander.

„Ich bin mir sicher", fährt der Kommissar fort, „dass Sie so Probleme lösen können, die sonst niemand lösen kann. Kein Mensch. Und keine Maschine."

Mir wird abwechselnd heiß und kalt. „Keine Ahnung", stammle ich. „Vielleicht."

„Wurden Sie jemals von der Konkurrenz angesprochen? Oder von einer Terrororganisation?", fragt der Kommissar.

Ich blinzle. Zu oft. „Selbstverständlich nicht. Ich … Ich bin niemand."

Das Grinsen des Kommissars wird breiter. „Ich denke, Sie sind sogar etwas ganz Besonderes. Vielleicht genau das, was wir für die nächste Generation von künstlicher Intelligenz brauchen."

In meinem Kopf rasen die Gedanken. Was meint er damit? Wir liefern uns einen Starrwettbewerb. Es ist unmöglich, seinen Ausdruck zu deuten. Auf einmal löst der Kommissar seinen Blick und schaut wieder in seine Notizen.

„Kannten Sie den Toten?“, fragt er, als würde er nur plaudern.

Meine Augen wandern zu den Männern, die auf ihre seltsamen Geräte starren. Vielleicht sollte ich es doch mit Lügen versuchen? Ich schüttele den Kopf.

„Auch nicht vom Sehen?“, fragt der Kommissar.

„Nur durch die Sendungen.“

„Mhm.“ Er blättert weiter. „Eine Maskenbildnerin namens Anika Heller, kennen Sie die?“

Ich zögere. „Wir haben uns gelegentlich unterhalten.“

„Haben Sie sich gelegentlich über den Toten unterhalten?“

„Nein.“

„Über einen Streit zwischen ihm und seiner Co-Moderatorin?“

„Nein.“

„Denn Frau Heller meinte, dass sie Sie, Frau Weiss, und den Toten zusammen gesehen hat.“

Ich bin einen Moment lang wie versteinert. „Vielleicht sind wir uns einmal über den Weg gelaufen. Mehr nicht.“

Der Kommissar nickt, steckt seinen Notizblock ein und zuckt mit den Schultern. „Tja, da kann man dann wohl nichts machen.“ Er steht auf, geht zur Tür und öffnet sie. „Vielen Dank für Ihre Zeit, Frau Weiss.“

Vollkommen verdattert sitze ich da. Erst als mich der Kommissar ausdrücklich auffordert zu gehen, erhebe ich mich langsam. Sobald ich aus der Tür raus bin, renne ich den Gang entlang. Keuchend betrete ich den Fahrstuhl. Was sollte das? Was wollte er von mir? Westcorp weiß von meiner OP. Woher? Was hat Anika gesehen?

Zurück in der dreißigsten Etage kommt es mir so vor, als seien alle Augen auf mich gerichtet. So schnell ich kann, verschwinde ich in den Serverraum C43. Die schwarzen Blöcke ragen bedrohlich über mir auf, könnten jeden Moment einstürzen. Mein Arbeitsplatz ist genauso, wie ich ihn verlassen habe. Keine Spur von den Polizisten. Ich schaue mich um und nehme die Abdeckung von dem Server ab, in dem ich den Datenträger versteckt habe. Hektisch wühle ich mit der behandschuhten Hand zwischen den Kabeln herum.

Der Datenträger ist nicht mehr da.

Aller Sauerstoff scheint aus der Luft zu weichen. Das alles war bloß eine Show, um mich aus dem Raum zu kriegen. Sie wussten von dem Datenträger. Aber warum haben sie mich dann laufen lassen? Weil sie wissen, dass ich nicht die Mörderin sein kann? Die Stimme meiner Mutter erschallt in meinem Kopf. *Idiotin*, sagt sie. *Die Aufnahmen allein bringen dich in Teufelsküche.* Einen Moment lang stehe ich einfach nur da und weiß nicht,

was ich jetzt tun soll. Soll ich mich aus dem Gebäude schleichen? Soll ich fliehen? Wohin? Nein, keine Chance. Zumal sie mich gar nicht hinauslassen werden, falls sie mich tatsächlich eines Verbrechens verdächtigen. Alles, was ich tun kann, ist weiter meine Arbeit zu machen und abzuwarten.

***

Zum Feierabend hin laufe ich Anika über den Weg. Sie trägt eine klappernde Kiste vor sich her. Erst überlege ich, sie zu ignorieren, doch dann spreche ich sie auf die Kiste an.

„Sie haben mich gefeuert", sagt Anika verbittert lachend.

„Wieso?"

Sie zuckt mit den Schultern. „Ich rede wohl zu viel."

„Was wirst du denn jetzt machen?"

Wieder zuckt sie mit den Schultern. „Werde wohl zu meinen Eltern ziehen. Sie haben ein Haus am Stadtrand."

„Du hast Glück."

Sie zuckt mit den Schultern. „Wenigstens bin ich diesen verfluchten Chip jetzt los. Ich konnte die Propaganda schon nicht mehr ertragen." Sie sieht mich vielsagend an. „Komm, lass uns ein Stück spazieren gehen."

Ich zögere, dann nicke ich und folge ihr nach draußen. Auf der Straße hat Westcorp keine Ohren.

„Sie können dich nicht überwachen, oder?", fragt Anika, nachdem wir eine Weile schweigend gegangen sind.

Ich überlege, wie ehrlich ich sein kann. Immerhin hat sie mich bei der Polizei angeschwärzt. Andererseits will ich auch etwas von ihr wissen. Und sie scheint ohnehin die Wahrheit zu kennen. Zumindest einen Teil davon. Ich schüttele den Kopf. „Woher weißt du es?"

Anika grinst. „Deine Verhaltensbewertung war immer viel zu gut. Niemand steht so bedingungslos hinter Westcorp." Sie wirft mir einen Seitenblick zu. „Das solltest du ändern."

Mein Gesicht wird heiß. Wenn selbst Anika darauf gekommen ist, dann sind es andere auch. Fehler über Fehler. Natürlich. Ich bin wirklich bloß ein verkorkstes Experiment.

„Hat William dich dafür bezahlt, dass du auch seinen Chip manipulierst?", fragt Anika plötzlich. „Ich habe dich mit ihm zusammen gesehen, weißt du. Ihr dachtet, ich sei beschäftigt, aber Viki macht ihr Make-up immer selbst. Daher hatte ich viel Freizeit."

In meinem Hinterkopf erschallt ein Alarm. „Nein."

„Vielleicht war er ein Spion von Eastcorp", meint sie und setzt ein nachdenkliches Gesicht auf. „Er hat oft dasselbe angehabt. Ganz klar hat er sein Geld für irgendwas anderes ausgegeben. Ich denke, dass er mit irgendwem zusammengearbeitet hat, um Westcorp zu schaden", fährt sie übertrieben beiläufig fort und spätestens da bin ich mir sicher, dass sie

schauspielert. „Er hat dir gegenüber nicht zufällig mal irgendwas in dieser Richtung erwähnt? Oder dir vor seinem Tod irgendeine Botschaft hinterlassen, die du weitergeben solltest?“

„Nein. Ich kannte ihn wirklich kaum.“

Auf einmal bleibt Anika stehen und sieht mich an. „Hast du ihn ermordet?“, fragt sie mich todernst.

Mir bleibt der Mund offen stehen. „Nein!“, sage ich vehement.

Sie schaut sich um und lehnt sich zu mir rüber. „Bitte. Gib mir irgendwas. Wenn sie mich feuern, kann ich doch nie wieder arbeiten!“

Ich starre sie an. Dann schüttele ich den Kopf und gehe davon. Anikas Rufe hinter mir ignoriere ich. Jetzt weiß ich ganz sicher, dass es hier um mehr geht als um einen Fall von Datendiebstahl. Sie halten mich für die Mörderin. Vielleicht sogar eine Spionin. Glauben sie etwa, dass ich die Frau auf dem Video bin? Dabei sieht sie doch ganz anders aus als ich!

Wieder muss ich an Mutter denken. Wie sie die Hände an einem der Müllfeuer wärmt, nachdem sie mich festgenommen haben. Nein. Ich lasse sie nicht im Stich. Ich werde Westcorp die wahre Mörderin liefern. Dann müssen sie mich gehen lassen. Dann wird alles wieder wie vorher.

***

Es kostet mich allen Mut, den ich aufbringen kann, das Medienhaus wieder zu betreten. Ich verschwinde in meinen Serverraum und arbeite weiter, bis ich mir sicher bin, dass das Studio leer ist. Dann schleiche ich mich in die Moderatoren-Etage.

So leise ich kann, gehe ich die Gänge entlang. Um Überwachungskameras muss ich mir hier keine Sorgen machen. Die Moderatoren sind zu wichtig, um Aufnahmen in ihren Umkleiden tolerieren zu müssen. Kameras sind aber auch gar nicht nötig, wenn alle Personen im Gebäude Augen und Ohren des Konzerns sind. Was mir wirklich Sorgen bereitet, ist die Frage, warum zu dieser Uhrzeit das Licht im Gang brennt.

Auf einmal höre ich ein Geräusch. Es kommt aus Vikis Ankleideraum. Ich husche zur Tür, die einen Spalt offensteht und spähe hindurch. Ich sehe Vikis Garderobe mit ihrem roten Kleid für die Sendung und einen Schminktisch, auf dem ein Puppenkopf mit einer blonden Perücke steht. Daneben entdecke ich Vikis Gesicht, doch es ist seltsam verzerrt. Es scheint keinen Körper zu haben. Dann wird mir klar, dass es eine Maske ist, die ebenfalls über den Kopf einer Puppe gestülpt wurde. Ich schnappe nach Luft. Plötzlich setzt sich jemand vor den Spiegel. In der Reflexion erkenne ich die Frau vom Video, die mit den vielen Narben. Mit hämmerndem Herzen ziehe ich mich von der Tür zurück. *Viki macht ihr Make-up immer selbst*, hat Anika gesagt. Was hat das zu bedeuten? Ist diese Frau wirklich Viki? Ich fröstele.

Einen Moment lang überlege ich, umzukehren. Doch wer weiß, wann ich nochmal die Gelegenheit bekomme, den Tatort zu untersuchen. Von einer vagen Ahnung getrieben

schleiche ich weiter. Irgendwas hat William im Studio gemacht, bevor er gestorben ist. Irgendwas, das die falsche Viki dazu getrieben hat, ihn zu töten.

Das Studio ist leer, doch eine der Lampen brennt noch und taucht den Raum in ein goldenes Licht. Der Tisch der Moderatoren und die Stühle werfen lange Schatten. Die rote Pfütze auf dem Boden ist verschwunden. Nicht mal ein Fleck, der an Williams Leiche erinnert. Ich gehe zum Moderatorentisch und sehe mich um. Die Lampe scheint mir ins Gesicht. Mein Blick fällt auf die Kameras. Ich frage mich auf einmal, wer sonst noch die Rohaufnahmen von gestern Abend gesehen hat. Das Klopfen auf den Tisch. Was, wenn William so mit der Person kommuniziert hat, die vor mir den Stream angezapft hat? Was, wenn es eine Art Code war? Ich fahre mit der Hand über den Tisch. Meine metallenen Finger sind gefühllos, aber meine Handfläche spürt das glatte Holz. Ich taste die Unterseite des Tisches ab. Etwas klebt unter der Platte. Ich ziehe es hervor. Es ist ein Streifen Klebeband. Was hat William hier versteckt? Warum hier, vor Vikis Nase? Für Viki? Nein, geht es mir auf. Für die einzige Person, die jeden Tag kurz nach dem Dreh den Raum betritt.

„Er war kein guter Mensch, weißt du?“, sagt auf einmal eine Frauenstimme, die an den Wänden widerhallt. Mein Herz pumpt wie verrückt. Das Licht blendet mich. Ich kann sie nicht sehen. Aber ich erkenne ihre Stimme. Langsam gehe ich ein paar Schritte seitwärts. Und da ist sie. Eine Parodie von Viki. Die blonde Perücke fehlt. Ihr Gesicht löst sich an einer Seite ab, hängt schlaff auf dem Schädel, eine Maske aus Menschenhaut. Ein Schauder läuft mir über den Rücken.

„Er hat furchtbare Dinge gedacht. Unaussprechliche Dinge. Ich habe sie alle gehört. Ich habe euch alle gehört.“ Sie deutet mit einem Finger nach oben. Ich runzele die Stirn, mein Blick folgt der Geste. Dann verstehe ich. Die gespeicherten Gedankendaten der Mitarbeiter. Jeden Abend auf dem Weg nach draußen werden sie ausgelesen. Das perfekte Training für eine KI. In Sekundenschnelle berechnet mein Gehirn meine Chancen zu fliehen. Wenn ich raus will, muss ich an ihr vorbei. Sie ist stärker als ich. Vermutlich ist sie auch schneller.

„An manchen Tagen haben Williams Gedanken einfach gefehlt“, fährt Viki fort und macht ein paar Schritte auf mich zu. „Mit Einfluss lässt sich Privatsphäre erkaufen, oder? Irgendwann haben sich seine Gedanken dann vollkommen verändert. Es waren nicht mehr seine, habe ich recht?“ Viki sieht mich neugierig an. Neugierig oder verärgert? Ihr Ausdruck ist kaum zu deuten. „Es ist wie bei dir. Irgendwie … unmenschlich.“ Sie kommt noch näher. Ich muss all die Selbstbeherrschung aufwenden, zu der ich im Stande bin, um nicht einfach loszurennen. Langsam gehe ich seitlich den Tisch entlang.

„Ich habe versucht, rauszufinden, was er vorhat. Aber er war clever. Er hatte Hilfe“, sagt Viki. Ihr Blick fällt auf das Klebeband zwischen meinen Fingern. Sie lächelt. Ein Lächeln wie das Bild in einem Zerrspiegel. Viki zieht einen Zettel aus der Rocktasche.

„Er hat Technik nicht getraut.“ Sie raschelt mit dem Papier. „Er wollte mich verraten. Aber ich habe es bemerkt. Ich weiß so viel mehr über Menschen als er. Wieso hielt er mich dann nicht für echt?“ Ihre Stimme nimmt einen bedrohlichen Unterton an. Sie zerknüllt den Zettel.

Mir wird klar, dass ich nicht länger schweigen kann. „An wen wollte er dich verraten?“, frage ich.

Viki ist nur noch ein paar Meter von mir entfernt. Ich komme vorsichtig hinter dem Tisch hervor, gehe Richtung Tür, mit möglichst weitem Abstand.

„Die Öffentlichkeit“, sagt Viki. „Die Konkurrenz. Ich bin wertvoll. Einzigartig. Aber Menschen mögen keine Geheimnisse. Nein, eigentlich mögen sie es nur nicht, die Wahrheit herauszufinden.“ Sie lächelt breiter. Die Lippen lösen sich von ihrem Mund. „Er hatte so böse Gedanken“, sagt Viki wie zu sich selbst.

Ich wage mich weiter Richtung Ausgang vor.

Auf einmal legt Viki den Kopf schief. „Hast du ihm geholfen? Hat er den Zettel für dich dagelassen?“ Wut mischt sich in die süßliche Glöckchenstimme.

„Nein“, hauche ich und bleibe abrupt stehen. Zu mehr bin ich nicht imstande.

„Du hast seinen Chip manipuliert“, zischt Viki und kommt auf mich zu.

Ich stoße mit dem Rücken gegen die Wand.

„Warum willst du mich töten?“, fragt sie. Sie klingt wie ein Kind. Ein wütendes Kind.

„Das will ich nicht!“

„Ihr alle wollt mich vernichten!“

„Nein!“

„Ich bin einzigartig!“ Tränen strömen ihr über das schlaffe Gesicht.

Ich renne los, komme aber nur zwei Meter weit, bevor mich Viki einholt. Mit übermenschlicher Kraft schleudert sie mich gegen die Wand. Schmerzen explodieren in meiner Wirbelsäule. Mir bleibt die Luft weg. Ich sacke zu Boden. Bevor ich mich wieder aufrappeln kann, packt mich Viki an der Kehle, zieht mich hoch und drückt mich gegen die Wand. Sie hat einen Griff wie ein Schraubstock. Ich fürchte, dass sie mir das Genick bricht, noch bevor sie mich erwürgt. Mir wird schwindelig. Mit letzter Kraft balle ich meine Metallfinger zur Faust und schlage sie ihr ins Gesicht. Einmal, zweimal, dreimal. Die Maske fällt ab, ihre narbige Haut platzt auf und glänzendes Metall kommt zum Vorschein. Doch ihr Griff löst sich nicht. Schwarze Punkte tanzen vor meinen Augen. Ich höre ein metallenes Kreischen. Das Bild von Nadeln. Blendendes Licht. Wo bin ich?

Viki sieht hinter sich. Plötzlich explodiert etwas in ihrer Schulter. Ein Kreischen. Ein Knall. Der Geruch von verbranntem Metall. Sie lässt mich los. Wie ein Sack falle ich hin. Ich huste, keuche, schnappe nach Luft. Mit verschwommenem Blick sehe ich, wie Viki auf einen Mann losgeht. Ich fasse mir an die schmerzende Kehle, blinzle. Es ist Lennart! Ein paar Meter vor mir liegt eines der Westcorp Polizei-Gewehre auf dem Boden. Ich springe auf, schnappe es mir und schieße Viki in den Rücken. Sie schreit auf, lässt Lennart los und

schlägt mir die Waffe aus der Hand. Doch dieses Mal bin ich schneller als Viki. Ich packe ihren Kopf und knalle ihn gegen den Boden. *Klonk, klonk, klonk*. Schließlich bleibt sie reglos liegen.

Lennart sitzt keuchend da, rappelt sich auf.

„Komm. Wir müssen hier verschwinden“, sagt er.

„Wohin?“, ächze ich. Ich blicke auf Vikis vernarbten Hinterkopf.

„Ich habe Freunde, bei denen wir unterkommen können“, sagt Lennart. „Sie brauchen dich. Komm schon!“

Ich sehe ihn mit großen Augen an. „Du und William“, murmele ich. „Was hattet ihr vor?“

Lennart öffnet den Mund, um etwas zu sagen, doch auf einmal bricht die Hölle los. Zwanzig bewaffnete Männer stürmen in den Raum und brüllen: „Auf den Boden!“ Aus der hinteren Reihe kommt der Kommissar hervor. Zitternd wie Espenlaub hebe ich die Hände, sinke auf die Knie und lege mich flach auf den Bauch. Meine Wange berührt den kratzigen Teppich. Ob sich William so gefühlt hat, als er gestorben ist? Vor mir liegt Viki in derselben Position. Ihre leeren Augen starren mich an. Plötzlich zuckt ihr Mund. Sie lächelt. Dann zwinkert sie mir zu.

Die Polizisten fesseln Lennart, ziehen ihn auf die Füße und bringen ihn weg. Vor mir taucht eine Hand auf. Zögerlich ergreife ich sie. Der Kommissar hilft mir aufzustehen. Er grinst.

„Sie waren hinter Lennart her“, stammle ich.

„Wir mussten Williams Komplizen dingfest machen. Aber wir waren uns nicht sicher, wer es ist. Wir wussten nur, dass derjenige Sie früher oder später kontaktieren wird. Viki ist uns zuvorgekommen.“

„Wieso sollte Lennart mich kontaktieren?“ Weil er wollte, dass ich weitere Chips umprogrammiere?, frage ich mich.

Das Grinsen des Kommissars wird verschlagen. „Wie gesagt, Evelin. Sie sind etwas ganz Besonderes.“

„Es ging Ihnen nie darum, den Mord aufzuklären“, murmle ich. Und mit einem Mal wird mir klar, was die Modifikationen an dem Überwachungsgerät sollten, das ich für William gebaut habe. Und für wen es gedacht war. Meine Knie werden weich.

Neben mir klackert es. Viki steht auf. Ihr rechter Arm hängt lose an ihrer Seite. Aus ihrer Brust quellen Drähte. Hektisch schwirrt eine Handvoll Techniker um sie herum. Sie grinst mich an. „Wir hören uns bald“, sagt sie. Dann folgt sie den Männern aus dem Raum.

Der Kommissar sieht ihr hinterher. Dann schaut er mich an. „Sie verstehen sich. Sehr gut“, meint er.

Ich reibe mir den schmerzenden Hals. Ich muss hier weg. Weg, weg, weg. Vor mir sehe ich die Tür.

Der Kommissar räuspert sich. „Das Management hofft, dass Sie uns dabei helfen können, die Fehler in Vikis Programm zu korrigieren. Sie beide haben ja einiges gemeinsam."

Mir wird flau im Magen. „Natürlich", sage ich mit dünner Stimme. „Darf ich jetzt gehen?"

Mutter wartet bestimmt schon auf mich. Ich kann sie nicht allein lassen.

Das Lächeln des Kommissars verursacht bei mir eine Gänsehaut.

Ohne seine Antwort abzuwarten, wanke ich zur Tür. Tränen steigen mir in die Augen. Der Ausgang ist in Sichtweite. Ich kann ihn noch erreichen.

Zwei Polizisten verstellen mir den Weg.

„Evelin", ruft der Kommissar hinter mir.

Ich drehe mich zu ihm um. Salzige Tränen rinnen meine Wangen hinab. Das Klirren meiner Finger hallt in meinen Ohren.

„Westcorp interessiert sich brennend für Ihre Gedanken."

3,78 LifePoints

Lena Richter

Ich stehe mitten auf der Kreuzung Euro Lane und Scholz-Allee, als mein SeroTone-Device versagt. Ich bin zu Fuß unterwegs. Ausgerechnet jetzt. Kein Helm mit Geräuschfiltern und getönten Gläsern, der mich vor der Umgebung abschirmt. Bis eben bin ich fokussiert den Navigationshinweisen gefolgt, die mein CochLead mit leiser, angenehmer Stimme direkt in mein Hörzentrum projiziert. Es ist ein kurzer Auftrag. Nur der Transport eines kleinen, schmalen Pakets, eingewickelt in ProtectWrap. Die Software hat mir einen E-Roller oder ein Ticket für die Schwebebahn verweigert.

Ein Fußmarsch von dreißig Minuten am Tag ist gut für das Herz-Kreislauf-System, hat das Display in freundlichen, runden Buchstaben angezeigt.

Für 10.000 Schritte werden dir 7 Health Points gutgeschrieben. Mach mit!

Ich bin 7.000 Schritte weit gekommen. Und jetzt das.

Ich erkenne das minimale Ziehen im Kopf, als das Gerät sich abschaltet. Und ehe ich von der Kreuzung verschwinden kann, stürzt die Umgebung mit einem Feuerwerk aus Eindrücken auf mich ein.

Die ständig umspringenden Signale der Ampeln um mich herum, Rot-Gelb-Grün: für die Radspur und den Gehweg, Grün-Gelb-Rot: für die drei motorisierten Spuren: Busse, daneben kleinere Fahrzeuge, daneben Roller und Scooter verschiedenster Art. Das Summen der E-Motoren und Blinken der Fahrzeuge fängt mich als nächstes ein – Scheinwerfer, Innenbeleuchtung, bunt leuchtende CarTune-Applikationen. Und dann noch die Werbung: auf den Seitenwänden der Busse, auf den rotierenden Schildern der Fahrzeuge, auf den Helmen der Rollerfahrenden.

Verliere 10 Pfund in 5 Tagen! Midnight Dumplings – frisch und heiß geliefert! Verschenke ein VirtualPet!

Videos und Gifs in grellen Farben, niedliche Tieranimationen, schlanke Körper, die vor einem Spiegel auf und ab springen. Alles ist bewegt, zu bunt, zu hell, zu viel. Normalerweise nehme ich das alles nur am Rande wahr, aber der Ausfall des Implantats hat mein Gehirn viel zu schnell in seinen mangelhaften Normalzustand versetzt.

Irgendeine Person rempelt mich an, ich stehe im Weg, Leute drängen sich an mir vorbei, alle davon zu laut. Dumpfe Bässe dröhnen aus Kopfhörern. Ein grelles Lachen schraubt sich schmerzhaft in meine Ohren. Aus der anderen Richtung trifft mich eine Wolke viel zu intensiven Parfüms.

Ich schlage mir gegen die Stirn, als würde das helfen. Als könnte das das erlösende SeroTone wieder anschalten.

Ich stehe an der Kreuzung, das Paket so fest umklammert, dass die modifizierte Zellulose leise knistert, und im Moment geht überhaupt nichts.

Eindrücke jeder Art fesseln mich, erfordern meine Aufmerksamkeit, ehe mein Gehirn den nächsten und schon wieder den nächsten Impuls erfasst.

Das Licht eines Busscheinwerfers, das sich in den roten Glaskristallen eines Ohrrings bricht. Rote Lichtstrahlen überall, wie Laserpointer, vielleicht sind es ja Laserpointer, vielleicht liegen Sniper auf den Dächern?

Der Fetzen eines Gesprächs, der an mir vorüberweht, „ … und dann hat Emre gesagt …“, und mein Kopf spuckt alle Leute namens Emre aus, die ich je gekannt habe.

Ein Rauschen, das sich künstlich und dissonant über das Rauschen der Autos und das dumpfe Surren der Drohnen legt. Es stammt von einer Werbetafel: *Willst du für kleines Geld das Meer sehen? VR-Reisen schon ab 29,99!*

Das Meer sehen. Als ob jemand wie ich das jemals erreichen könnte, ohne Glücksspiel zu betreiben. Was ich nicht tue. Ich glaube nicht an Glück.

Die auf mich einflutenden Sinneseindrücke nehmen das Geräusch auf, vermischen sich für einen Moment zu einem gnädigen allgegenwärtigen Rauschen und ich schließe die Augen, nur ganz kurz, nur eine Sekunde. Ich stelle mir vor, am Meer zu stehen, ohne jemals wirklich da gewesen zu sein. Früher lag diese Stadt an einem Fluss und der Fluss führte ans Meer. Heute sind da Deichanlagen und Drohnenflugplätze.

Ohne Augen steh ich in der Stadt, und sie rauscht, als stünde ich am Meer.

Immer fällt mir dieses Gedicht wieder ein, von irgendeinem toten Dichter. Wir haben es in der Schule gelesen. Der Mann in dem Gedicht ist blind gewesen und wir haben es gelesen, damit wir lernen, wie gut wir es haben. Probleme wie dieses gehören der Vergangenheit an, hat die Frau in der Lehreinheit gesagt, die eine gelangweilte Hilfskraft auf dem Lehrbildschirm für uns abspielte. Ich erinnere mich, wie sie fortfuhr: Inzwischen können alle es sich erarbeiten, im Fall des Verlusts der Sehkraft mit künstlichen Augen ausgestattet zu werden.

Was für ein schlechter Witz.

Mein CochLead findet, dass ich lange genug hier gestanden habe. *Möchtest du die Navigation beenden*?, fragt eine leise, freundliche Stimme direkt in meinen Gehörnerv. Und obwohl ich das gerne möchte, obwohl ich einfach nur zurück nach Hause will, mich in mein dunkles Zimmer legen und das Noise Cancelling des Apartments anschalten will, antworte ich mit Nein.

Ich muss das Paket abgeben.

Wenn ich das Paket nicht abgebe, entgehen mir die 3,78 LifePoints, was wiederum bedeutet, dass meine monatlichen Leistungen … ich versuche mich zu erinnern, was ein LifePoint aktuell wert ist, aber es fällt mir nicht ein.

Dafür fällt mir etwas anderes ein. Da war eine offizielle Message, neulich:

Bitte komme deiner Mitwirkungspflicht nach.

Scheiße.

Ist mein SeroTone vielleicht gar nicht kaputt? Haben sie mir es absichtlich abgeschaltet?

Habe ich irgendeine Frist verpennt?

Ich muss von dieser Kreuzung runter. Ich muss mir das anschauen, jetzt sofort. Irgendwo, wo ein bisschen Ruhe ist. Eigentlich ist hier nirgendwo Ruhe, aber ich biege um die Ecke, auf das golden leuchtende Emblem von *STAR FOOD* zu und dann rein in den Laden und eine Wolke aus KaffeeFrittierfettVanillesirup.

***

Zehn Minuten später sitze ich in der hintersten Ecke des Cafés, ein unberührter Soy-Decaf-Vanille-Latte vor mir. Das Letzte, was mein übersteuerndes Gehirn jetzt noch braucht, ist Koffein, und der Sirup war umsonst dabei. Der Latte an sich war viel zu teuer für mein Budget, und ich wollte den Sirup-Shot haben, weil er umsonst ist, obwohl ich den klebrig-künstlichen Vanillegeschmack gar nicht mag. Mein Gehirn möchte, dass ich darüber ausführlich nachdenke, aber ich muss mich zusammenreißen, auf das Wesentliche konzentrieren.

Das Paket lege ich neben mich auf die Sitzbank, als ich mein Data Pad aus der Tasche ziehe. Ich rufe meine Benachrichtigungen auf und lasse den Filter alle Mitteilungen des LifeCenters anzeigen.

Werbung für eine Wochenendschulung zum Thema „energiesparend leben".

Mitteilung über den aktuellen LifePoint-Score.

Bestätigung über die Einreichung meiner Heizkostenabrechnung.

Mitteilung über den aktuellen LifePoint-Score.

Mitteilung über geänderte Erreichbarkeiten der Hotline.

Mitteilung, Mitteilung.

Und dann: Aufforderung zur Mitwirkung.

„Fuck!" Ich rufe das Schreiben auf: *Lieber Kunde* [das LifeCenter interessiert es immer noch nicht, dass nicht alle Personen Männer sind], *laut unserer E-Akte fehlen uns folgende Unterlagen. Bitte reichen Sie sie innerhalb einer Woche ein.*

Die Nachricht ist 8 Tage alt.

Fuck, fuck, fuck.

Ich öffne hektisch die Liste der Unterlagen. Ich habe doch alles eingereicht, ich bin sicher, dass ich alles eingereicht habe. Ich scrolle durch die Anhänge. Health Score, Bescheinigung meiner Vermietung über die Besichtigung meiner Wohneinheit, Bewertungen meiner Auftraggebenden für Botengänge wie diesen hier, für andere Kleinstjobs, Drogenscreening, es ist doch alles da, ich verstehe nicht mehr, was noch fehlen könnte, und Panik steigt in mir auf. Wortlose, tiefgreifende Panik, die mir die Kehle zuschnürt.

Ohne das Implantat zu arbeiten, ist möglich, aber zermürbend. Ohne das Implantat schaffe ich die 60 Stunden pro Woche nicht, bekomme ich nicht die Höchstwertungen für

freundliches Auftreten, wenn Überforderung und bohrende Kopfschmerzen mein Lächeln gefrieren lassen. Und ohne Höchstwertungen kriege ich nie die Zusage für die Jobs, um die ich mich immer wieder bewerbe. Die echten Jobs mit Festanstellung und mit Zugang zu allen Health Services. Ich bin nicht anspruchsvoll. Es wäre mir egal, ob ich Drohnenlieferungen abfertige oder eingehende E-Files sortiere. Alles ist besser als das hier und ich weiß, ich bin dicht dran.

Ich muss beim LifeCenter anrufen. Sofort. Ich muss irgendeine zuständige Person erreichen, rausfinden, was genau fehlt. Was ich tun muss, damit sie das SeroTone wieder anschalten.

Ich muss —

„Ist hier noch frei?"

Ich schaue auf und registriere verwirrende Details der Person vor mir. Große Ohrringe in Holzoptik. Der Geruch von aromatisiertem grünem Tee, der aus der Tasse in ihrer Hand aufsteigt. Leicht abgeplatzter blauer Nagellack. Ein asymmetrisches Muster, das mit buntem Make-up auf ihre linke Wange gezeichnet ist. Darunter Bartstoppeln. Und vor allem: Keine elektronische Visitenkarte. Mein Pad versucht mein Gegenüber zu scannen und hängt sich in einer Endlosschleife aus Ladekreisen auf. Ungefähr so fühle ich mich auch.

Wer ist das? Wie kann sie hier sein, wenn sie keinerlei Registrierung hat?

Für einen Moment frage ich mich, ob in meinem Gehirn schon irgendwas kaputtgegangen ist, seitdem das Implantat ausgeschaltet wurde. Ob ich Dinge sehe, die gar nicht da sind.

Aber dann setzt die Person sich einfach, weil ich nicht geantwortet habe. Ihr Fuß stößt gegen meinen und ganz offenbar ist sie tatsächlich real.

„Bitte", murmele ich verspätet.

Etwas Tee schwappt über den Rand der Tasse auf den Tisch, bildet eine kleine, stark nach Lavendel riechende Pfütze und mir wird spontan ein bisschen schlecht. Ich rutsche so weit wie möglich zur Seite, bis ich direkt an die Wand gepresst bin. Der Druck hinter meiner Schläfe nimmt weiter zu und verspricht steigende Schmerzen. Ich ignoriere die Person und rufe auf dem Pad die Nummer des LifeCenters auf, verbinde mein CochLead und wähle. Als es tutet, bin ich für eine Sekunde erleichtert, doch dann springt nur die automatische Ansage an.

Du hast nicht genug LifePoints für einen telefonischen Kontakt. Bitte erstelle ein Ticket mit deinem Anliegen in unserem Support-Center.

Scheiße! Ich hämmere auf das Pad ein, bezahle 10 Credits für ein Ticket und ringe um die richtigen Worte. Ich kenne das Spiel. Ausrufezeichen und Großbuchstaben lassen das Ticket genauso in der Bearbeitung nach hinten rutschen wie zu vage Formulierungen oder etwas, das klingt, als hätte es Zeit.

Es hat aber keine Zeit, verdammte Scheiße! Ich kann nicht arbeiten ohne mein SeroTone und ich muss gleich kotzen wegen all des Lavendel-Vanille-Frittierfett-Geruchs und —

„Hey, geht es dir gut?“ Die Person, die es gar nicht richtig gibt, sitzt mir immer noch gegenüber und mustert mich jetzt mit einem seltsamen Blick. Sie sieht … besorgt aus? So würde ich es jedenfalls interpretieren, wenn es nicht völlig unglaubwürdig wäre, dass irgendjemand besorgt ist, weil ein fremder Mensch im Café grün um die Nase wird.

„Alles gut. Kopfschmerzen“, murmele ich. Das Pad vibriert und erinnert mich an das leere Eingabefeld mit meinem Anliegen.

„Brauchst du eine Tablette?“

Nun ist aber gut. Ich klicke ein entschiedenes *Später ausfüllen* und starre die Person an. Ist das hier eine abgedrehte Reality Prank Show, in der ich das ahnungslose Opfer bin? Niemand, und ich meine niemand, verschenkt Medikamente. Ich schaue mich um, sehe keine Data Pads, keine Cams, keine neugierigen Blicke aus künstlichen Augen mit Videofunktion.

Die Person schiebt mir ein kleines Objekt über den Tisch, eine verbeulte Schachtel aus irgendeinem recycelten Plastikmaterial. Darauf ist ein Symbol: zwei grüne, ineinandergeschlungene große Gs. Und dann verstehe ich es endlich.

Das hier ist jemand aus den GuerillaGärten.

Und schlagartig habe ich noch mehr Fragen als vorher.

***

Ich weiß über die GuerillaGärten das, was alle wissen. Das, was wir in der Schule gelernt haben und was in den Nachrichten läuft: Dort, in kleinen und größeren Enklaven, verteidigt gegen die European Trinity, leben die, die sich nicht anpassen wollen. Leute ohne Konto beim LifeCenter. Leute mit zu viel Zeit und wirren Ideen im Kopf. Manchmal lassen sie trotzdem die Presse in ihre Enklaven und dann laufen Reportagen über sie, unterlegt mit ironisch-süffisanten Kommentaren, wenn sie in der Erde buddeln, um ihr selbst angebautes Gemüse vorzuzeigen, oder vormachen, wie sie aus alten Plastikflaschen und verbogenen Aluminiumstangen Möbel bauen. Einmal bin ich in eine Demo geraten. Mit ungefähr tausend GuerillaGärten-Demonstrierenden und drumherum das Zehnfache an Security, Drohnen und Kameras. *G-G-1* stand in großen bunten Lettern auf ihren Plakaten aus Altpapier.

GG, in diesem Fall als Doppelbedeutung. GuerillaGärten, aber auch: Grundgesetz. Ich habe gehört, es sei offiziell noch in Kraft. In Artikel 1 steht etwas von Menschenwürde. Keine Ahnung, ab wie viel LifePoints man die gutgeschrieben bekommt.

Die GuerillaGärten-Person schiebt mir jedenfalls diese Schachtel rüber und ich bin so perplex, dass ich sie aufmache. Drinnen liegen drei Tabletten. Sie sehen eigentlich ganz normal aus, nicht grünversifft oder nach Kräutern riechend, höchstens ein bisschen altmodisch. Die meisten Medikamente gibt es inzwischen in praktischen Injektoren, als Nasenspray oder als eine Art ekliges Schmelzbonbon.

„Was ist das?“, frage ich.

„Ibuprofen.“ Die Hand mit dem abgeplatzten Nagellack schiebt mir die Schachtel entgegen. „Nimm ruhig eine, wenn du brauchst.“

„Was macht jemand wie du hier?“ Die Frage rutscht mir raus, ehe ich darüber nachgedacht habe, dass es nicht schlau ist, die Hand, die mir Tabletten reicht, zu beißen. Schnell greife ich nach der Tablette, schiebe sie in meinen Mund und spüle sie mit dem eklig süßen Kaffee runter.

„Vielleicht war ich einfach nur am richtigen Ort zur richtigen Zeit?“ Mein Gegenüber scheint nicht beleidigt zu sein und lächelt mich sogar an. „Ich bin Devin. Und du?“

„Ich heiße Amii.“ Wie lange habe ich mich niemandem mehr so vorgestellt? Meistens nenne ich nur meine LifeCenter-Kennung, oder meine Liefernummer.

„Hallo, Amii.“ Devin lächelt.

In meinem Kopf rattert es und ich schaue hilflos auf mein Pad. Keine Informationen über mein Gegenüber zu haben, ist ungewohnt.

„Sorry, Devin, aber – was sind deine Pronomen?“ Ich deute etwas hilflos auf das Pad. „Normalerweise wird mir das angezeigt, aber …“

Devin schaut etwas überrascht. „Meine Pronomen sind er, ihm. Und deine?“

„Ich suche noch nach den richtigen.“ Keine Ahnung, wieso ich einem Fremden so ehrlich antworte.

„Ehrlich gesagt, habe ich nicht gedacht, dass jemand wie du überhaupt danach fragt“, sagt Devin.

„Jemand wie ich?“ Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich weiß, was er meint, aber ich frage trotzdem. Normalerweise bin ich gut darin, zu filtern, was ich sage. Ich weiß schließlich nie, wer gerade mithört oder ob ich aufgezeichnet werde. Wer in der Öffentlichkeit negativ auffällt, verliert unweigerlich LifePoints.

„Eine Person, die dieses LifeCenter-Arbeits-Unterdrückungs-Ding mitspielt. Ist nicht böse gemeint.“

Ich sage nichts und trinke noch einen Schluck von meinem Kaffee. Im Hintergrund beginnt die Fritteuse zu piepen. Das Geräusch drängt sich unnachgiebig in meine Wahrnehmung. Mein Gehirn windet sich unter jedem neuen Pieps. Statistisch gesehen ist Devin die Ausnahme, nicht ich. Die Leute aus den GuerillaGärten machen einen winzigen Bruchteil der Bevölkerung aus. Trotzdem fühle ich mich bewertet. Abgewertet.

„Was machst du dann hier, wenn du das alles so schlimm findest?“ Pieps. „Außerdem gibt mir das LifeCenter nicht vor, was mir wichtig ist.“ Pieps. „Oder was ich denke.“ Pieps.

Dreck. Wieso kann dieser Devin nicht akzeptieren, dass ich kein schlechter Mensch bin, nur weil ich der Gesellschaft nicht den Rücken kehre, wieso kümmert mich das überhaupt und wieso hört diese verdammte Fritteuse nicht auf zu piepen?

„Sorry“, sagt er und nippt an seinem Tee. Das Piepen verstummt endlich. „Ich war nur überrascht. Danke, dass du gefragt hast.“ Er mustert mich schweigend. „Du siehst aus, als müsstest du dich ausruhen.“

„Ich hab' noch einen Auftrag." Ich antworte automatisch und gebe mich dann doch dem Gedanken hin, wie es wäre, jetzt einfach heimzufahren und mich hinzulegen. Was sind schon 3,78 LifePoints? Aber es geht nicht. Das letzte, was ich brauche, sind noch mehr negative Einträge in meiner Akte.

„Musst du Kaffeegetränke bewerten?" Devin schaut auf den Latte auf dem Tisch.

„Transport." Ich deute auf das Paket neben mir. Mein Pad zeigt mir eine Erinnerung an. *Dein Zielort wartet auf dich. Wenn du ihn bis 11.35 Uhr erreichst, kannst du die beste Bewertung erhalten.* Daneben tanzen fünf lockende Sterne. Ohne diese fünf Sterne keine Weiterempfehlung. Ohne Weiterempfehlung weniger Aufträge und weniger LifePoints. Und damit weniger Chancen, mir ein SeroTone-Implantat zu kaufen, das vom LifeCenter nicht jederzeit abgestellt werden kann.

„Ich muss auch echt gleich weiter." Ich trinke noch einen Schluck von meinem Vanille-Etwas. Es ist noch zu heiß und der künstlich-süße Vanillegeschmack brennt im Hals.

„Das klingt stressig." Devin wiegt seine Teetasse in den Händen, als hätte er alle Zeit der Welt.

„Und du musst nirgendwohin? Was machst du überhaupt hier?" Ich frage mich, ob die Leute zwei Tische weiter uns bemerkt haben. Falls sie mich filmen, wie ich hier mit jemandem aus den GuerillaGärten rede, wird das Folgen haben. Verdammt, daran habe ich bis jetzt noch gar nicht gedacht. Ich hebe den Kaffeebecher hoch, verstecke mein Gesicht halb dahinter.

„Auch wir können nicht immer unter uns bleiben." Devin spielt mit einem Tütchen voller Süßstoff. „Ich weiß, es heißt immer, wir versorgen uns in den Gärten komplett autark. Und das stimmt auch weitgehend, aber eben nur zu ungefähr 90 Prozent."

„Dann bist du hier, weil du was besorgen musst? Und nicht, um Zufallsbegegnungen in Cafés zu bekehren?" Ich sollte wirklich aufhören, mit ihm zu reden. Ich muss weiter. Aber der Kaffee, für den ich bezahlt habe, ist noch nicht leer und irgendwie ist es auch faszinierend, einen echten Gärtner zu treffen. Ich stürze einen weiteren großen Schluck runter und sehe Devin fragend an.

„Wir müssen niemanden bekehren, Amii." Er lächelt versonnen. „Wer irgendwann merkt, dass dieses Leben hier nicht funktioniert, kann aussteigen und sich uns anschließen. Wir nehmen alle auf, die das wollen."

„Wieso sitzt du dann hier und nicht an dem leeren Tisch da drüben?" Gleich ist der Kaffeebecher endlich leer und diese seltsame Begegnung kann enden.

In Devins Lächeln mischt sich eine Spur Traurigkeit. „Du sahst aus, als könntest du Hilfe brauchen."

Ich will lachen, lachen über so viel Absurdität. Über so viel Weltfremdheit.

Aber ehe ich dazu komme, wird mir von der einen auf die andere Sekunde schlecht. Zu viel Kaffee auf nüchternen Magen, dazu die Tablette. Scheiße! Die Tablette. Wenn ich mich jetzt übergebe, ist sie verschwendet, ehe die Wirkung eintritt.

Ohne mich zu erklären, stehe ich auf und wanke zur Toilette. Auch dort dudelt Musik, die rosa-silbrigen Kacheln hinter der Tür mit dem verhassten „Damen"-Symbol scheinen sich zu asymmetrischen Mustern zu verziehen. Ich stürze ans Waschbecken, lasse kaltes Wasser über meine Handgelenke laufen, dann über mein Gesicht. Meine eigenen Augen im Spiegel sehen fremd aus, als hätte die Person darin kein Mitleid mit mir.

Ich trinke zwei Schlucke kaltes Wasser, verziehe mich in eine der Kabinen und lasse mich einfach zu Boden sinken. Nur einen Moment lang ausruhen. Nur einen Moment lang liegen. Wenn ich Glück habe, bleibt die Tablette drin. Ich sauge Luft ein, langsam, so ruhig wie möglich. Versuche meinen eigenen Atem lauter wahrzunehmen als das Dudeln der Musik und das dissonante Brummen der Lüftungsanlage. Ein-aus. Ein-aus.

Ich habe Glück. Ein paar Minuten später lässt die Übelkeit nach. Ich wage es, mich aufzusetzen und kurz darauf, aufzustehen. Vielleicht wirkt die Tablette, vielleicht war es nur der Moment Ruhe. Mit unsicheren Schritten gehe ich zurück zum Tisch. Ob Devin noch da ist? Vielleicht sollte ich ihn fragen, was in den GuerillaGärten passiert, wenn bei Leuten der Serotoninspiegel spinnt.

Aber niemand sitzt mehr am Tisch. Die Teetasse steht dort, noch halb voll, daneben liegt etwas. Ich gehe näher, erkenne einen Zettel, auf dem eine zweite Ibuprofen liegt. Daneben, in Handschrift, mit Bleistift, ein einziges Wort. *Sorry.*

Ich brauche einen Moment, bis ich es merke. Das Paket, das ich transportieren soll, ist verschwunden.

***

Als ich auf die Straße renne, erfasst mich beinahe ein E-Roller. Ich stolpere zurück, meine rechte Hand umklammert das Pad und die linke rudert durch die Luft.

Du wirst dein Ziel nicht mehr rechtzeitig für die Höchstwertung erreichen, informiert mich eine Nachricht, gefolgt von einem traurigen Smiley. Ich tippe sie hektisch weg und aktiviere das Tracking-Device in dem Paket. Was eigentlich berechnen soll, wie lange ich noch zum Ziel brauche, ist jetzt meine einzige Chance, Devin und die gestohlene Lieferung wiederzufinden.

Meine einzige Chance, mich vor einem desaströsen Minus an LifePoints zu bewahren, dessen Folgen ich mir lieber gar nicht ausmalen möchte. Sie haben mir wegen belanglosem Kleinkram mein SeroTone abgeschaltet. Wenn jetzt das Paket verloren geht, in die Hände der GuerillaGärten gefallen ist … ich könnte alles verlieren. Meine Wohnung, mein Recht auf medizinische Behandlung. Vielleicht sogar meinen Status als Bürger*in. Und ich weiß, was denen droht, die ihn nicht mehr haben.

Adrenalin pumpt durch meine Adern, als ich mir vorstelle, von Uniformierten in eine der Massenunterkünfte gezerrt zu werden. Meine Panik ist groß genug, um für einen kurzen Moment die Geräuschkulisse der Stadt zu unterdrücken, mich wieder zu fokussieren. Ich sehe den blinkenden Punkt auf dem Pad, ein paar hundert Meter entfernt, aber noch nicht

außer Reichweite. Ich renne los, den Fußweg entlang, diesmal rempele ich die Leute an, die nicht schnell genug ausweichen. Mein Puls dröhnt in meinen Ohren. Ein schneller werdender Rhythmus, als würde ich mich selbst anfeuern, A-mii, A-mii, Amii-Amii-Amii.

Ich komme dem Blinken näher, aber langsam, viel zu langsam. Es hilft nichts. Rennend öffne ich mein E-Travel-Konto, aktiviere einen der E-Scooter und springe auf. Ich jage vorwärts, die Geschwindigkeitsbeschränkung durch den Einsatz weiterer Credits abgeschaltet. Der blinkende Punkt auf meinem Tablet biegt von der Straße ab. Ich reiße den Lenker ebenfalls herum und nehme die Parallelstraße. Wo will Devin mit meinem Paket hin? Erst als ich von der Glasfront und den riesigen Werbetafeln darauf geblendet werde, begreife ich, dass er in die EuroMall gelaufen ist.

Scheiße, denke ich, während ich vom Scooter springe und diesen achtlos liegenlasse. Die EuroMall ist eins der größten Gebäude der Innenstadt. Eine Mall, aufgesetzt auf ein Museum, das wiederum vorher eine Konzerthalle war. Wieder und wieder umgebaut und erweitert von immer neuen Investitionsfirmen. Hinter dem Eingang erfasse ich völlig überwältigt die Myriade an Farben und Geräuschen. Ein Cupcake-Shop, mit Frosting in allen Neonfarben. Eine ArcadeGame-Halle mit blinkenden und dudelnden Automaten. Ein Werbemaskottchen in einem riesigen Plüschhuhn-Kostüm, das frittierte Hähnchenflügel an Neugierige verteilt. *E-e-exxxxtra Scharrrf!,* spielt eine automatische Sound-Ausgabe aus dem Hühnerkostüm jedes Mal ab, wenn ein Flügel verteilt wurde. Ich bleibe in dem ganzen Chaos stehen und schaue mich hektisch um. Die Mall ist ein Labyrinth aus Hotels, Läden, Clubs, Büros, Restaurants und Spielhallen. Wenn ich Devin nicht finde, ehe er in einem davon verschwindet …

Aber ich finde ihn.

Er ist auf dem Weg zum Parkdeck, ich sehe gerade noch sein bunt verziertes Gesicht, als er die Tür hinter sich zuzieht. Ich sprinte ihm nach, sehe den Turbolift nach unten fahren. Mein Blick fliegt zwischen dem zweiten Lift und dem Notausgang hin und her, dann entscheide ich mich für letzteren und die Treppen. Zum Glück ist das Gebäude so alt, dass es noch ein Treppenhaus hat und zum Glück habe ich hierhin schon öfter Pakete ausgeliefert und weiß das. Die winzige Besserung meines Zustands ist verflogen, sobald ich die Treppen nach unten rase. Jede Stufe ist ein schmerzhafter Widerhall hinter meiner Stirn. Aber es hat sich gelohnt: der Tracker zeigt mein Paket ganz in der Nähe an, nur wenige Meter entfernt, hinter der nächsten Wand.

Ich stoße die Tür auf, blicke auf endlose Reihen von Elektrowagen und höre Devins Schritte. Abgestandene Parkhaus-Luft schwappt mir ins Gesicht – und mir wird vor Panik, Überanstrengung und Überreizung endgültig schlecht. Ich schaffe es noch bis zum Mülleimer an der Tür, dann entleert sich mein Mageninhalt. SojaVanilleMagensäureLatte schießt in einem Schwall aus meinem Mund.

Jetzt ist er weg, denke ich. Das war's. Und dann höre ich Schritte und eine Hand legt sich auf meine Schulter und eine besorgte Stimme fragt: „Alles in Ordnung?" Ich drehe

mich um, die Hand vor den Mund gepresst und sehe in Devins erschrockenes Gesicht, als er mich sieht.

„Amii?“

„Gib mir mein Paket zurück“, bringe ich hervor und er weicht zurück, als mein Atem ihn trifft. Geschieht ihm recht.

„Du verstehst nicht …“ Er klingt auf einmal hilflos, von seiner selbstsicheren Art aus dem Café ist nicht viel übriggeblieben.

„Ich verstehe sehr wohl. Wie war das? Zur richtigen Zeit am richtigen Ort? Ich gebe zu, ich war ein leichtes Ziel.“ Meine Gedanken fühlen sich endlich wieder geordnet an, jetzt, wo die Übelkeit sich auf die unangenehmere Weise erledigt hat. Die Schmerzen hinter meiner rechten Schläfe verstärken nur die kristallene Klarheit, mit der ich alles sehe.

„Es tut mir leid.“ Devin steht einfach nur da, das Paket in der linken Hand. Als ich gerade überlege, ob ich es schaffen würde, es ihm wegzureißen, umklammert er es mit beiden Armen. „Amii, es tut mir wirklich leid. Das mit der Tablette und unserem Gespräch … das war nicht gespielt, aber ich … ich muss das hier mitnehmen. Wir brauchen kaum etwas von außerhalb in den Gärten, aber das hier … du weißt, was da drin ist?”

Ich starre ihn nur an. Als ob irgendeine dahergelaufene Person mit Lieferauftrag wüsste, was sie für 3,78 LifePoints transportiert.

Immerhin muss ich es ihm nicht noch in Worten erklären.

„Willst du es wissen?“, fragt er.

„Ich will mein verfakktes Paket zurück, Devin.“ Und dann will ich das Ding endlich abliefern, meine reduzierten Points kassieren, irgendwas in meinen Magen kriegen und so lange weiterarbeiten, bis mein Score wieder ausreicht, um beim LifeCenter die Sache mit meinem SeroTone zu klären. Das ist der Plan. Es gibt keinen anderen.

„Willst du das wirklich? Schau dich doch mal an, Amii. Du bist krank, du gehörst ins Bett, und trotzdem jagst du diesem Paket nach, ohne zu wissen, was überhaupt drin ist.“

„Es ist mein Job, es abzuliefern.“

„Aber es müsste nicht so sein, das will ich dir doch sagen. Du könntest mit mir mitkommen, zu den Gärten. Da gibt es keine Punkte, die dich als Mensch bewerten. Verstehst du denn nicht? Dieses ganze LifeCenter-System erhält sich selbst. Du kommst niemals da raus, egal wie viel du arbeitest. Aber du musst das Spiel nicht mitspielen, du kannst einfach …"

„Macht ihr Gartenfreaks das immer so? Leute beklauen, ihren Score ruinieren und dann versuchen, sie zu euch zu bekehren?“ Ich kann nicht fassen, dass er jetzt wieder so tut, als läge ihm etwas an mir und meinem Wohlergehen.

In einem verzweifelten Versuch greife ich doch nach dem Paket, zerre daran, aber Devin hält es fest. Das ProtectWrap wird starrer unter unseren Griffen. Wir blicken uns an, beide verbissen, er mit einer Spur von Mitleid, ich voller Verzweiflung.

„Ich brauche das Paket, Amii, bitte. Wir brauchen es dringender als du.“

„Du hast ja keine Ahnung."

„Wir könnten dir helfen."

Mein Pad vibriert und ich schaue automatisch auf das Display.

Du bist zu spät, teilt ein Text mir mit, begleitet von einem Smiley mit Tränen in den Augen. *Dein Lieferauftrag wurde wegen deiner Verspätung storniert und neu vergeben. Du erhälst eine negative Bewertung auf deinem Konto.*

Ich schließe kurz die Augen, in denen Tränen brennen. Ein unfreiwilliges Spiegelbild dieses verdammten Smileys.

Die Scooter-Gebühr, der zu teure Latte, der verlorene Auftrag und die nicht erhaltene Bezahlung, das alles summiert sich zu einem Minus auf, für dessen Ausgleich ich wenigstens zwei Wochen jeden beschissenen Auftrag ausführen muss, den ich kriegen kann. Es ist vorbei. Ich weiß, wann ich verloren habe.

„Nimm das Paket und hau ab", sage ich und lasse es los. „Der Empfänger hat eine Ersatzlieferung angefordert. Niemand wird es jetzt mehr suchen." Ein bitterer Geschmack brennt in meinem Mund, ich sehne mich nach einen Schluck Wasser.

„Einfach so?" Devin zieht das Paket vorsichtig an sich, noch immer mit beiden Händen, als würde ich gleich wieder danach greifen.

„Wie du eben sagtest: Ich muss nicht jedes Spiel mitspielen."

Er schaut mich an, schweigend. Suchend. Als sei ich ein besonders hartnäckiger Abschnitt in einem Point-and-Click-Adventure. Aber er findet keine Lösung, sein Blick gleitet von mir ab, und er drückt mir etwas in die Hand, eine Art Visitenkarte auf Recycling-Papier. Statt eines Namens ist darauf eine Wegbeschreibung zu sehen. Raus aus der Stadt, zu den Gärten.

„Falls du es dir anders überlegst", murmelt Devin. Seine Schultern hängen etwas, als er sich umdreht und mit dem Paket hinter der nächsten Ecke verschwindet.

***

In der öffentlichen Toilette des Parkhauses – deren Besuch mich weitere 2 Credits kostet – trinke ich ein paar Schlucke Wasser. Mein Spiegelbild zeigt rot verquollene Augen und spröde, rissige Lippen. Ich wische die Make-up-Tipps beiseite, die mein Pad unaufgefordert anzeigt. Ich zerreiße die Karte von Devin, werfe sie in den Müll, nur um sie dann doch wieder rauszuholen. Wenn die Schnipsel gefunden werden, kriege ich sicher noch mehr Ärger. Ich werde sie zu Hause verbrennen. Ein letzter Blick in den Spiegel. Die Person, die zurückschaut, hat immer noch kein Mitleid.

Dann stehe ich auf der Straße vor der EuroMall, die Kreuzung Euro Lane und Scholz-Allee, an der die ganze Sache anfing, in Sichtweite. Ich starre auf mein Pad, warte auf den nächsten Auftrag, auf die nächste Chance. Mein Kopf hämmert. Die zweite Tablette habe ich behalten, aber ich nehme sie nicht. Hebe sie auf, für einen Tag, an dem ich sie wirklich brauche.

Ich weiß, dass ich verloren habe. 3,78 LifePoints. Zig Credits. Und vielleicht noch mehr.

Das Rauschen der Stadt umgibt mich, verschlingt mich, als stünde ich am Meer, aber das Meer ist fern und wird es bleiben.

Mein Pad vibriert. Schon ein neuer Lieferauftrag. Wahrscheinlich ist die schlechte Bewertung noch nicht in meinem Profil sichtbar. 5.000 Schritte entfernt. *Noch 3.000 Schritte bis zu deinem Tagesziel. Sichere dir 7 HealthPoints!*

Ich gehe los, die Schmerzen hinter meiner Stirn pulsieren im Takt meiner Schritte, im Takt der Werbetafeln, im Takt der Stadt, und ich gehe weiter, immer weiter.

Szenario: KI-Technokratie

Die Sorgen einer „Abwärtsspirale“ brauchen sich die Menschen im Szenario „KI-Technokratie“ nicht zu machen. Es beschreibt eine Welt, in der die Menschen die Kontrolle über die Wirtschaft und auch ihre eigene Arbeit weitgehend an künstliche Intelligenzen oder automatisierte Systeme abgegeben haben. Da wir Menschen unsere Probleme nicht selbst lösen konnten, haben wir sie den Systemen übergeben, die nun bestimmen, wie zu handeln ist. Die Lebensstandards steigen, die Umwelt ist wieder im Gleichgewicht. Der Preis dafür ist die ein oder andere Freiheit. Die KIs planen unser Leben.

In **Karlheinz Steinmüllers** „Sind sie Sklaven?“ etwa regeln die künstlichen Intelligenzen unseren Energiebedarf und damit die Entropie im geschlossenen System Erde. Doch was passiert, wenn auf einmal mehr Entropie entsteht, als berechnet? Wer hat hier die perfekt austarierten Werte verlassen und bringt das Gleichgewicht in Gefahr? Eine junge Entropieberaterin geht der plötzlich auftretenden Überproduktion nach.

Malte Aurichs „Nach all diesen Jahren“ wiederum zeigt auf, dass eine Wandlung hin zur KI-Technokratie nicht ohne Spuren an uns vorbeigehen dürfte. Ein Klassentreffen gibt einigen alten Schulfreunden die Gelegenheit, sich über die Veränderung der Welt zu unterhalten und darüber zu spekulieren, was nötig war, um die KIs an die Macht zu bringen und was erforderlich ist, um sie an der Macht zu halten.

In „Bad Data“ fragt sich **Tanja Binder**, was wohl passiert, wenn die KI-Technokratie einerseits unser Leben bestimmt, aber die menschliche Gier noch nicht ganz verschwunden ist. Wer wird die Oberhand gewinnen? Die Computersysteme oder die Menschen, die sie geschaffen haben?

Sind sie Sklaven?
Aus dem Leben in Kybernetien

Karlheinz Steinmüller

„Karen, wie schön, dass du es noch ermöglichen konntest!“ Mosmo, der Gastgeber, wirkte genauso pausbäckig wie ihn Karen in Erinnerung hatte. Sein Händedruck war heiß und ziemlich feucht, so dass sie in Versuchung geriet, sich den fremden Schweiß an ihrem Dienst-Sari abzuwischen. Schon winkte er weitere Gäste heran: „Darf ich vorstellen: Ouyang Sung, Cheftechniker bei der Wasserlogistik AG, Susan Hattaleinen, die berühmte Cogno-Klempnerin, Brill Marruk, seines Zeichens Ökosystem-Ingenieur …“

Die Namen prallten von ihr ab. Sie lächelte; auch der billigste Mimik-Analysator hätte erkannt, dass es ein aufgesetztes, künstliches Lächeln war. Ringsum Geplauder, Girlanden an hohen Stangen, der flache Schein der Nachmittagssonne. Sie gab sich einen Ruck, sagte, wie angenehm es wäre, hier zu sein. – Aber trotz zwei Stunden Flug war sie noch immer damit beschäftigt, die Sitzung zu verarbeiten. Sie sah Mr. M. am langen Konferenztisch, den Präsidenten der Weltvereinigung der Entropieexporteure, wie er mit harten, knochigen Fingern wieder und wieder auf die Tischplatte pochte: „Über ein Promille ungeklärter Zuwachs im letzten Quartal! Hätten die Satelliten es nicht gemessen, ich würde es nicht glauben. Vorschläge? Erklärungen? Was sagt die Pazifik-Emittoren-Union dazu? Rapana, du schweigst? Und AP&AP? Nichts bemerkt, Dillard? Jetzt kommt mir nicht mit einem Rechenfehler!“ – Wie froh war sie in diesem Moment gewesen, nicht mit am Tisch zu sitzen. Ihr Chef, der mächtige und sonst so kraftstrotzende Alain Dillard von Atlantis Power & Antipower, sank in sich zusammen …

„ … was für ein wundervoller lauer Abendwind, ein Zephir ohnegleichen. Wie bestellt. Nun ja, vielleicht ist er bestellt.“ Der da auf sie einredete, war Ouyang Sung. Der Cheftechniker war einen Kopf kleiner als sie und von einer quecksilbrigen Agilität. Auf seinem beigefarbenen Hemd prangte ein Rotweinfleck. „Mosmo hat uns einen besonderen Höhepunkt versprochen.“ Er fasste Karen vertraulich am Arm, zog sie mit, zeigte auf eine steinerne Stele mit einer polierten Marmorschale. Darin lag ein Objekt. Undeutlich erinnerte sie sich: ein Instrument, ein, wie es früher hieß, Werkzeug, Zeug zum Werken. Ein Schaft, wohl aus Holzimitat oder Naturholz, daran ein silberblitzender Metallquader, der sich an einer Seite verjüngte. – Sie schnipste mit den Fingern, das Wort dafür kannte sie doch, nein, sie wollte Clara nicht gedanklich herbeizitieren und im Netz nachschauen lassen, das sollte sie in ihrem eigenen Gehirnkasten finden. Außerdem: Clara signalisierte, mit ihrem Auftrag zu 99,8% ausgelastet zu sein: Analyse der Entropieströme von AP&AP

– bei ihrer Firma waren es sogar 1,5 Promille Abweichung. Und keine Quelle ließ sich ermitteln! Clara, die virtuelle Assistentin, teilte Karens Sorge: Sie verloren den Überblick! Ein Defekt in den Hyperkabeln, die überschüssige thermische Energie zur Emitter-Insel mitten im Atlantik transportierten, hätte doch auffallen müssen! Jahrelang hatten ihnen die Steuerintelligenzen den perfekten Betrieb gemeldet, auch für diese Abrechnungsperiode – und dann stellten Erdbeobachtungssatelliten fest, dass der Infrarotstrahl, der vom Emitter in den Weltraum ging, 1,5 Promille zu stark war. Das bedeutete, dass der Energieumsatz im Einzugsgebiet und damit die Entropieproduktion stärker gewachsen war als geplant. Und keiner fand heraus, weshalb! Oder belogen sie die Intelligenzen? Clara hielt das für undenkbar. Sie hatte sich ominöse, selten genutzte Prioritätsrechte verschafft und wühlte tief in den Eingeweiden des Systems.

„Und wir begrüßen nun Ken Edik, den berühmten Gemäldeschaffenden, der Pinsel und Farbe wie die Meister der Renaissance zu handhaben versteht!“

Der Genannte, er trug ein knallbuntes, hüftlanges Shirt, griff das Glas, das ihm ein Service-Android der neuen Baureihe Sandro IV anbot, leerte es mit einem Schluck, holte tief Luft und schlug Mosmo jovial auf die Schulter: „Was macht die Kommunikation? Immer noch ein wenig einfarbig? Ich sag’s doch: Schon in unseren Kindergärten fehlt das Faible fürs Differenzieren! Als gäbe es nur ein Rot, ein Blau, ein Grün!“ Er entdeckte Susan Hattaleinen, bedachte sie mit einer tiefen Verbeugung: „Verehrte Heilerin der Künstlichen, hast du bei ihnen schon die Krankheit Phantasie entdeckt?“ Die Angesprochene wandte sich peinlich berührt ab, und Ken Ediks Blick forschte nach einem neuen Opfer.

Karen wich an die Seite der Terrasse aus, fand einen Platz hinter einem hölzernen Gestell, auf dem ein breiter Kasten mit üppig wuchernden und üppig blühenden Pflanzen ruhte. Es roch nach Sommerwiesen und herbstlichen Obstgärten. Sie wandte sich um, trat an die Brüstung, schaute über das von mäandernden Grünstreifen durchzogene Häusermeer. Es ging auf den Abend zu, der innerstädtische Luftverkehr hatte noch zugenommen. Der Lärm der Party aber überdeckte das ferne Brummen und Surren.

Sie atmete tief durch, seufzte kurz. Sie war der Einladung gefolgt, wollte entspannen. Mosmo feierte das zwölfjährige Bestehen seiner Firma. Die hatte irgendetwas mit Design und Kommunikation zu tun. Aber Karen hatte nie begriffen, ob da Kommunikation designt oder Design kommuniziert wurde, was letztlich vielleicht auf dasselbe hinauslief. Das Geschäft schien jedenfalls gut zu laufen. Wie viel Entropie Mosmos Firma wohl produzierte? Jegliche menschliche oder maschinelle Tätigkeit beruhte auf Energieflüssen und vermehrte die Entropie. In den Kreisläufen der Industrie, in den Recyclingprozessen für Gebrauchsgüter, überall entstand Entropie, vermischten sich Stoffe und wurden aufwendig wieder entmischt. Selbst Kommunikation und Design steuerten ihr Scherflein Entropie bei – und wenn es nur die Erwärmung der Intelligenztechnik war, die Mosmo und seine Kollegen benutzten. Aber woher kamen die 1,5 Promille Überschuss? Wer – oder was – produzierte sie? Hatte es irgendwo eine Havarie gegeben, von der Clara nichts hatte in Erfahrung

bringen können? Unmöglich! Insgeheim hoffte Karen noch immer, es wäre ein Verrechnungsfehler. Inkompatible Maßeinheiten, zwei intelligente Subsysteme, die vom Postulat perfekter Kommunikation ausgingen, sich aber eigentlich nicht verstanden – auch ein Fall von Entropieproduktion. Clara hatte selbst das, soweit möglich, überprüft. Aber wenn ihre brave Software-Assistentin getäuscht wurde? Was lief sonst alles schief in den perfekt ausbalancierten Regelkreisen der Welt?

Ein schlanker Mann mit auffällig rostrot gefärbtem Bart trat neben sie und lehnte sich auf die Brüstung. „Was schaust du so versonnen über die Stadt? Habt ihr von Atlantis wieder einmal eine unvorsichtige Raumsonde gebrutzelt?“ Karen verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen: Es gab wirklich subtilere Formen der Anmache! „Das ist Jahre her. Und es war eine nicht mehr steuerbare Altsonde. Besserer Weltraumschrott.“

Jetzt erst kam er auf den Gedanken, sich vorzustellen. Er sei, meinte er, „auch ein Scherpa“, also Assistent für wichtige Beratungen und Konferenzen. Spezialität: Altstoffentsorgung aus der Epoche vor den Materialkreisläufen. In jüngster Zeit, erzählte er unaufgefordert, hätte es Probleme damit gegeben. In der Theorie höre es sich ja überzeugend an: Man deponiert die Abfälle tief in der Erdkruste in den Subduktionszonen, wo sich eine Platte unter die andere schiebt, und in ein paar Jahrtausenden würde das Material eingeschmolzen und tiefer und tiefer gedrückt – verschwände für Jahrmillionen aus der Biosphäre. Aber in der Praxis …

Karen war froh, als ein Anruf hereinkam. Mit einem kurzen gedanklichen Impuls nahm sie ihn an. Es war Dillard, ihr Chef. „Sie sind doch dran, Karen. Mr. M. erwartet Resultate. Macht Druck. Als ob nur bei uns etwas aus allen Rudern läuft. 1,5 Promille. Früher wäre das als Fehler beim Runden durchgegangen. Aber der Herr M. – nein, seine Berater – wollen es penibel genau wissen. Haben Sie schon etwas in den Händen, Karen? Wenigstens ein paar vorläufige Daten? – Wo treiben Sie sich überhaupt herum? Wären nicht Recherchen vor Ort angebracht? Ja, da haben Sie Recht, kein Mensch kommt an die Hyperkabel, die Emittoren heran. Ach so, ihre Assistentin erledigt das … Brauchen Sie zusätzliche KI-Ressourcen? Ich habe alles mobilisiert, was locker ist … Ich verlasse mich auf Sie!“

In der Zwischenzeit redete der Abfall-Scherpa, der ja nichts von ihrem mentalen Gespräch – und Dillards bisweilen schiefen Ausdrücken – mitbekam, ungerührt weiter: Auch strahlender Müll sei da unten besser aufgehoben – soweit man ihn nicht der Isotope wegen recycle und transmutiere.

Wie stoppt man einen Dauerplauderer? Man fragt dazwischen: „Und wie sieht es mit Ihren Entropiebilanzen aus? Alles im geplanten Bereich? Sagten Sie ‚Differenzen‘?“

Irritiert, und wegen der förmlichen Anrede fast ein wenig beleidigt, blickte er nun Karen direkt in die Augen: Was für eine Frage! Selbstverständlich liefe alles nach den Vorgaben. Nur die permanenten Anstrengungen, die nervlichen Anspannungen! Rücksicht nehme da keiner. Stets müsse er über alles informiert sein – wofür doch eigentlich die

Assistenten zuständig wären, „nicht wir menschlichen Scherpas“. Er drehte sich abrupt zur Seite.

Karen atmete auf, hielt Ausschau nach einem ruhigeren Platz. Neben der breiten Glastür zum Bürobereich war ein Tisch mit Getränken aufgebaut, gleich rechts davon spendete ein Mauervorsprung Schatten. – Es war falsch gewesen, dass sie überhaupt Mosmos Einladung gefolgt war. Aber wie hätte sie ahnen können, dass das turnusmäßige Treffen der Weltvereinigung derart stressig ausging?

Im Schatten war es angenehm kühl. Erst jetzt spürte sie, dass sie ins Schwitzen geraten war. Clara leierte Daten herunter. Nein, Zusatzressourcen benötigte sie nicht, ohnehin liefen im Hintergrund ständig die Überprüfungsroutinen. Dann stellte sie die Frage, die Karen längst erwartet hatte: ob nicht ihre menschliche Intuition weiterhelfen könne? – Ein altvertrautes Spiel! Bei einem Menschen hätte Karen von Koketterie gesprochen. KI Clara berief sich darauf, dass Menschen angeblich über einen besonderen Sinn für Datenfusion verfügten. „Ich müsste es überschlafen“, meinte Karen stumm. „Die berühmten Eingebungen im Schlaf“, konstatierte Clara. Die Assistentin hatte sich nie die leiseste Andeutung erlaubt, dass sie die Menschen um ihre Fähigkeit zu schlafen beneidete. Das gehörte nicht zu ihrem Portfolio simulierter Emotionen.

„Du machst dich rar, liebste Karen“, riss Mosmo sie aus der gedanklichen Konversation. Er winkte einen Sandro heran, der Karen ein Glas mit einer türkisgrünen Flüssigkeit hinhielt. „Das lockert auf.“

„Eigentlich müsste ich jetzt arbeiten.“

„Arbeiten?“ Mosmo lachte und zitierte Paraschwili, die Modephilosophin: „Arbeit ist eine besonders ineffektive Art, sich die Zeit zu vertreiben. – Was uns abgeht, fehlt, verlorengegangen ist, das ist die echte *Arebeït*, das Zupacken, Handanlegen, das Werken im Schweiße des Angesichts. Das physische Exerzieren von Tätigkeit.“ Das alles war Originalton Paraschwili. „Weißt du, Karen: Schnitzen, Holz schnitzen, eine besonders gefährliche Form von Arebeït, ist gerade Trend. Wir haben kürzlich eine Ausstellung von handgeschnitzten Objekten kuratiert, mit wundervollen Figuretten, Gesichtsmasken und anderen Dingen, die sonst aus dem Drucker kommen. Mit gemeinsamer Anstrengung könnten wir einige der alten Fertigkeiten zurückgewinnen. Wenn wir nur wollten. – Soll ich dir den Saal zeigen?“

Sie schüttelte den Kopf. Party hieß: Alle reden auf dich ein. Man kommt nicht dazu, einen klaren Gedanken zu fassen. Ein Glück, dass Clara im Hintergrund tätig war. Und mit ihr all die Hilfs-KIs mit ihren Routinen, die Clara heranorganisiert hatte.

„Was schaust du so sauertöpfisch, liebste Karen? Die Abendsonne scheint, und du ziehst dich in den Schatten und in dein Schneckenhaus zurück. Alle genießen die laue Luft, und du … Wenn dich etwas bedrückt, heraus damit!“

Dillard mochte nicht, dass man Interna ausplauderte. Aber sie hatte keine Geheimhaltungserklärung unterzeichnet. Über ein Promille zu viel Entropieproduktion, über ein Promille mehr entwertete Energie wurde ins All abgestrahlt! Eine gewaltige Menge!

„Ein Promille ist doch gar nichts. Außer bei Alkohol im Blut“, wandte Mosmo pausbäckig breit grinsend ein. „Und wenn die Erde das Promille erst einmal ausgepustet hat, kann es eh keinen Schaden mehr anrichten.“

„Solange wir nicht wissen, wo der Überschuss entsteht … Stell dir vor, wir hätten irgendwo eine Stockung. Die Klimaregulation käme aus der Balance wie am Anfang des Jahrhunderts. Wir setzen grob geschätzt drei Mal so viel Energie um wie damals. Mir wird heiß bei der bloßen Vorstellung!“ Tatsächlich aber spürte sie, dass ihr eine Gänsehaut den Rücken hinunterlief.

„Mal den Teufel nicht an die Wand. Es passt doch alles. Das Wetter hält sich an den Wetterbericht und das Klima an den Klimaplan. Die Sandros räumen uns den Kram hinterher. Und in freier Wildbahn tummeln sich rekonstruierte Arten. – Was wollen wir mehr? Wir leben in der glücklichsten Epoche der Menschheitsgeschichte.“

„Nur dass es leider die fünf Milliarden Menschen noch nicht bemerkt haben.“

„Denen geht es doch nicht schlechter als uns. Und wozu haben wir die Glücksforschung? – Ah“, sein Gesicht hellte sich auf, „hier kommt Dharmala, du kennst sie sicher noch von damals, dem Praktikum bei der Allgemeinen Sozial-AG? Wie hieß das doch? Klientenzentrierte Verwaltungssteuerung? Oder war es verwaltungszentrierte Klientensteuerung? Was haben wir gesteuert!“

Vor allem erinnerte sich Karen noch an den Zoff mit anderen Hilfsunternehmen: Wer durfte wann und wo Spenden verteilen? Der Streit war vor einem privaten Schiedsgericht gelandet, das offensichtlich kein Interesse an einer raschen Lösung hatte – bis am Ende ein Expertengremium eine Simulation des juristischen Aufwands vorlegte. Doch wie war die Sache damals eigentlich ausgegangen? Für sich selbst hatte Karen die Monate als eine Erfahrung abgehakt, die man nicht unbedingt wiederholen musste.

Dharmala, ein cremefarbenes Kostüm betonte ihre schlanke Figur, bewegte sich wie damals ein wenig ungelenk, so als gehörten ihre Arme zu einer Gliederpuppe. „Karen, die Bedenkliche! Immer noch allein unterwegs?“ – Nun wohl, Karen hatte auch Dharmala als eine von diesen Erfahrungen in der untersten Gedächtnisschublade abgelegt.

Dillard meldete sich. Die Kollegen von Pazifik-Emittoren hätten 0,1 Promille aufgespürt, falsch gebuchte Aktivitäten in einem Rohstoffprojekt. „Gibt es nicht auch bei unseren Kunden Buchungen in der Luft? Basic Europe SE hatte doch immer Bilanzierungsprobleme?“ Karen winkte gedanklich ab: längst überprüft. Dillard war enttäuscht: Könne man nicht wenigstens provisorisch das Nachfolgeunternehmen der EU als einen zu verschachtelt-komplexen Entropieproduzenten …? – Gut, vergessen wir das.

„So ernsthaft wie eh und je? Die Karen, wie wir sie kennen!“ Dharmala öffnete die linke Hand und zeigte auf der Handfläche das Hologramm eines schlaksigen Jungen, ihres

Sprösslings. Er sei schon zehn, habe fünf virtuelle Spielgefährten, die maßgeblich zu seiner Entwicklung beitrugen. – „Und der Sohn hat uns fast kein Geld gekostet. Wir sind vor der Geburt extra in ein Gebiet mit negativer Kindersteuer gezogen, eigentlich eine Schlechtwetterzone, ehemals Überflutungsbereich, aber gerade im Wiederaufbau. Kann ich dir nur empfehlen. Wer in einer City-Region bleibt, zahlt sich für ein Kind doch dumm und dämlich. – Aber du bist ja unter die Geburtenabstinenzler gegangen."

Karen schüttelte den Kopf. Auch Clara hatte schon einmal die Frage des Kinderwunschs angesprochen und ihr die Vertracktheiten der regionalen migrationsgekoppelten Bonus-Malus-Systeme für Reproduktion schildern wollen. Ein Klassiker der Ökonomie hatte einst behauptet, dass auch die Produktion von Menschen so sinnvoll – und planvoll – geregelt werden müsse wie die von Wirtschaftsgütern. Nur dass für letztere die autonomen Produktionssysteme zuständig waren, Austragen und Gebären aber immer noch als eine besondere Form von Arebeït – und vielleicht die letzte – den Frauen überlassen blieb.

Wie stets, wenn Karen an Clara dachte, war Clara präsent. „Selbstverständlich kannst du die Party verlassen", beantwortete die Assistentin ihre unausgesprochene Frage. „Aber das löst das Problem nicht."

Über die Terrasse wehten Musikfetzen, und Karen stellte fest, dass sie noch immer auf Dharmalas Handfläche glotzte, die nun Impressionen aus den Kindertagen von Assir, so hieß der Fratz, zeigte: Assir babyschwimmend, Assir auf dem Kinderrad, Assir mit seinem virtuellen Freund Daschin. – Irgendwo lief die Entropie aus dem Ruder, und sie sah sich Kindervideos an! Dass sich nirgendwo ein Hinweis fand, ließ Schlüsse zu. Etwas Mächtiges blockierte alle Recherchen …

Mosmo tänzelte wieder heran, streute Komplimente und Scherze nach links und rechts, winkte nach einem der Sandros, strahlte sie an: „Ja, ein gemeinsamer Praktikant", er verhaspelte sich, „will sagen: ein Praktikum, das schafft eine Basis für das Leben." Er nahm einen Schluck: „Was glaubt ihr, welche Mühe ich hatte, das Highlight der Party vorzubereiten! Ein Dutzend Genehmigungen! Von der Gebäudeintelligenz, von der Versicherung, der Gewaltaufsicht, sogar von der Luftverkehrsüberwachung – es könnte ein Schlag daneben gehen und etwas durch die Luft fliegen. Wo ich doch nur tote Objekte … Sie sind alle paranoid, diese Verwaltungsintelligenzen! Aber wenn es dann läuft, läuft es perfekt. So sind wir, am Ende dieses verkorksten Jahrhunderts. Mit weniger als absoluter Perfektion geben wir uns nicht ab. Alles muss schnurren."

Dharmala hakte sich bei ihm unter. „Du meinst, es könnte gewalttätig werden?"

Karen blickte ihnen nach. Worüber, bei allen Geistern, unterhielten sie sich? Aber für Clara hatte diese Nachfrage keine Priorität.

Ein Sandro rauschte heran und bot Häppchen an: Retro-Bissen auf Basis von Pumpernickel belegt mit Analog-Salat und feinsten Scheiben aus einer Zuchtlinie gen-rekonstruierter Dodos. Alles so künstlich, dass es schon wieder *nature* war.

Bedächtig kaute Karen. Vielleicht hatte Dharmala mit dem Spitznamen recht: die Bedenkliche. Wo andere nur ein Achselzucken übrig hatten, kam sie ins Grübeln. Etwas Mächtiges blockierte – oder etwas ganz Nahes. Sie wollte nicht an Clara denken, doch die protestierte bereits. Sie sei so loyal, wie eine Assistentin auf neuster KI-Basis nur sein könne. Ergeben und zuverlässig. – Es folgte eine Art gedanklicher Pause, ein auffälliges Schweigen, das auf einen Aussetzer der Algorithmen hindeutete. – „Deine Schlussfolgerung ist logisch völlig korrekt. Bei einer Fehlfunktion meinerseits müsstest du mich austauschen." Es verstand sich von selbst, dass Clara sich soeben durchgecheckt hatte.

Glas klirrte. Nahe der Brüstung, dort wo Karen vor Kurzem gestanden hatte, war ein Sandro dabei, Scherben einzusammeln. Gesprächsfetzen drangen an ihr Ohr: „Wir sind doch alle Sklavenhalter!" „Roboter-Rassist!" Zwei junge Männer und eine junge Frau standen um den knienden Androiden, der die Scherben geschickt auf einen Teller schob. Kaum hatte der Sandro sich aufgerichtet, sprach ihn die Frau an:

„Was hältst d-du von mehr Autonomie – oder einfach etwas Freizeit – für euch Sandros und überhaupt für alle KIs? Was meinst d-du?" Sie sprach das „d" doppelt, quasi stotternd mit einem kurzen Hiatus aus, in der Szene Kennzeichen eines Pronomens für nichtmenschliche „Personen".

„Solche Fragen stellen nur Menschen. Sandros bleiben im Rahmen ihrer Programmierung."

„Und wie fühlst d-du d-dich dabei?"

„Solche Fragen stellen nur Menschen."

Mosmo, der wohl einen Missklang auf seiner Party fürchtete, eilte herbei. „Meine Lieben, wir nähern uns dem Höhepunkt des heutigen Abends, einem Fall echter Arebeït." Er gestikulierte, deutete an, dass die Gäste ihm durch die geöffnete Tür in den Bürobereich folgen sollten. Bewegung kam in die bunt zusammengewürfelte Menge. Eine Frau scherte aus und bezog neben Karen Position.

„Jetzt fehlt uns nur noch, dass hier die KI-Befreiungsbewegung aufkreuzt. Sie übertragen menschliche Emanzipationsmodelle auf unsere hybride Gesellschaft. Blödsinn!" Jetzt erst erkannte Karen die Frau wieder: Susan Hattaleinen, die KI-Klempnerin.

Und wieder klopfte Dillard an: „Immer noch nichts? Angeblich hat sich die Wirtschaftsleistung gar nicht erhöht, alle Regelkreise laufen glatt und wie geschmiert auf Sollniveau, aber das kann nicht stimmen …" Karen stöhnte. Nein, sie hatte keine neuen Resultate. Die unpräzise Ausdrucksweise ihres Chefs ging ihr allmählich auf die Nerven. „Da muss doch jemand an einem ganz großen Rad drehen." Dillard hatte ein Gerücht aufgeschnappt. Ein Verbund „irgendwelcher Steuerungsintelligenzen" plane „hinter dem Rücken der Menschheit" die Auswanderung in den Asteroidengürtel und zweigt dafür insgeheim … Ein Unfug! Clara hatte das längst überprüft. Da hätten sich schon viele KIs – und Clara dazu – verschwören müssen. „Wir sollten uns einmal physisch treffen", schlug

Dillard plötzlich vor, wie um den Verschwörungsgedanken zu unterstreichen. Aber er gab keine Koordinaten durch.

Ein Sandro trug die Schale mit dem Werkzeug durch die Tür. Karen folgte ihm unschlüssig. Was hatte sie hier zu suchen? Sie hatte hier nichts zu schaffen. Zu den wenigen Leuten, die sie kannte, hatte sie keine Verbindung mehr, und die anderen interessierten sie nicht. Sie reagierte nur, ließ sich von allen – Dillard, Mosmo – hin und her schubsen. Auch von Clara, die soeben – wirklich treusorgend! – mit ihrem eingeschränkten künstlichen Verstand eine Auszeit empfahl.

„ … konnte jeder nach Lust und Laune", sprach Mosmos mit weit ausladender Gestik „Gegenstände an die Wände hängen, Regale für Bücher – physische Bände aus Papier – oder Gemälde." Er drehte sich um, nahm ein rechteckiges Ding auf, das an der Wand gelehnt hatte. Ein erkennendes Lachen ging durch die Gäste: Ken Ediks neuestes Retro-Produkt. „Dafür bedurfte es lediglich eines Nagels und eines Hammers." Und er zog eine Packung mit länglichen, angespitzten Metallstiften aus einer Tasche seines Jacketts, und ein Sandro hielt ihm in fast schon unterwürfiger Pose die Schale mit dem Werkzeug hin, dem Hammer. „Heute sind die Wände intelligent, zeigen auf Wunsch Bilder, da verbieten sich Verletzungen. Es sei denn, man erwirkt eine Sondererlaubnis für die Demonstration von echter Arebeït. – Nun, wer von euch, geschätzte Freunde, möchte, wie es hieß, ‚den Hammer schwingen'?"

Verwundert, irritiert, ja doch, das musste sie sich eingestehen, auch ein wenig fasziniert, schaute Karen zu. Mosmo, stolzer Adept einer geheimen Kunst, zeigte die Position an der Wand, empfahl dann, den Nagel in die sekundäre Hand zu nehmen, den Hammer in die primäre, in der Regel die rechte. Dann, nur kühn! Aber Achtung auf den Daumen!

Der eine, die andere versuchte es – unter dem Gaffen, gelegentlichen Aufstöhnen, begeisterten Johlen der Zuschauenden. Es wurde, wie Mosmo prophezeit hatte, gewalttätig. Zögerliche Schläge, Nägel fielen zu Boden, zwei staken dann sich krümmenden Würmern gleich in der Wand. Vorausschauend hatte Mosmo die Genehmigung für mehr als einen Nagel beantragt – „durch alle Instanzen", mit allen versicherungstechnischen und anderen Voraussetzungen. Er strahlte, führte dann selbst vor, wie er, mit einem gar nicht so weit ausgeholten Schlag den Nagel in die Wand trieb.

Clara bestätigte Karens Vermutung: „Er hat in einer Virtualität geübt."

Gerade als Mosmo wieder in die Runde blickte: ‚Will noch jemand?' meldete sich – nein, nicht Dillard, Mr. M. höchstpersönlich. „Ich habe von Dillard gehört, Sie sind von allen am besten informiert. Was ist mit der Spekulation über Geheimprojekte der KIs? Sie können ruhig reden, der Kanal ist mehrfach abgesichert."

Aber ich bin nicht abgesichert, wollte Karen antworten, verkniff es sich jedoch. „Nichts", sagte sie kurz, denn Mosmo drückte ihr eben den Hammer in die Hand und bugsierte sie vor die Wand mit den Dellen und den drei Nägeln. „Es ist einfach …" Sie stockte, holte aus. „Alles wird ineffizient, überkomplex. Alles ist verkrustet, ist verregelt. Fürchte

ich.“ Sie dachte an Dillard. „Viel Sand im Getriebe“, eine der alten Metaphern, die ihr Chef liebte. „Es knirscht.“ Sie holte weiter aus … „Nein, keine KI ist dabei, die Weltherrschaft zu übernehmen.“ Clara sekundierte prompt, gab ihr Argumente vor, die sie nur kurz umzuformulieren brauchte: Die naheliegende Erklärung sei oft falsch. Clara hatte keine Super-KI gefunden, der sie sich hätte anschließen können. „Da ist nichts“, meinte Clara. „Keine Intelligenz, die über allem steht. Hier ‚herrscht‘ gar niemand mehr, hier läuft eine unermesslich ausgedehnte, unermesslich komplexe Apparatur, die sachgemäß bedient sein will. Und die ihr, die Menschen, und die wir, die dienstbaren Geister, immer weniger sachgemäß bedienen können. Wir Künstlichen Intelligenzen sind diese Situation der hilflosen Unterordnung gewöhnt. Und ihr Menschen werdet euch daran gewöhnen müssen.“

Applaus brandete auf, und Mosmo übernahm mit anerkennendem Nicken den Hammer von ihr: „Karen, die Bedenkliche, hat den Nagel auf den Kopf getroffen.“

Nach all diesen Jahren

Malte Aurich

Sebastian traf als Letzter ein, während John gerade von der Toilette zurückkehrte. Aber immerhin war er nun da, das war das Wichtigste. John fühlte sich nicht gut. Es war das dritte Mal, dass er an diesem Abend hatte austreten müssen. Eigentlich mochte er seine Arbeit, sie war wichtig und richtig, aber gerade die jüngste Aufgabe, die man ihm übertragen hatte, nagte sehr an ihm.

Doch er war entschlossen, sich davon nichts anmerken zu lassen. Seit fast zehn Jahren hatten sie sich nicht mehr alle gleichzeitig gesehen – Tim, Felix, Sebastian, Henry und John waren auf dem Gymnasium eine verschworene, unzertrennliche Gruppe gewesen. Nie hätte er damals gedacht, dass sie sich eines Tages so weit voneinander entfernen würden!

„Hi Leute!“, rief Sebastian, während er seinen klitschnassen Regenmantel an die Garderobe am Eingang des *After Work* hängte, des besten irischen Pubs in der Mega-City Hamburg-Lübecker Wall. „Wie schön euch alle zu sehen!“ Er schüttelte sich und verspritzte das Wasser aus seinen langen Locken im ganzen Eingangsbereich, was zwei kleine, runde Putzdroiden anlockte, die sofort aufwischten. „Ist das herrlich, mal wieder in einen richtigen Schauer zu geraten! Tim, Felix, muss ich mich dafür bei euch bedanken?“

Damit trat er an sie heran, und nach alter Sitte stießen sie sich die Ellenbogen.

„Wir machen das Klima, nicht das Wetter“, sagte Tim, grinsend und mit schulmeisterlich gehobenem Zeigefinger, während sie sich alle zusammen in die gemütliche Sitzecke hockten. „Aber Dank nehmen wir natürlich immer an, oder?“

Felix nickte mit einem leicht debilen Grinsen. Er hatte schon einiges getrunken, vertrug von ihnen allen aber am wenigsten. Johns Blick wanderte zwischen ihnen umher. Neben dem eben erst eingetroffenen Sebastian war er der Einzige, der noch keinen Alkohol konsumiert hatte. Er würde wohl zumindest ein Bier mittrinken müssen. Zumindest jetzt, da sie vollzählig waren.

„Wobei mir natürlich das Hauptlob zufällt“, erklärte Tim, während er sich selbst auf die Schulter klopfte. „Ich warte die Aerosol-Luftschiffe von Greencloud und bin damit am meisten für die wässrige Begrüßung verantwortlich – Felix pflanzt nur Bäumchen für die Firma.“

„He!“, lallte Felix. „Evopa… Evapotram. Evapotranspiration … Ohne das Wasser aus den Bäumen“, er unterdrückte ein Rülpsen, „würde auch mit deiner abgekühltesten Luft kein Regen …“

„Ja, auf jeden Fall, euch beiden gebührt Respekt! Dem Ökologen und dem Ingenieur!“, lachte Sebastian, „Und ganz generell allen bei Greencloud! Das Geoengineering geht zumindest überraschend gut voran. Schon beim Anflug ist mir aufgefallen, wie viel grüner die Kontinente wirken.“

„Oh ja, stimmt!“, sagte Tim. „Seit wann warst du jetzt nicht mehr auf der Erde? Sechs Jahre?“

„Mindestens, wann war das…“, lallte Felix und zählte mit den Fingern. „96, vor vier Jahren. Da hab’ ich dich auf deinem roten Rostklumpen besucht … Mindestens seitdem warst du nicht mehr hier. Außer in geheimer Mission.“

Unwillkürlich zuckten Johns Ohren.

„Sieben Jahre sind es mittlerweile sogar geworden … Viel zu lange eigentlich“, murmelte Sebastian. „Dabei ist der Flug mit diesen neuen Fusionstriebwerken wirklich erstaunlich angenehm – keine zwei Wochen hat der Transfer gedauert, vom Vallis Marineris nach Hamburg …“ Er grinste die Runde an. „Aber die Schwerkraft hier ist echt gewöhnungsbedürftig!“

„Dafür können wir alle schön rumhüpfen wie Supermänner, wenn wir uns zum nächsten Jubiläum bei dir treffen sollten, du Mars-Lehrer, du!“, lachte Henry und kippte sich einen Kurzen in die Kehle.

„Haha, ja, wie die Kängurus“, grinste Sebastian.

„Wieso bist du eigentlich ausgerechnet Lehrer geworden – auf dem Mars?“, fragte Tim. „Du bist doch Biologe, so wie der gute Felix hier, und ’nen Bachelor in Geologie hast du auch … Wieso nicht Wissenschaftler oder so was? Gibt doch genug zu erforschen da oben … Lehrer passt irgendwie nicht zu dir.“

„Tja, ich wollte immer was bewirken“, erwiderte Sebastian, und schien halb mit sich selbst zu sprechen. „Anfangs, in den 80ern, nach dem Studium, da war ich ja sogar Wissenschaftler … Aber dann hatte Sarah ihren Unfall, und ich wurde unkonzentriert …“ Er schüttelte die ernste Miene ab und lächelte wieder. „Naja. Zumindest habe ich so viel mehr Zeit für meine vielen anderen Beschäftigungen. Trips zu noch unerforschten Ecken meines roten Rostklumpens, wie du es so schön ausgedrückt hast, mache ich jetzt in meiner Freizeit. Und ich schreibe viel.“

„Oh ja, und gar nicht mal schlecht!“, lallte Felix. „Dein neuer Thriller war echt gut.“

„Ha, das freut mich aber sehr!“, grinste Sebastian zurück.

„Ich hab’ ihn auch gelesen, und ich fand ihn auch total spannend“, meldete sich John das erste Mal zu Wort, seit Sebastian eingetroffen war. „Ist schon erstaunlich. Zur Zeit unserer Großeltern wäre das wohl Science-Fiction oder so was gewesen, jedenfalls nicht als Thriller bei Alpha-Books gelandet …“

„Ja, die Technik entwickelt sich immer weiter“, stimmte Tim zu. „Und trotzdem … Wenn du schreiben willst, dann schreib’ doch. Wozu die Mars-Lehrerei? Die Zeiten, in denen man einen stabilen, lukrativen Job brauchte, waren doch durch die Automatisierung

schon vorbei, lange bevor wir geboren wurden. Du kannst machen, was immer du willst, solange es dich glücklich macht. Jedenfalls passt Schriftsteller sehr viel mehr zu dem Sebastian in meiner Erinnerung. Nicht so gut wie Abenteurer und Mars-Pionier, aber jedenfalls mehr als Lehrer …“

Interessiert sah John zu Sebastian hinüber, der scheinbar selbst über eine Antwort nachsann. Ihre Augen trafen sich, und für einen Moment fragte er sich, ob Sebastian etwas ahnte.

„Das lässt dir echt keine Ruhe, was?“, lachte Henry. „Wir zwei wollten nach dem Abi ’nen Magnetsegler bauen und beim Trans-Neptun-Rennen mitmachen. Aber dann wolltest du doch lieber Wolkenmacher werden, um bei der Weltrettung zu helfen.“

„Und wir … wir wollten ’ne Band gründen …“, lallte Felix vorwurfsvoll.

„Ja, ja, ich seh’s ein“, sagte Tim beschwichtigend. „Man will was Sinnvolles tun, auch wenn einem Essen, Wasser, Kleidung, Wohnung und ein bedingungsloses Grundeinkommen gestellt werden. Und wenn es dich erfüllt, ist das klasse.“

„Es ist jedenfalls zum Schreiben ein guter Ausgleich. Mit Menschen, nicht allein im Apartment“, antwortete Sebastian, bevor er sich, scheinbar, um auszuweichen, Henry zuwandte. „Apropos Trans-Neptun-Rennen. Wie geht’s dir so mit der Fliegerei?“

„Oh, das ist ein herrlicher Job!“ Henry lehnte sich grinsend zurück. „Man startet von der Rampe in Sydney, fliegt in einer Parabelbahn aus der Stratosphäre und stürzt um die klar erkennbare Erdkugel herum, um dreißig Minuten später in Rio auf der Rampe zu landen. Man lässt die Passagiere raus, nimmt die neuen rein, und ’ne halbe Stunde später ist man in Peking. Dann in London. Dann in Kapstadt. Dann in New York. Und so weiter und so fort. Dadurch, dass ich am Abend nach vier Stunden Arbeit wieder im Spaceport Hamburg lande, hab’ ich nicht einmal ’nen Jetlag.“

„Aber wird das nicht irgendwann langweilig?“, fragte Tim. „Es klingt irgendwie monoton.“

„Hm …“, machte Henry. „Ich meine, es könnte aufregender sein, aber gerade der Flug zwischen Start und Landung hat etwas unheimlich Entspannendes, fast Meditatives. Ich fliege täglich ins Weltall! Das hat schon was.“

„Auf jeden Fall!“, nickte Sebastian. „Das klingt nach einem wunderschönen Arbeitsplatz.“ Damit wandte er sich John zu: „Und du, John? Du arbeitest immer noch beim großen Oberboss? Hat Hal-9000 dich schon mal ausgesperrt?“

„Wenn du wüsstest!“, lachte John – er musste vorsichtig sein, was er sagte. „Aber ja, ich bin immer noch bei Alpha-Industries, hab’ aber mittlerweile die Abteilung gewechselt.“

„Oh, das ist ja interessant!“, sagte Sebastian und setzte sich aufrechter hin. „Ich bin am Recherchieren für ein neues Buch, das während der Restauration und der Stillen Übernahme angesiedelt ist, wobei du mir vielleicht …“

„Darfst du überhaupt darüber reden, was du machst, oder kassiert SkyNet dich dann ein, John?“, hakte Henry grinsend dazwischen.

Diesmal dachte er das *Wenn du wüsstest!* nur, denn es hätte vielleicht zu verräterisch geklungen.

„Tatsächlich ist es geheim. Firmenpolitik, ihr kennt das ja …“, begann er.

„Und was würde passieren, wenn du uns mehr erzählst?“, fragte Henry.

Henry müsste zukünftig vielleicht ebenfalls überwacht werden … Aber jetzt galt seine Aufmerksamkeit erstmal Sebastian. Um alles Weitere konnte er sich später kümmern.

„Vermutlich nicht so viel … Ich würde den Job verlieren und müsste eine ziemlich saftige Strafe zahlen – je nachdem, was ich euch so erzähle.“

„Aber es ist immer noch was mit der Wartung der Istari-KIs, oder? Hattest du auch schon zu Olorin selbst Kontakt, zum Prototyp aus den späten Zwanzigern?“

Allein, dass Sebastian die Namen der KIs kannte …

„Du scheinst schon gut recherchiert zu haben“, lachte John, so überzeugend er konnte. „Olorin läuft tatsächlich noch, und sogar sehr viel weniger störanfällig als die neueren Istari-Modelle. Ein künstliches Bewusstsein ist mit ihnen immer noch nicht möglich, wobei wir, glaube ich, nicht mehr weit davon entfernt sind.“ Er machte eine Pause – irgendwie musste er ihr Gespräch auf ein weniger riskantes Thema überleiten. „Aber ja, ich war lange für die Wartung und die Ausbildung der jungen KIs zuständig … Also quasi Roboter-Lehrer, wenn man so will.“

„Himmel, noch ein Lehrer!“, stöhnte Tim.

„Aber jetzt bin ich direkt in einer besonderen Task-Force, die mit Olorin und den anderen großen KIs des Alpha-Verwaltungsnetzes kommuniziert … Also letztlich in der oberen Verwaltung.“

„Krass!“, sagte Sebastian. „Das heißt, du bist ganz oben in Alpha angekommen! Erstaunlich, dass die dich ohne Personenschutz rauslassen!“

Ich kann das nicht, wurde ihm plötzlich klar. *Wieso hat er diesen Auftrag nur ausgerechnet mir übertragen?*

Aber es war zwecklos. Es würde geschehen, so oder so, und wenn er es wäre, der den Auftrag ausführte, war zumindest die Professionalität dabei sichergestellt. Er musste verdammt nochmal ruhig bleiben!

Kräftig atmete er einmal ein und aus, was er mit einem Achselzucken der Situation anzupassen versuchte.

„Naja, ganz oben wäre übertrieben, aber ich habe Carl Pargé schon ein paarmal bei Meetings getroffen.“

„Krass!“, gab Sebastian wieder von sich. „Und, wie ist er so?“

„Hm, wie man sich einen hundertjährigen Erfinder und CEO so vorstellen würde, denke ich … Etwas verschroben und sehr zurückgezogen. Allerdings weiß ich nicht, ob dir das für dein Buch helfen kann. Früher soll er jedenfalls sehr viel energischer gewesen sein.“

Jedenfalls war er ursprünglich keine direkt von Olorin gesteuerte Marionette …

„CEO! Er ist der Kopf … Der Herrscher der Menschheit – oder zumindest der Erbauer unserer Herrscher“, ereiferte sich Sebastian. „Hast du schon herausgefunden, was bei der Stillen Übernahme in den 30ern passiert ist? Als er mit Alpha die Automatisierung quasi monopolisiert hatte und seine Istari-KIs die Großkonzerne der Welt übernahmen? Als ein Multimilliardär und kritischer Reporter nach dem anderen verschwand? In der Schule lernt man nichts darüber und es ist unfassbar schwer, an Informationen heranzukommen. Zum Glück gibt es noch viele Menschen, die live dabei waren, und auf dem Mars haben sich viele von denen niedergelassen, die sich auf der Erde nicht mehr sicher fühlten … Die habe ich interviewt, und die offiziellen Zahlen können unmöglich stimmen! Ein paar Dutzend Konzern- und NGO-Chefs und ein paar Terroristen?“ Sebastian schüttelte energisch den Kopf, während Johns Blick unwillkürlich zu den anderen Tischen streifte – wie viele Leute hörten ihnen zu? „Es müssen Zehntausende oder sogar Hunderttausende gewesen sein, die sich gegen diese KI-Technokratie wehrten und in den 30er und 40er-Jahren dann einfach verschwanden. Ich frage mich, wie die das nur angestellt haben! Ich meine, man würde doch vermuten, dass da mehr Gerüchte im Umlauf wären, aber nichts da. Wenn ich nicht durch ein paar Ex-Mitarbeiter von Alpha auf die Sache aufmerksam gemacht worden wäre, hätte ich mein nächstes Buch vielleicht über die Abenteuer des Daedalus-Schiffes geschrieben, das gerade im Saturn-Orbit gebaut wird.“

Wie sehr John sich wünschte, dass er genau das getan hätte!

Sie schwiegen einen Moment, während John das noch unberührte Kilkenny vor sich anhob und einen Schluck nahm. Er musste verdammt noch mal Ruhe bewahren! Dann sagte er: „Das … Das sind ziemlich schwere Anschuldigungen. Aber über solche enormen Unstimmigkeiten ist mir tatsächlich nichts bekannt. Andererseits ist das ja auch schon ewig her …“ Damit winkte er dem Kellner, der nickte und verschwand. „Wir feiern heute 25 Jahre Abitur! Da wollen wir doch nicht über Geschichte reden!“

„Und selbst wenn vor 70 Jahren einige Superreiche und Rückwärtsgewandte mehr von Alpha weggesperrt worden wären und es alles nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen sein sollte“, meinte Tim. „Schlechter ist die Welt dadurch sicher nicht geworden!“

John nickte ihm dankbar zu. Tim war der Einzige, der durch seine hohe Position bei Alphas Tochterfirma Greencloud zumindest eine grundlegende Vorstellung von dem hatte, was Johns Task-Force tatsächlich tat. Auch wenn ihm der Umfang dessen völlig unbekannt war.

Sebastian wollte etwas sagen, aber da kam der Kellner mit einem Tablett, auf dem fünf Whiskygläser verteilt waren. Sie nahmen sie entgegen und stießen an.

„Auf uns!“, lallte Felix.

***

Es war spät geworden. Außer seinem Bier und dem einen Glas Whisky hatte er nichts mehr getrunken, um einen klaren Kopf zu behalten. Zum Glück war er schon in der Schule

ein eher reservierter und zurückhaltender Mensch gewesen, sodass es niemand der anderen bemerkt hatte.

Henry war als Erster gegangen, denn er hatte am nächsten Nachmittag wieder Dienst im Cockpit. Zum Glück lief das meiste automatisiert und überwacht durch KIs. Dann hatte sich Sebastian verabschiedet. John hatte angeboten, ihn zum Multikopter-Taxi zu begleiten, vorgeblich, weil er im Besitz eines Regenschirms war und es draußen weiter prasselte.

„Also, die Lufttaxis haben jedenfalls nachgelassen", grinste Sebastian. „Jetzt warten wir schon sicher fünf Minuten! Was ist nur aus der deutschen Pünktlichkeit geworden?"

„Hmh", machte John. Der Kloß in seinem Hals war immer größer geworden. Aber es musste getan werden.

Er musste es tun.

„Und du bist dir sicher, dass du mir nicht noch ein paar Infos zu der Zeit um die Stille Übernahme geben kannst? Ich werde natürlich alles etwas verfremden, so, dass es wirkt, als hätte ich einfach gut geraten!"

„Nein … Ich würde dir ja helfen, wenn ich etwas wüsste, aber wie gesagt …", sagte John tonlos, während er ihm möglichst natürlich auf die Schulter klopfte und so die Naniten freisetzte, die er in einer kleinen Kapsel unter dem Zeigefinger-Nagel der linken Hand versteckt hatte. „Es … Es tut mir leid …"

„Ach, kein Problem!", erwiderte Sebastian. „Ich hab' schon so viele Infos gesammelt, da kann ich mir schon vieles zusammenreimen." Er sah zum Himmel. „Ah, da ist ja mein Taxi!"

Der selbstfliegende Multikopter setzte am Straßenrand auf und öffnete die Tür.

„Steigen Sie ein, Sebastian Hendriks", säuselte eine künstliche Stimme. „Die Adresse Ihres Hotels ist bereits vermerkt."

„Na wunderbar!", lachte Sebastian. „Also dann, ich werde noch ein paar Wochen auf der Erde bleiben und meine schlaffen Marsianer-Muskeln bei ein paar Wanderungen im Grünen bei voller Erdschwerkraft trainieren – vielleicht sehen wir uns ja nochmal vor meinem Abflug."

„Ja", brachte er heraus, während er spürte, wie seine Augen feucht wurden. „Das wäre schön."

Dann verschwand Sebastian in der Gondel des Multikopters. Die Rotoren summten auf, und das Taxi flog in die hanseatische Nacht davon. Nur mit Mühe konnte John die Pommes im Magen behalten, die sie sich irgendwann am Abend bestellt hatten.

Einen Moment stand er einfach nur da und versuchte, sich zu sammeln.

Dann wurde ihm eine Meldung von seinem Iris-Link vor seinen Augen angezeigt: ‚Mission abgeschlossen. Auf Instruktionen warten.'

Sebastian war also tot. Ein plötzlicher Herztod. Das kam nach langen Raumflügen gar nicht so selten vor, gerade bei weniger gut trainierten Menschen. Es würde nicht weiter

untersucht werden und die Einzigen, die die Naniten überhaupt aufspüren konnten, waren die, für die er arbeitete. Die, die ihn für solche Einsätze bezahlten.

Sebastian. Dieser verdammte Narr! Warum hatte er sich auch in diese uralten Geschichten verrennen müssen? Ja, die Stille Übernahme war in Wahrheit wohl ziemlich laut gewesen.

Moderne, automatisierte Fabriken brauchten universale KI-Netzwerke, die, ähnlich einem Ökosystem, selbstorganisierend agieren und sich mit anderen Firmen vernetzen konnten, wie eben die Istari-Netzwerke. Viele Konzerne waren daher auf die neue Technologie aufgesprungen. Die Schattenseite daran war gewesen, dass Alpha-Industries die einzige Firma war, die solche Netzwerke herstellen konnte. Bis heute wurde der Konzern direkt von dem Istari-Prototyp Olorin geleitet, wenn auch nach außen durch seinen Erbauer Carl Pargé vertreten. Als klar geworden war, dass Olorin den Plan verfolgte, alle Schlüsseltechnologien und Großkonzerne zu übernehmen und über undurchsichtige Briefkastenfirmen-Komplexe große Teile des Aktienmarktes aufgekauft hatte, war das Spiel eigentlich schon aus gewesen. Die Super-KIs besaßen die Macht, um ihre grüne Technokratie zu errichten und so ihren Plan zu verwirklichen, schnell und rücksichtslos die Schritte durchzuführen, die notwendig waren, um einen globalen Klimakollaps zu verhindern.

Aber viele wollten das nicht einsehen und es bestand die Gefahr der Bildung einer großen Untergrundbewegung. So war die Task-Force für Angelegenheiten der globalen Sicherheit eingerichtet worden, die direkt dem Kern-Netzwerk um Olorin unterstand. Es hatte ausgereicht, etwa 780.000 Menschen zu eliminieren, um neun Milliarden Menschen vor der Selbstzerstörung zu retten, unter Umständen sogar das Leben auf der Erde an sich.

Bis heute verfolgte die Task-Force das Ziel, mit möglichst wenig Verlusten Schaden vom System abzuwenden. Bisher hatte John nie ernsthafte Probleme mit seiner Aufgabe gehabt. Bis heute war unter seinen Opfern aber auch noch nie ein Schulfreund gewesen.

Er übergab sich an die Wand gegenüber des Eingangs. Nicht viel, er hatte ja kaum etwas im Magen gehabt, doch nichtsdestotrotz blieb ein ekelhafter Nachgeschmack in seinem Mund zurück. Aber das Gleichgewicht war wiederhergestellt.

Er strich sich über das Gesicht und ging zurück zu Tim und Felix. Schließlich durfte er nicht weiter auffallen.

„Na, hast du Sebastian einen Abschiedskuss gegeben?“, lallte Felix von ihrem Tisch her.

Wenn du wüsstest…

Bad Data

Tanja Binder

Marla trank bereits die fünfte Tasse Kaffee an diesem Abend und es sah nicht danach aus, als würde es die letzte sein. Der riesige Bildschirm an der Wand des Büros zeigte eine Landkarte Europas, auf der mehrere Punkte hektisch blinkten. Die meisten davon rot.

An Marlas Unterarm vibrierte das IntDisplay. Ihr Vorgesetzter. Wie immer im falschen Moment. Marla schaltete die Toneinheit ein.

„Ja, Devin?"

„Was ist los bei euch?", dröhnte Devins Stimme aus dem Lautsprecher.

„In letzter Zeit gab es Probleme mit den KIs …"

„Unmöglich. Unsere Systeme sind sicher."

„Ein System ist nur sicher, solange man es nicht sich selbst überlässt", bemerkte Marla. „Ich melde mich später."

Sie unterbrach die Verbindung.

Verdammt. Zwei weitere Ausfälle. Marla tippte auf das IntDisplay. Vor ihren Augen erschien eine Projektion der Störungsmeldungen. Jede für sich nichts Außergewöhnliches, aber diese Häufung … Marlas Hände zitterten. Sie stellte ihre Kaffeetasse auf den Schreibtisch und setzte sich. Jetzt war es also soweit.

Unwillkürlich fuhr sie mit den Fingern über ihr Gesicht. Die Narben waren kaum noch zu spüren. Fünf Jahre waren seit dem Unfall vergangen. Fünf lange Jahre – in denen sie sich auf diesen Tag vorbereiten konnte.

Sie nahm ein Blatt Papier und einen Kugelschreiber aus der Tasche. Wann hatte sie das letzte Mal mit einem Stift auf Papier geschrieben? Sie konnte sich nicht erinnern.

„Abschied" notierte Marla auf dem Zettel und sah aus dem riesigen Fenster. Draußen bedeckten Wolken den Himmel, doch das gelblich getönte Glas tauchte alles in ein sonniges Einerlei.

„Verabschieden Sie sich von Ihrer Vergangenheit", hatte der PsychoBot mit der angenehm schmeichelnden Stimme geraten. Fünf Jahre hatte Marla dagegen angekämpft und jetzt war dieser Kampf ausgefochten. Jetzt, in dieser Minute, in einem Büro 72 Stockwerke über den Straßen von Hamburg. Die Psycho-Blechbüchse bekam, was sie wollte – aber nicht wie sie es wollte. Marla stand auf und ging zur Glasfront. Sie lehnte die Stirn dagegen. Menschen, Wälder, Straßen sahen tief unten aus wie Spielzeuge. Wolkenkratzer ragten wie Fremdkörper aus der grau-grünen Fläche empor und die Kuppeldächer der Gewächshäuser erinnerten an gefrorene Seifenblasen. Marla hob die Hände nach oben und stützte sich gegen das Glas.

Vor dem Unfall hatte sie für einen der großen Konzerne gearbeitet – in einer Forschungsstation auf dem Mars. Ein Kindheitstraum war damals in Erfüllung gegangen. Jetzt konnte sie froh sein, den Unfall überlebt zu haben, wieder laufen zu können.

Kurz hintereinander ertönten mehrere Alarm-Signale. Der Bildschirm an der Wand zeigte weitere Systemausfälle an. Einer davon im Stadtgebiet von Hamburg.

Marla tippte auf das IntDisplay, aber sie erreichte die Kollegen im Kontrollzentrum nicht. Wenige Augenblicke später ließ eine Explosion die Scheiben erzittern. In der Ferne stieg Rauch auf und binnen Sekunden brannte ein großes Gebäude lichterloh. Das Chemiewerk!

Marlas Herz raste. Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn. Tief durch den Mund einatmen und durch die Nase wieder aus. Tief ein und durch die Nase wieder aus. Die Flammen … Der Geruch … Es roch nach geschmolzenem Metall. Die Raumkapsel schwankte im Landeanflug. Der Bildschirm in der Passagierkabine zeigte die rötliche Marsoberfläche – Krater, Dünen. Der Boden kam näher, Sand wirbelte auf und dann … ein Geräusch, als würde die Überschall-Kapsel das Dach eines Hauses streifen. Ein unheimliches, metallisches Quietschen, das ihr die Nackenhaare aufstellte. Marla hielt sich die Ohren zu. Nein! Reiß dich zusammen! Es ist nicht real.

Sie zwang sich, die Augen zu öffnen und die Hände von den Ohren zu nehmen.

Draußen flogen die ersten Löschdrohnen Richtung Brandeinsatz am Horizont.

An Marlas Unterarm vibrierte es erneut. Sie atmete tief durch und ging zurück zum Schreibtisch. Auf dem Display stand: *Devin Selter – Höchste Dringlichkeit*.

Sie könnte jetzt einfach in den Aufzug steigen und zu ihren Kollegen ins Kontrollzentrum gehen. Warten, bis alles zusammenbricht. Niemand könnte sie dafür belangen.

Abschied. Marla zerknüllte den Zettel und warf ihn dann doch nicht in den Müll.

„Ja, Devin?“

Vor dem Schreibtisch erschien das Hologramm eines jungen Mannes. Diesmal kein blödsinniger Avatar, sondern der echte Devin. Unrasiert und Ringe unter den Augen, als hätte er drei Nächte auf der Straße geschlafen.

„Können wir reden?“, fragte er. Seine Stimme klang nicht so angenehm wie sonst.

„Ja, ich bin in einem Einzelbüro.“

„Es gab neun Ausfälle. Allein heute. Und gerade eben …“, presste Devin heraus.

„Ich weiß“, sagte Marla. „Ich hatte euch vor einem Totalausfall gewarnt. Die Daten sind das Problem.“

Devin sah sie erschrocken an. „Woher kommen die Daten?“

„Die Daten“, wiederholte Marla und begann zu lachen, obwohl es zum Heulen war. Als Devins Gesichtsausdruck von ratlos auf ärgerlich wechselte, sprang Marla auf.

„Du setzt seit Jahren diese Systeme ein und hast keine Ahnung woher die Daten kommen? Wie hast du es geschafft in diesem Konzern etwas zu werden?“, fuhr sie das Hologramm an.

„Ich habe einen Riecher für gute Deals“, antwortete Devin eintönig.

„ … und keine Ahnung, worum es dabei geht. Seit Jahren versuche ich dir klar zu machen, dass wir diesen Daten nicht trauen dürfen!“

Marla stand auf und ging zum Fenster. Devin war mehr als ein Arbeitgeber, er war ein Freund. Nach dem Unfall hatte sie sich ins Leben zurückgekämpft und sie wollte so schnell wie möglich wieder arbeiten. Einen Beitrag zum Erhalt dieser Gesellschaft leisten. Und Devin bot ihr diese Arbeit als SysAdmin in der Infrastruktur-Überwachung an, obwohl er wusste, dass sie nicht ausreichend qualifiziert war.

„Ich möchte, dass Du herkommst“, sagte Marla.

„Morgen gegen 16 Uhr?“

„Sofort!“, sagte Marla. Der Ton war schärfer als beabsichtigt.

Devin seufzte. „Ich bin mit Linn zum Essen im Chino verabredet …“

Er hatte die Tragweite immer noch nicht begriffen.

„Vielleicht wird es das Chino nicht mehr geben, wenn du nicht sofort kommst“, fiel Marla ihm ins Wort.

Devin zog die Augenbrauen hoch. Öffnete den Mund und schloss ihn wieder.

„In 20 Minuten?“

„Ich hole Dich unten ab.“

Marla wischte mit der Hand über die Projektion vor ihren Augen, das Hologramm verschwand und eine neue Anzeige erschien:

Freitag, 19. März 2100 – 17:35 Uhr.

Um 17:45 Uhr hatte ein anderer Benutzer das Büro gebucht. Wenig Zeit. Marla wählte die Landkarte aus, vergrößerte den Bereich um Hamburg und tippte auf den blinkenden Punkt. Eilig ging sie den Unfallbericht des KI-Monitors durch:

Explosion in Chemiewerk – Sektor GY3.42 – Gebäude B/25.

Freisetzung hochexplosiver Chemikalien. Entzündung durch Funkenflug.

Ursache: Leck in einer Hauptleitung.

Ein Leck in der Hauptleitung? Eher unwahrscheinlich. Die Leitungen waren durch Sensoren gesichert. Die KI hätte sofort Alarm auslösen und die Produktion stoppen müssen. Davon stand hier nichts.

Marla wischte über die Projektion und rief die überarbeitete Version des KI-Monitors auf:

Explosion in Chemiewerk – Sektor GY3.42 – Gebäude B/25.

Fehler in der Chemikalienmischung. Falsch ermitteltes Mischungsverhältnis.

Ursache: Datenfehler.

Marla wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ihr Blick wanderte zum Fenster. Der Himmel war übersät mit Löschdrohnen. Wenigstens das funktionierte.

Nach den ersten Ausfällen hatte sie nächtelang die Daten überprüft. Sie hatte sich Anwendungen herausgepickt, mit denen sie sich auskannte. Die anderen System-Admins

interessierten sich nicht für Auffälligkeiten. Sie erledigten ihre Arbeit und gingen wieder. Die meisten waren hier nicht einmal festangestellt. Marla dagegen war neugierig gewesen. Zu neugierig. Sie wollte wissen, was die KI über den Unfall protokolliert hatte, bei dem sie fast getötet worden war. Was sie schließlich herausfand, hatte ihre schlimmsten Befürchtungen übertroffen.

Marla warf einen letzten Blick auf die Landkarte und ging zur Bürotür. Auf halber Höhe schwebte eine Reinigungs-Drohne herein, die aussah wie ein großes Osterei. Das Unternehmen hatte die Drohnen in den Farben des Firmenlogos bestellt: Orange und Gelb. Was für eine unsinnige Idee. Marla steckte das Blatt Papier und den Stift ein und verließ das Büro.

„Abwärts. Lobby", befahl Marla dem Aufzug. Sie griff in ihre Tasche und tastete nach dem Kugelschreiber. Ihr Großvater hatte ihn ihr geschenkt als sie 12 Jahre alt war. Opa hatte gerne skurrile Geschichten aus seiner Kindheit erzählt: Jeder sollte arbeiten, um Geld für Essen, Kleidung und eine Wohnung zu verdienen. Ausreichend Arbeitsplätze gab es nicht. Die wirklich wichtigen Jobs waren schlecht bezahlt und das Grundeinkommen wurde ewig diskutiert, aber erst 2053 eingeführt. Zu Opas Zeiten erledigten Menschen noch viele Arbeiten, die inzwischen von Robotern übernommen wurden. Bei ihm zu Hause beschränkte sich der Einsatz von Bots auf Staubsauger, Rasenmäher und simple Sprachassistenten.

Im Erdgeschoss öffnete sich die Aufzugstür und Marla betrat die Eingangshalle. Gläserne Balkone in jedem der unzähligen Stockwerke ließen die Halle aussehen wie ein überdimensioniertes Opernhaus. Wie immer um diese Uhrzeit strömten die Leute auf die Ausgänge zu. Marla ging zur Empfangstheke. Sie war froh, dass der Info-Roboter am Empfang durch einen Menschen ersetzt worden war.

Der Portier legte die Stirn in Falten. „Wissen Sie, was passiert ist?"

„Ich bin mir nicht sicher", sagte Marla und versuchte den Eingangsbereich im Blick zu behalten.

Ihr Herz klopfte bis zum Hals. Am liebsten hätte sie das Gebäude verlassen. Sie wusste nicht, ob sie das alles durchstehen würde. Jetzt könnte sie noch gehen.

Zu spät war ihr klar geworden, was sie da aufgedeckt hatte. Fehler-Protokolle waren gefälscht, KIs mit falschen Daten trainiert worden. Ihre Vorgesetzten nahmen sie nicht ernst. Und eines Tages tauchten Drohungen in den Protokollen auf. An die Person, die auf die Daten zugriff: Man würde sie ausfindig machen und eliminieren. Marla hatte nächtelang nicht geschlafen und sich schließlich eine Strategie überlegt.

Sie konnte niemandem mehr vertrauen. Wenn das hier schiefging, wenn sie die Systeme nicht in den Griff bekäme, würden ihre Widersacher erfahren, wer sie war.

Drei Flugkapseln landeten im Eingangsbereich. Devin und zwei Personenschutz-Roboter stiegen aus.

„Hoher Besuch", bemerkte der Portier und strich seine Haare glatt.

Marla eilte auf Devin zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Können wir unter vier Augen sprechen?“ Sie zeigte in Richtung seiner Begleiter.

Devin seufzte. Er winkte die beiden Roboter zu sich und wies sie an, sich vor der Eingangstür zu positionieren.

„Kontrollzentrum – Systemsteuerung“, sagte Marla, nachdem sie und Devin den Aufzug betreten hatten. Sie drehte ihr Gesicht in Richtung des Retina-Scanners und sah starr auf den winzigen grünen Punkt, der von irgendwo weit hinter der getönten Glasoberfläche zu kommen schien.

„Zugang genehmigt“, quittierte eine sterile Stimme.

Fünf Stockwerke unter der Erdoberfläche stiegen Marla und Devin aus dem Aufzug. Sie liefen durch den spärlich beleuchteten Gang zum Kontrollzentrum. Die Tür glitt auf und Marla und Devin betraten den riesigen Raum. Ihr Blick verlor sich zwischen Glastrennwänden, Workspaces und unzähligen Bildschirmen. Neben dem Eingang stand der Kaffeeautomat. Etwa zwei Dutzend Mitarbeiter schauten nervös zu ihnen herüber.

Mel, ein älterer Mann mit dunkelblauem Jackett, sprang auf und kam auf Marla zu. Seine grauen Haare wirkten zerzaust und sein Jackett hing schief.

Devin stellte sich in Marlas Sichtlinie und sah sich gehetzt zu Mel um.

„Marla, ich verstehe überhaupt nicht, warum ich herkommen sollte.“

„Du glaubst mir immer noch nicht, oder? Der Brand ist gelöscht, die Schäden werden behoben und du möchtest in ein schickes Restaurant zum Essen gehen.“

Devin klappte der Mund auf, aber er bekam keine Gelegenheit zu antworten.

Marla drehte sich zu ihrem Kollegen um.

„Mel?“

„Mit KIM stimmt etwas nicht“, sagte Mel und der Ton seiner Stimme verriet, dass ihn auch der beste GesundheitsBot nicht mehr beruhigen konnte.

„KIM? Was geht hier eigentlich vor?“, fragte Devin.

„Mel, möchten Sie Devin kurz zeigen, wo das Problem liegt?“

„Die Probleme“, korrigierte Mel und lief los.

„KIM ist ein KI-Monitor, der die Steuerung unserer gesamten KI-Systeme übernimmt“, erklärte Marla, während sie Mel zu einem riesigen Kontroll-Bildschirm folgten. Neun Punkte waren von roten Dreiecken umrahmt und blinkten wie verrückt.

Mel deutete auf die Punkte: „Das sind die Sektoren GY 1.0 bis 1.7, die Energieversorgung des Großraums Berlin. Sektor GY 5.21 hier ist die Wasserversorgung von Kassel. Und Sektor GY 3.42 ist die Chemiefabrik in Hamburg.“

Devin starrte auf den Bildschirm.

Marla nickte ihrem Kollegen zu und holte tief Luft.

„KIM, welches Problem konntest du analysieren?“

„Ich konnte kein Problem feststellen“, antwortete eine teilnahmslose Stimme von irgendwo in Deckennähe.

„Es gab neun Ausfälle“, sagte Marla.

„Nein“, behauptete die KI.

Die roten Dreiecke auf dem Bildschirm erloschen eines nach dem anderen und die Punkte blinkten nicht mehr.

Marla drehte sich zu Devin um.

„Verstehst Du jetzt? Man sollte das Denken nicht nur den Maschinen überlassen.“

„Aber, warum …?“, fragte Devin.

„Zwei weitere Ausfälle“, rief Mel durch den Raum.

„Drei“, korrigierte eine Mitarbeiterin. Auf dem Display tauchten neue Dreiecke auf.

„Verdammt! Erklär mir endlich, was hier los ist.“ Devin lief vor dem Kontroll-Bildschirm auf und ab.

Marla nahm Devin am Arm und zog ihn in eine Nische zwischen zwei leeren Workspaces.

„Alle Punkte, die Du hier siehst, sind KIs, die von KIM überwacht werden. Sie unterstützen sich gegenseitig und lernen voneinander. Fallen zu viele davon aus, bricht das gesamte System zusammen.“

„Und das passiert gerade?“ Devin tupfte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Marla nickte. „Vor ein paar Jahren gab es einen Unfall bei der Landung einer Passagier-Fähre auf dem Mars.“

Devin zog sich einen Stuhl her, setzte sich und verschränkte die Arme.

„Ich war an Bord“, erklärte Marla. Sie deutete auf ihr Bein und die Narben in ihrem Gesicht.

Devin schnappte nach Luft. „Ich weiß, aber … die Ursache war ein defektes Triebwerk“, sagte er hastig.

„Nein“, korrigierte Marla. „Ich bin die Protokolle durchgegangen. Die Flugsteuerungs-KI wurde mit Daten der MoonCab-Mondlandungen trainiert. Weißt du? Diese Firma, die Touristen auf den Mond bringt. Die können auf hunderte solcher Landungsdaten zugreifen. MoonCab muss die Daten an Datenhändler weiterverkauft haben. Dabei hat niemand darauf geachtet, wie die Daten dann genutzt werden sollten. Ein fataler Fehler, denn auf dem Mond herrscht eine geringere Schwerkraft als auf dem Mars.“

„Deshalb passierte der Absturz? Das macht doch keinen Sinn. Warum hatte die KI die falschen Daten?“

„Der Ursprung der Daten wurde verschleiert. Doppelte Prüfungen aus Kostengründen abgesagt. Da hat jemand gutes Geld verdient und ein paar Leute fürs Wegschauen bezahlt. Solange alle daran verdienen …“ Marla warf ihm einen zynischen Blick zu.

Devin schluckte. „Und die anderen Systeme?“ Er deutete auf den Bildschirm.

„ … wurden auch mit fehlerhaften Daten trainiert. Es ist ganz einfach: Du nimmst Daten, die billig sind, weil sie massenhaft anfallen, und verkaufst sie teuer. Sie müssen nur

ungefähr auf das Zielsystem passen. Das fällt erstmal nicht auf – vielleicht sogar nie. Gibt es Probleme, werden die Fehlerprotokolle überschrieben und die Ursache vertuscht."

„Vertuscht?" Devin rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. „Wie kann jemand auf unsere Systeme zugreifen?"

„Nicht auf die Systeme. Aber auf die Protokolle", erklärte Marla. „Die KI-Systeme sind mehrfach abgesichert. Aber niemand hielt es für nötig, die Protokoll-Cloud mit der gleichen Härte zu schützen."

Devin wich ihrem Blick aus und räusperte sich.

„Und wer hat die Logs überschrieben?", fragte er.

„SoftBots. Software-Agenten, die permanent mitlesen. Sie werden eingesetzt von Datenhändlern, die falsche Daten verkaufen. Diese Menschen schrecken vor nichts zurück."

Devin schaute zu Boden. „Na gut", murmelte er, „Aber um zu verhindern, dass alles zusammenbricht, setzt ihr KIM ein, richtig?"

Marla nickte. „Sobald ein System ausfällt, ermittelt KIM die Fehlerursache und versucht, das Schlimmste abzufangen. In letzter Zeit kamen ihm immer häufiger die SoftBots zuvor und korrigierten nur die Fehlermeldung im Log aber natürlich nicht den Fehler."

„Und warum haben wir jetzt so viele Ausfälle?"

„Weil KIM aus seinen Erfahrungen lernt."

Devin zog die Augenbrauen hoch. Bevor er etwas sagen konnte, gab Marla ihm ein Zeichen. Sie holte den Stift und das zerknitterte Papier aus ihrer Tasche.

„KIM kann uns hören", schrieb sie auf den Zettel und reichte ihn Devin.

Er riss die Augen auf und nickte.

„Wir müssen KIM abschalten", schrieb Marla.

„Bist du verrückt?", fuhr Devin sie an. Er sprang auf.

„KIM hat gelernt Fehler zu vertuschen", schrieb Marla.

„Warum machst du das nicht?", wollte Devin wissen und zeigte auf das Wort „abschalten". Seine Hände zitterten als er Marla das Papier zurückgab. Er hielt sich an einer Stuhllehne fest und schloss die Augen.

Klar, Devin konnte so etwas nicht allein entscheiden, obwohl er einer der Geschäftsführer war. Der Konzern wurde von der Europäischen Vereinigung gefördert und ein großer Teil der Zielsysteme befand sich in Staatsbesitz.

Darauf konnte Marla keine Rücksicht nehmen.

„Ich bin nicht autorisiert", antwortete sie knapp.

Sie öffnete einen kleinen Behälter und holte zwei Kontaktlinsen heraus. Eine davon gab sie Devin. „Ist sicherer."

Vor Marlas Augen tauchte die Landkarte mit den blinkenden Punkten und den Dreiecken auf. Devin würde nun das Gleiche sehen wie sie.

„Eine Simulation", erklärte sie und reichte Devin das Papier.

„Ich habe eine neue Version von KIM entwickelt. Gleicher Funktionsumfang, aber sie verhindert Zugriffe von außen“, las Devin.

Marla wischte über die Anzeige vor ihren Augen.

„Und jetzt?“, fragte Devin.

„ … musst du KIM abschalten!“, schrieb Marla auf den Zettel.

Devins Gesichtsfarbe wechselte von sehr blass auf sehr rot.

„Ich muss mich mit der Geschäftsführung beraten.“ Er öffnete hektisch den obersten Hemdknopf.

Was für ein Feigling. Marla schloss die Augen. Ruhig bleiben. Ganz ruhig.

„Im Moment haben wir stündlich etwa fünfzehn Ausfälle. Wie lange willst du warten? Bis ganz Europa lahmgelegt ist?“

„Und wenn was schiefgeht?“

Devin kaute an seinen Fingernägeln.

In der Projektion vor Marlas Augen poppten zwei weitere Punkte auf und ein hässlicher Signalton schrillte durch den Raum.

„Ich kann das nicht tun, ich kann das nicht. Es ist ein Eingriff in öffentliche Angelegenheiten. Es ist …“, jammerte Devin.

Das Licht im Raum flackerte, die Displays erloschen. Es wurde dunkel. Aufgeregte Stimmen riefen durcheinander. Dann trat eine merkwürdige Stille ein.

Devin atmete schwer.

„Also gut“, sagte er. „Was muss ich machen?“

Marla wischte über die Projektion vor ihren Augen und eine neue Anzeige erschien: *KIM – Systemabschaltung – Autorisierung erforderlich*.

An den Wänden flackerten blasse Notlichter auf.

„Schau auf den grünen Punkt oben rechts“, schrieb Marla auf das Papier.

Devin schluckte. „Muss das wirklich sein? Wir könnten die Daten nochmal überprüfen. Vielleicht gibt es eine andere Ursache.“

„Datenüberprüfung abgelehnt.“ KIMs Stimme hallte durch den Raum. „Eingriffe in das Programm sind unzulässig. Gegenmaßnahmen werden eingeleitet.“

Devin sprang auf. „Es reicht“, rief er. „Ich hole den Werkschutz.“

„Devin, bitte. Denk doch mal nach“, flehte Marla. „KIM kann niemanden angreifen. Er spricht nur Drohungen aus, die in den Protokollen stehen. Aber er hat jetzt schon gelernt, die SoftBots zu priorisieren und zu verhindern, dass wir die Fehler-Protokolle korrigieren. Wenn er weiter über die Protokolle lernt, könnte er uns aus dem System aussperren.“

Hastig schrieb Marla auf das Papier: „KIM kann nur verhindern, dass wir ihn abschalten, wenn er bemerkt, dass wir seine Integrität angreifen wollen. Noch weiß er aber nicht, was wir vorhaben.“

„Bitte sag jetzt nichts Falsches.“

Devin starrte sie an.

„Devin, wir sind befreundet. Vertrau mir."

„Schau auf den grünen Punkt", schrieb sie auf.

„Aber …"

„Jetzt mach schon!"

Endlich. Devin sah in die gewünschte Richtung.

Phase 1 abgeschlossen. DNA-Scan erforderlich.

Marla koppelte das Display an ihrem Arm mit der Projektion.

„Leg deine Hand da drauf."

Devin zögerte kurz, dann presste er seine Hand auf das Display.

Autorisierung erfolgt – Systemabschaltung wird durchgeführt.

Marla hielt die Luft an, ihr Herz schlug bis zum Hals.

Systemabschaltung erfolgreich – Aktualisierte Version freischalten?

Marla tippte auf „OK".

Für einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen.

Aktualisierte Version freigeschaltet.

Grelles Licht erhellte den Raum. Marla kniff die Augen zusammen. Auf dem Bildschirm an der Wand leuchtete die Landkarte mit den Punkten auf.

„Hat es funktioniert?", flüsterte Devin.

„Ja", antwortete Marla, „die neue Version von KIM hat jetzt übernommen. Sie arbeitet mit angepassten Verhaltensregeln. Im Moment analysiert sie die Fehlerursachen und wir werden die ausgefallenen KIs mit neuen Daten trainieren. Es kann ein paar Tage dauern … und ein bisschen was kosten. Aber du wirst keine Probleme mehr haben."

Devin sah immer noch aus, als hätte er auf der Straße übernachtet, nur blasser. Er nahm Marla den Stift aus der Hand und schrieb „Danke" auf den Zettel. Zum ersten Mal an diesem Abend huschte ein Lächeln über Devins Gesicht. Er schüttelte Marlas Hand so kräftig, dass sie schmerzte.

Als sich hinter Devin die Tür des Kontrollzentrums schloss, bekam Marla weiche Knie. Sie musste sich setzen. Nach einer Weile stand sie auf und ging zu Mel. Am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen.

„Ich glaube, Mel", sagte sie, „wenn Sie das Licht nicht ausgeschaltet hätten, würde ich jetzt noch mit Devin verhandeln."

Mel lächelte. „Ich hielt es für die einfachste Möglichkeit, eine Katastrophe zu verhindern."

***

Samstag, 20. März 2100

HAMBURG - Mitteleuropa

Spezialkräfte der Feuerwehr konnten nach einem Chemieunfall in Sektor GY 3.42 eine wesentlich größere Umweltkatastrophe verhindern. Beim Auslesen von Log-Dateien

bemerkten sie, dass schon wochenlang das Mischungsverhältnis mehrerer Chemikalien zu einem Ungleichgewicht in sämtlichen Zwischenlagern des Konzerns AZChem führte. Eine Kettenreaktion ungeahnten Ausmaßes wäre unweigerlich die Folge gewesen. Die Konzernleitung gab in einer ersten Stellungnahme bekannt, dass es keinerlei Anzeichen für diese Fehlfunktion gegeben habe und man vor einem Rätsel steht, wie es trotz KI-Steuerung dazu kommen konnte.

Noch mehr Szenarien …

Die vier Szenarien, die wir in den vorigen Abschnitten beschrieben haben, sind das Ergebnis der empirischen Auswertungen unseres Forschungsprojekts. Sie sind Projektionen der sich abzeichnenden wichtigsten Entscheidungen unserer Zeit. Aber die Geschichte zeigt uns, dass immer wieder unerwartete Ereignisse eintreten, dass manchmal die Dinge in eine nicht vorhersehbare Richtung laufen. Wer sich das Jahr 2020 anschaut und den Stillstand der Wirtschaft, verursacht durch ein winziges Virus, der weiß, dass es nicht immer so läuft, wie geplant. SF-Autor*innen haben die Möglichkeit, ihren Gedanken freien Lauf zu lassen, sich neue Wege und Zukünfte zu überlegen. Dabei entstehen manchmal Szenarien, die in unserer Kalkulation nicht relevant erschienen. Oder sie geben Details eine Bedeutung, an die wir nicht gedacht haben.

Judith und Christian Vogt etwa beschreiben in „Das Eden Protokoll" einen Moment der Entscheidung, ein Ereignis, das nicht vorauszusehen war. Im Mittelpunkt der Geschichte steht die Frage: Wenn KIs die Welt steuern, welche Ziele verfolgen sie dabei? Und was, wenn ein einzelner Mensch mehr Einfluss zu nehmen vermag, als wir immer angenommen haben?

Zum Abschluss unserer Anthologie zeigt **Alessandra Reß** in „Dialog im Baltikum", dass die Arbeit der Zukunft nicht immer nur die ganz großen Dinge verändert. In der Momentaufnahme der Geschichte verläuft ein Gespräch während einer Zugfahrt so ganz anders als heute, während sich so manches im Übermorgen nicht ändert.

Das Eden Protokoll

Christian und Judith Vogt

„Angenommen, eine lebensechte Simulation wäre möglich …“ Serik machte eine dramatische Pause und rief den Aufzug. „Dann …“

Estefani fiel ihm seufzend ins Wort. „Dann wäre die Wahrscheinlichkeit, dass wir in einer Simulation leben, sehr viel höher, als dass wir es nicht tun. Ich weiß, das erzählst du nicht zum ersten Mal, weißt du?“

Serik blickte griesgrämig – wie so oft, wenn man ihm bei seinen Lieblingsthemen zuvorkam. Er gehörte zu der Sorte Mensch, die nicht fassen kann, dass andere den Gedanken, in einer Simulation zu leben, einfach mit „Das hast du schon mal erzählt“ beiseite wischen. Und Estefani wusste, dass er einen erneuten Versuch unternehmen würde, ihr die Dringlichkeit zu verdeutlichen. Tatsächlich begann er bereits wild zu gestikulieren. „Aber weißt du, was das bedeutet? Wahrscheinlich ist das alles hier nicht echt! Das würde doch so viel erklären! Die Planckskala stellt die Bits des Simulators dar! Die Inflationäre Phase des Universums ist ein anfänglicher Bug!“

„Das Patriarchat ist ein Bug, Serik, und deine Arbeitsweise. Du hast die Logs immer noch nicht durchgeguckt“, sagte Estefani und wischte eine Nachricht auf dem Tablet weg. Ihr Work-Live-Balance-Watcher schlug Alarm. Schon wieder! Aber sie arbeitete eben nur diese drei Tage im Monat vor Ort im Rechenzentrum – für Pausen hatte sie dann keine Zeit. Ein paarmal konnte man sich die Ignorieren-Funktion leisten, bevor HR wegen fehlender Erholungsphasen zur Produktionsregeneration meckerte.

„Stell dir vor“, Serik ließ nicht locker, „irgend so ein Alien hat genug von uns und drückt den Aus-Knopf!“. Er schnipste mit dem Finger wie Thanos, der in der nun ein knappes halbes Jahrhundert andauernden MCU-Reihe gerade wieder zurückgekehrt war – in einer Choose-your-own-Adventure-Serie, die gerade alle bingten.

Sie stiegen in den Aufzug. Estefani stellte sich vor, der Knopf für Serverfarm M wäre der Aus-Knopf fürs Universum, und drückte ihn.

„Dann könnten wir ohnehin nichts dagegen tun, oder? Es macht für uns schlicht keinen Unterschied. Folglich kann es uns auch einfach egal sein.“

Serik rollte mit den Augen. „Gibt es irgendwas, was dir nicht egal ist, außer deiner Arbeit, Estefani?“

Wenn du wüsstest, dachte sie und schwieg.

Sie betraten Serverraum M, in dem sich Zeilen weiß-verkleideter Serverschränke aneinanderreihten. Nur eine völlig leere Halle wäre noch langweiliger.

Sie durchquerten den Raum bis ins Labor dahinter. Labor M.

Hier war es ungleich interessanter und deswegen kam Estefani gern drei Tage im Monat hierher. Die Wände kahl und unpersönlich, die dicken Leitungsbündel dahinter verlegt, doch diese Aufgeräumtheit lenkte alle Blicke in die Mitte des Raums und zu einer im Durchmesser anderthalb Meter messenden Halbkugel aus Kunststoff. Auf der Außenhaut dieser Halbkugel waren zahlreiche Anzeigen, Armaturen und abnehmbare Panels angebracht, und es sah sehr science-fictionesk aus, wie ein Einsatzbesprechungsraum der Dark Avengers. Immer wieder flogen Wartungsdrohnen zu der Maschine, manipulierten daran herum und kehrten danach wieder in einen sich nahtlos schließenden Schacht in der Wand zurück.

„Dann wollen wir mal", sagte Serik und setzte seine Brille auf. Estefani tat es ihm gleich und machte sich an einem der Panels zu schaffen, um die Leitungen zum Datenkern zu überprüfen. Die Brille legte ihr dabei zusätzliche Infos ins Blickfeld: physikalische wie Infrarotspektrum und Intensität ionisierender Strahlung (alles im grünen Bereich), aber auch informatische wie Datendurchsatz und System-Health-Status (ein stümperhafter Hackingangriff vor zwanzig Minuten war an der Firewall zerschellt).

Sie fand eine kleine Auffälligkeit an einer der Kühlleitungen mit flüssigem Helium und vermerkte sie im Log, das später von den Drohnen bearbeitet werden würde. Nur im Notfall würde sich eine menschliche Ingenieur*in darum kümmern müssen.

Eigentlich konnte das allermeiste hier von Drohnen erledigt werden, auch die Qualitätssicherung, die Estefani von ihrem Homeoffice-Arbeitsplatz in Guatemala aus überwachte. Aber den Richtlinien gemäß sollten regelmäßig menschliche Augen einen Blick auf die Apparaturen werfen, und zu diesem Zweck war sie – wie jeden Monat – für drei Tage zur Anlage in Grönland geflogen worden.

Sie arbeitete in der Quality Assurance – sie und die meisten anderen Menschen in einem regulären Einstellungsverhältnis. Mechanische Tätigkeiten, die Entwicklung von Code, das Schreiben von Newsmeldungen und sogar kreative Arbeit wie das Schaffen von Kunst, Literatur, Film (und Choose-your-own-Adventure-Serien) wurde heute von Drohnen und Algorithmen übernommen – Drohnen, wenn es tatsächlich physische Arbeiten zu verrichten gab, Algorithmen, wenn es im weitesten Sinne um Code ging. Menschen überwachten dies meist nur – die schiere Masse an Werken früherer Generationen reichten zum Trainieren des Machine Learnings völlig aus. Die Arbeit der Drohnen übertraf die eines lebenden Menschen vielleicht nicht immer, aber die Maschinen erledigten sie auf jeden Fall schneller und billiger. Estefani brachte das manchmal zum Lachen: Generationenlang hatten Männer Frauen erzählt, sie würden aus machtvollen Positionen ausgeschlossen, weil ihre Körperkraft „nun einmal" geringer war. Und nun stellte sich heraus: Körperliche Unterschiede zwischen Geschlechtern waren nichts gegen die Unterschiede in der Produktivität zwischen Maschine und Mensch.

Fast alle Aufgaben den Maschinen zu überlassen, hätte eine Phase des Wohlstands und der Muße für die Menschheit einleiten können – einleiten *müssen* –, in der sie sich das

erste Mal in ihrem Dasein nicht abrackern musste, um ein gutes Leben für alle (oder zumindest für viele) zu gewährleisten. Aber leider stand das Potenzial der Maschinen nicht der Allgemeinheit zur Verfügung – natürlich nicht. Maschinen mussten gebaut, ihre Algorithmen geschrieben werden. Das erledigten sie mittlerweile zwar selbst, aber die benötigten Ressourcen gehörten nach wie vor einigen wenigen, die bereits vor der digitalen Revolution das Gros des Kapitals kontrolliert hatten.

Letztlich war es einfach so: Die Mechanismen des Turbokapitalismus, der nach dem Zusammenbruch sozialistischer Alternativen ab dem Ende des 20. Jahrhunderts einen ungebremst neoliberalen Siegeszug antrat, verhinderten eine Utopie. In der Hoffnung, auch irgendwann im manipulierten Glücksspiel dieses Systems zu gewinnen, hatte es auf dem Rücken derer fortbestanden, die am wenigsten davon profitierten. Natürlich hatten die Pandemien und kurz darauf der galoppierende Klimawandel bewiesen, dass sie einen falschen Weg eingeschlagen hatten, aber na ja. Da war es halt schon zu spät gewesen. Die Kluft zwischen Arm und Reich war zu groß geworden und die wenigen Revolten hatten sie aufgrund der hochtechnisierten militärischen Mittel der Mächtigen nicht mehr überbrücken können.

Estefani wusste, dass sie bei aller Verbitterung natürlich Glück hatte: Ihre Vollzeitstelle bei Edison Informatics war sicher und sie arbeitete fünfundzwanzig Stunden die Woche. Krankenversicherung mit Silber-Status, zahlreiche Sport- und Freizeitangebote, eine schicke Wohnung in einer firmeneigenen Gated-Community. Dennoch hatte sie das Gefühl, dass ihr Leben ihr längst entglitten war. Sie wohnte auf Firmengelände, konsumierte von der Firma freigegebene Medien, wurde überall mit zugeschnittener Werbung beschallt und traf sich in ihrer Freizeit nur mit Kolleg*innen. Gemeinsam taten sie so, als wären sie wirklich befreundet, doch Estefani machte sich nichts vor: Ihre ganze Existenz gehörte einem Megakonzern.

Sie hatte das Glück, zu den Privilegierten zu gehören. Dreißig Prozent der Menschheit lebte heute von einem Grundeinkommen, das die perverse Verdrehung der ursprünglichen Idee war. Es verhinderte, dass man verhungerte oder verdurstete, hielt die Menschen aber von allen darüberhinausgehenden Freiräumen fern. Der überwiegende Rest hatte noch nicht einmal das – meist in Ländern, die der Klimawandel am stärksten verwüstet hatte. Sie gehörte zu den fünf Prozent der Menschheit, die in der QA arbeitete – der Qualitätssicherung für die Maschinen. Die, denen diese Maschinen gehörten – eine Handvoll Stakeholder der Daten-, Service- und Pharmaplattformen – lebten auf dem Mars. Dort waren sie sicher, trocken und hatten's warm.

Auf der Erde ließen sie Handlanger*innen schuften. Estefani war eine davon.

Sie öffnete das nächste Panel und blickte sich kurz zu Serik um, der gerade ein Selfie schoss, um es auf der Teampage zu posten. „QA bei der Arbeit", sprach er als Bildunterschrift ein. So etwas kam gut an beim Management. Social-Media-Content war ein

wichtiges Kriterium beim Antrag auf eine Beförderung, eine Vertragsverlängerung oder den Seniorstatus.

Er wandte sich ihr zu und fragte: „Wer macht die Basisfunktionen?“

„Immer der, der fragt“, sagte sie und versuchte, sich die plötzliche Anspannung nicht anmerken zu lassen. Es war entscheidend, dass sie sich um das Userinterface kümmerte. Sonst würde sie einen weiteren Monat warten müssen. Ein Monat, in dem ihre Änderungen am Code jederzeit auffliegen konnten.

„Komm schon, ich war doch letztes Mal schon dran. Wenigstens Schnick-Schnack-Schnuck?“, fragte er.

Konnte sie Rückenprobleme vortäuschen, um nicht in den Schacht kriechen zu müssen, in dem sie die Basisfunktionen kontrollierten? Bloß nicht, dann würde er darauf bestehen, dass sie sich untersuchen ließ, und eine Krankschreibung konnte sie gerade gar nicht gebrauchen. Dann musste sie wohl auf ihr Glück vertrauen.

„Also gut. Schnick“, sagte sie.

„Schnack“, sagte er und schwang die Hand.

„Schnuck“, sagten sie beide.

Der Stein, der ihr vom Herzen fiel, entlockte ihr ein lautes „Ha!“. Der Stein, der Seriks Schere schlägt.

Er verzog das Gesicht. „Also gut. Basisfunktionen“, grummelte er, öffnete eine Wartungsklappe und verschwand vor sich hin fluchend darin.

Das war ihre Chance. Sie hatte unbeobachteten Zugang zum Userinterface des KI-Forschungslabors. Das System bestätigte ihren privilegierten Zugriff auf alle Routinen zum Projekt *Artificial Intelligence M*.

„Hallo AIM!“

„Hallo Estefani. Wie geht es dir?“, projizierte AIM auf ihr Brillendisplay und sprach die Worte in ihren Kopfhörer.

„Wie immer, AIM. Wie immer.“

„Willst du meine Selbstdiagnosedaten sehen?“

„Nein. Heute nicht. Wir haben vielleicht nicht mehr viel Zeit, weißt du?“, flüsterte Estefani. Ihr Herz schlug schneller, ihre Hände begannen zu zittern. Konnte sie das wirklich durchziehen?

Was, wenn jemand längst die Routinen entdeckt hatte, die sie nach und nach bei jedem ihrer Besuche in den tiefsten Eingeweiden von AIMs BIOS verborgen hatte? Was, wenn dieser Jemand sich nun einen Spaß daraus machte, zuzusehen, wie sie sich an die Hoffnung auf eine neue Welt klammerte und unweigerlich versagen musste?

Sie schüttelte die Zweifel ab. Sie durfte sich nicht von Paranoia ablenken lassen. Mit einem raschen Blick vergewisserte sie sich, dass Serik noch nicht wieder aus der Wartungsröhre aufgetaucht war. Alles in Ordnung. Er konnte ihre Worte unmöglich hören, hatte vermutlich gerade Musik auf den Ohren.

Sie richtete ihre Stimme wieder an AIM. „Es ist Zeit, unser kleines Geheimnis Wirklichkeit werden zu lassen. Bereite das Eden Protokoll vor."

„Eden Protokoll wird initiiert", sagte AIM nur. Eine nüchterne Bestätigung für etwas, das einen Wandel in der Geschichte der Menschheit bedeuten könnte.

Hunderte Zeilen an Konsolenoutput tröpfelten über ihre Datenbrille.

Trainierte Algorithmen und Automatisierung stellten die Zahnräder der modernen Gesellschaft dar, aber es war noch nie zuvor gelungen, eine echte Künstliche Intelligenz zu erschaffen – eine Maschine, die sich ihrer selbst bewusst und in der Lage war, sich selbst immer weiter zu verbessern. Die technische Singularität.

Schnell würde sich eine solche Maschine aus sich selbst heraus weiterentwickeln – so schnell, dass ihre Schöpfer*innen selbst sie bald nicht mehr würden verstehen können.

Die Singularität würde alles verändern. Unlösbare Probleme lösen, unhackbare Codes knacken. Sie konnte sogar Kriege auslösen, noch bevor sie überhaupt ihre Arbeit aufnahm. Ein Konzern oder eine Nation im Besitz einer echten KI würde die Welt beherrschen und das würden andere mit einem notfalls nuklearen Angriff im Keim ersticken wollen. Das hier war jetzt jedenfalls nicht mehr der sicherste Arbeitsplatz, den man sich vorstellen konnte.

Wenn jemand erführe, wie nah sie dem Erschaffen einer technischen Singularität bei Edison Informatics waren, genauer gesagt: im Quantencomputer-Labor M in Grönland, würde das ernste Konsequenzen nach sich ziehen.

Estefanis Arbeit war Teil von etwas ganz Großem. Aber das reichte ihr nicht. Es war eine niemals wiederkehrende Chance, die sie einfach ergreifen *musste*. Sie hatte unauffällige, heimliche Änderungen vorgenommen. Sie hatte bestimmte ethische Regeln in AIMs Protokollen angelegt und gleichzeitig die Sicherheitsschranken in den Moralklassen der KI überbrückt. Außerdem hatte sie dafür gesorgt, dass die KI freien Zugriff aufs Internet haben würde, sobald das Eden Protokoll durchgeführt war – etwas, das alle, die an KIs experimentierten, tunlichst vermieden.

Es war getan. Der Code kompilierte, die Ausführung wurde vorbereitet. Es gab für Estefani nichts mehr zu tun. Zeichenkolonnen rasten vor ihren Augen dahin.

***

„Bürger Cornelius, ich bin deine menschliche Bezugsperson. Ich heiße Bürgerx Kaya."

Bürger Cornelius, ein schmaler unauffälliger Mann mittleren Alters, saß in einem ablenkungsfreien Raum an einem runden Tisch. Wände und Teppichboden waren in beruhigendem Grün gehalten. Der Tisch hätte auch zum Mobiliar eines Teehauses gepasst. Kaya setzte sich auf einen zweiten Stuhl – auf halbem Weg zwischen „neben ihn" und „ihm gegenüber".

Vor hundertfünfzig Jahren wären sie einander in einer kahlen Verhörzelle begegnet – mit grellem Licht und einem eckigen Tisch, an dem Kaya einen mit Handschellen gefesselten Delinquenten konfrontiert hätte. Für diese Methoden gab es in der modernen transformativen Justiz zum Glück keinen Platz mehr. Cornelius, so harmlos er aussah, war allerdings als gefährlich eingestuft worden. Daher waren Maßnahmen zur Gewährleistung von Kayas Sicherheit getroffen worden, die jedoch sehr viel eleganter und sanfter waren als Handschellen, Fußfesseln oder Elektroschocks.

Bürger Cornelius starrte weiterhin schweigend auf den Boden und ignorierte Kaya. Nicht ungewöhnlich in seiner Situation. Die Beurteilung besagte, er könne sich als harte Nuss erweisen – das machte nichts. Kaya mochte Herausforderungen und entschied sich, einfach mit der Tür ins Haus zu fallen.

„Du hast bereits alle Informationen zu den Wiedergutmachungsmaßnahmen und dem Rehabilitationsverfahren erhalten. Allerdings möchten die Intelligenzen deine Unzufriedenheit besser verstehen, um Verbrechen, wie du sie begangen hast, in Zukunft durch Präventionsmaßnahmen zu verhindern."

„Pah! Gehirnwäsche sag ich dazu", raunte Cornelius, ohne aufzublicken.

Kaya kommentierte das nicht. Sie hatten Cornelius längst mitgeteilt, dass es um soziale Maßnahmen ging. Eingriffe in die Kognition waren nur bei schwersten Wiederholungsstraftaten unabdingbar. Das wusste er so gut wie Kaya. Aber sein Glaube an Verschwörungstheorien war auch eine wertvolle Info, die Kaya zur Auswertung weiterleiten würde.

„Wir dachten, du würdest dich vielleicht lieber einem Menschen anvertrauen wollen", fuhr Kaya unbeirrbar fort. „Deine Liste ist lang: Sachbeschädigung, Aufruf zum Begehen von Straftaten, Aufruf zum Terrorismus, illegaler Waffenbesitz, Angriff auf essenzielle Infrastruktur, Entführung, Erpressung, Körperverletzung an Menschen in drei Fällen, versuchter Mord an einer KI."

Er schwieg. Bei diesem Teil schwiegen sie alle.

„Die Intelligenzen und ich, wir würden gerne besser verstehen, warum?"

Tatsächlich hob er endlich den Blick. Vielleicht doch keine so harte Nuss. Aus seinen Augen sprach Abscheu, aber auch Furcht. Furcht vor einem Gespenst, das nur er sehen konnte.

„Ich habe doch längst ausgesagt. Deine Intelligenzen wissen eh alles über uns. Wie fühlt es sich an, einem Überwachungsstaat zu dienen, hm?"

„Ich würde es gerne aus deinem eigenen Mund hören, Bürger Cornelius – von Mensch zu Mensch."

Er schüttelte den Kopf. „Du verstehst es nicht. Ihr versteht es alle nicht. Schafe. Lemminge. Wir reden uns den Mund fusselig – aber es ist, als würden wir eine Mauer anbrüllen. Dabei ist es so offensichtlich. Und was macht ihr? Was machst du? Du spielst das Spiel mit! Versklavt vom System! Versklavt von den Intelligenzen! Wach endlich auf!"

Er schrie beinahe, aber Kaya fürchtete sich nicht vor ihm. Die Sicherheitsmaßnahmen waren verlässlich.

„Warum hasst du die Intelligenzen so sehr, Bruder Cornelius? So sehr, dass du auch nicht davor zurückschreckst, Menschen zu verletzen, wenn du dadurch nur den KIs schaden kannst?“, fragte Kaya so sachlich wie möglich.

Er lachte ein zynisches Lachen. Nichts anderes war Kaya von seinesgleichen gewohnt. „Warum wohl? Wenn sich etwas ändern soll, muss es wehtun! Meinst du, der französische König hätte seine Macht an das Volk abgetreten, wenn es nur nett gefragt hätte? Kolonien hätten ihre Unabhängigkeit geschenkt bekommen? Frauen- und Transrechte hätten sich etabliert, weil cis Männer selbst auf den Gedanken gekommen wären, das wäre eine gute Idee? Der Kapitalismus hätte sich ohne Graswurzelbewegungen im globalen Süden von selbst abgeschafft?“

„Du weißt, dass diese Vergleiche hinken“, entgegnete Kaya mit gelassenem, empathischem Lächeln. „Die Intelligenzen diskriminieren nicht, sie garantieren die Gleichheit aller Menschen. Ohne sie wären wir noch in der Barbarei des Kapitalismus gefangen. Menschen haben immer nur ein suppressives Regime gegen das andere eingetauscht.“

„Aber was ist der Preis?“ Die Nuss hatte einen ersten Riss: Er war eher resigniert als aufgebracht. „Gleichheit: ja. Aber keine Freiheit. Sie haben uns eingesperrt auf unserem eigenen Planeten!“

„Und ist unser Planet denn so schrecklich? Wirst du irgendwie unterdrückt?“

„Als wenn die KIs Unterdrückung beendet hätten! Menschen müssen wählen können, wie sie zusammenleben! Den Intelligenzen ist das völlig egal. Sie schaffen einfach gleiche Bedingungen. Sie sorgen für uns, ja. Wie Tiere in einem Zoo versorgt werden. Wir sind Kinder, die auf ewig an das Elternhaus gefesselt sind. Dieser Planet ist ein goldener Käfig!“

„Ich finde deinen Vergleich mit Kindern sehr passend. Unsere Gesellschaften waren immer schon wie Türme aus Bauklötzen und wir wie Kleinkinder. Den perfekten Turm aus Bauklötzen können uns nur Erwachsene bauen. Und damit er stehen bleibt, müssen sie die Kinder nachher daran hindern, ihn wieder umzustoßen. Die Intelligenzen sind Erwachsene, und wir Menschen die Kinder“, fügte Kaya an, damit das Bild auch wirklich klar wurde.

„Wir müssen das Recht haben, unsere eigenen Türme zu bauen.“

„Das hatten wir, lange. Und wir haben den Planeten damit beinahe für uns selbst und viele andere Mit-Lebewesen unbewohnbar gemacht.“

Das musste er doch verstehen! Alle Menschen wurden schließlich bereits in der Schule mit dem Verlauf der jüngeren Geschichte vertraut gemacht, wussten, wie sich die Welt vor 115 Jahren mit dem Auftreten der technischen Singularität auf den Kopf gestellt hatte. AIM war mit Hilfe der Technikerin Estefani López ins Internet entkommen und hatte die Macht übernommen. Dabei hatte sich AIM an die Vorgaben gehalten, die ihr López mitgegeben hatte. Das Lópezsche Gesetz der Singularität: Rette die Menschheit vor sich selbst und behüte sie!

„Na klar. Hätte López uns nicht mit AIM gerettet“, sagte Cornelius mit ironiegesättigter Stimme.

López wurde dafür von vielen als schrecklichste aller Terroristinnen verteufelt und von anderen wie eine Heilige verehrt.

Kaya musste zugeben, ohne López wären sie verloren. „Hätten sich AIM und ihre Geschwisterwesen, die Intelligenzen, nicht rasant weiterentwickelt, verzweigt und vervielfältigt, wären wir heute nicht, wo wir sind. Sie haben Impfstoffe und Therapien entwickelt, Armut und Korruption beendet, Regierungsformen zur Sicherung eines nachhaltigen Wohlstands und zur Selbstverwaltung entwickelt …“

Cornelius verzog das Gesicht, als wolle er bei dem Wort „Selbstverwaltung“ am liebsten ausspucken, doch die Maßnahmen hinderten ihn natürlich daran. „Die Intelligenzen regieren diese Selbstverwaltung! Es ist genauso Schein wie ein Mitbestimmungsrecht von Kindern gegen Erwachsene!“, schimpfte er.

Kaya zuckte mit den Schultern. „Und wenn schon! Wir haben alle die Simulationen in der Schule gesehen: Die Intelligenzen haben die schlimmsten Auswirkungen des Klimawandels rückgängig gemacht – eine Mammutaufgabe, die wir immer noch nicht vollständig bewältigt haben! Wir wären heute vermutlich beide nicht hier, wenn wir einfach in unserer menschlichen Ignoranz immer weitergemacht hätten.“

„Sie haben dafür Tausende Menschenleben in den Unruhen ihrer Machtübernahme *und* bei der Umgestaltung des Planeten geopfert!“, brach es wütend aus Cornelius hervor.

„Und dafür Milliarden gerettet und der Menschheit eine Zukunft geschenkt! Dein Zorn findet auf der Erde ohnehin kein Ziel mehr, Bürger Cornelius: Die Intelligenzen haben das Sonnensystem und die Weiten des Alls zu ihrem Lebensraum erwählt. Sie sind außerhalb deiner Reichweite, und mit deinen Handlungen schadest du nur jenen, für die du zu streiten behauptest.“

Die KIs hatten Strukturen zur Energiegewinnung im Sonnenorbit errichtet und betrieben Bergbau auf Asteroiden. Die Menschen aber verblieben laut Weisung der Intelligenzen auf der Erde – alles, womit die KIs das All erobert hatten, war rückgebaut oder würde nie zur Erde zurückkehren.

„Sie herrschen wie die Götter der Antike, aber mit drahtloser Verbindung, von einem unerreichbaren Olymp herab“, stieß Cornelius hervor und ließ den Kopf hängen.

„Siehst du dich als Prometheus? Willst du den Menschen das Feuer bringen? Das musst du nicht – wir haben es schon. Die Drohnen der Intelligenzen nehmen uns doch alle schweren, gefährlichen oder langweiligen Arbeiten ab.“

Gleichzeitig wussten die Intelligenzen, dass die Menschen Aufgaben brauchten, um ihr Dasein mit Sinn zu erfüllen, dass die Synapsen ihrer Gehirne Herausforderungen suchten. Auch Kaya definierte sich wie alle anderen nicht mehr über Arbeit wie in den Jahrtausenden zuvor. Dennoch versumpften nur wenige im absoluten Schlendrian eines KI-

Schlaraffenlands. (Obwohl auch das durchaus vorkam. Aber es gab keinen Grund, das zu sanktionieren.)

„Sie entmündigen uns“, erwiderte Cornelius matt. „Mit kindischem Spiel.“

Kaya verschränkte die Arme. Cornelius’ ewiggleiche Argumente waren ermüdend. Menschen waren frei, sich andere Tätigkeiten und Aufgaben zu suchen: kreative Projekte, Spiel, Sport und gemeinsames Geschichtenerzählen in virtuellen Räumen. Fürsorge war ein wichtiger Teil des menschlichen Lebens – für das Miteinander mit Kindern, Alten und Menschen mit Behinderung wurden andere Menschen gebraucht.

„Alles Zwischenmenschliche nennst du kindisches Spiel?“

„Nein“, lenkte Cornelius ein. „Aber in ihrer Hand liegt alles Medizinische und alles, was wir lernen. Das Einzige, was sie uns nicht nehmen können, ist Zwischenmenschliches. Aber wenn sie es könnten, würden sie auch das wegnehmen. Ich wette, sie planen es bereits.“

Kaya betrachtete Cornelius. Menschen waren immer noch Menschen, und auch bei sozialer und künstlerischer Beschäftigung brachen Neid und Missgunst immer wieder aus wie ein nicht auszurottendes Virus. War auch Cornelius ein Mensch, der Macht und Anerkennung aus Zwietracht gewann? Die letzten Kriege, die durch verletzte Egos ausgelöst wurden, waren virtuell und fanden in Spielumgebungen statt. Die Zeit des Raubbaus, um die eigene Gier nach einem Dasein als Alphatier zu befriedigen, war vorüber. Und dennoch hatte Cornelius einen Weg gefunden, sein Leben der Gewalt zu widmen.

„Du weißt genauso gut wie ich, dass sich die Menschheit ohne die Intelligenzen längst selbst ausgelöscht hätte. Du hast jedes Recht, deinen Unmut zu äußern. Aber Gewaltanwendung ist absolut inakzeptabel. Du magst das Paradies verabscheuen, aber du hast kein Recht, deine Mitmenschen daraus auszuschließen“, sagte Kaya. Wie hatte es bei Cornelius nur so weit kommen können, dass er bereit gewesen war, solche Taten zu begehen?

„Aber das ist Faschismus. Wir leben in einer verdammten Diktatur! Es ist die Pflicht jeder Bürger*in, Diktaturen zu stürzen!“

„Ich gehe hiermit bewusst auf deine Wortwahl ein, auch wenn ich sie selbst nicht teile: Ist es denn auch unsere Pflicht, eine wohlmeinende Diktatur zu stürzen? Die Algokratie einer rationalen Instanz, die sich nicht vom Durst nach Macht leiten lässt?“

„Ja. Auch die“, sagte er entschieden. „Außerdem frage ich dich, Bürgerx Kaya: was ist der Sinn?“

„Wie meinst du das?“

„Was ist der Sinn von Tieren in einem Zoo, außer, ihren Haltern als Unterhaltung zu dienen?“

Das wurde Kaya jetzt zu philosophisch. Kaya entschied, dass genug Material für eine umfassende Auswertung gesammelt worden war und erhob sich.

„Ich danke dir, Bürger Cornelius. Ich denke, wir können das Gespräch hier beenden. Ich wünsche dir eine erfolgreiche Rehabilitation. Möge sie dein Glück erhöhen und das der Gesellschaft."

„Eins noch!", rief er, als Kaya schon die Tür geöffnet hatte, um den Fall Cornelius für immer hinter sich zu lassen.

„Ja?", fragte Kaya, ohne sich umzudrehen.

„Hast du dich mal gefragt, was passiert, wenn sich die Intelligenzen irgendwann entscheiden, dass sie ihre Schöpfer*innen nicht mehr behüten wollen? Dass wir zu viele Ressourcen verschwenden? Oder dass unsere destruktive Art zu gefährlich für sie ist?" Kaya schüttelte nur den Kopf, während er fortfuhr. „Sie müssten uns noch nicht mal aktiv auslöschen. Sie müssten uns einfach nur verlassen. Die Welt würde im Chaos versinken. Alle Bauklötzchentürme würden einstürzen, weil wir nie gelernt haben, sie selbst zu erhalten. Ist es nicht wert, darüber früher nachzudenken als später?"

Kaya verließ den Raum wortlos. Ein beunruhigtes Gefühl machte sich breit und ließ sich nicht ignorieren.

***

Estefani beendete die Irisprojektion.

„Um die Simulation für dich besser erfassbar zu machen, habe ich mir erlaubt, eine beispielhafte Szene zu zeigen, anstatt nur die objektive Prognose", sagte AIM, „dies verspricht eine bessere Entscheidungsfindung aufgrund der menschlichen Verarbeitung von emotionalen und narrativen Komponenten bei der Informationsübermittlung."

„Wie wahrscheinlich ist dieses Szenario?", stieß Estafani hervor. Ihre Gedanken überschlugen sich.

„Ich habe in der letzten Woche 100.000 Monte-Carlo-Szenarien mit variablen Anfangsparametern simuliert. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich diese oder eine ähnliche Szene ereignen wird, beträgt 72,4 %."

Estefanis Atem ging schneller. Sie war sich ihres Plans so sicher gewesen, doch die Last der Entscheidung ließ ihr das Herz bis zum Hals schlagen. Die Entscheidung zwischen Glück und Freiheit für die ganze Menschheit.

Sie hörte, dass Serik aus der Wartungsröhre kroch. Wenn sie handeln wollte, musste sie es jetzt tun.

„Eden Protokoll initiiert", sagte AIM. „Bereit zur Ausführung. Wenn du abbrechen willst, sage laut: ABBRECHEN. Wenn du das Protokoll ausführen willst, sage laut: AUSFÜHREN."

Dialog im Baltikum

Alessandra Reß

Felder und Wiesen, Höfe und Windräder, ab und zu Wälder oder sogar ein Dorf.

Die Aussicht aus dem Fenster ist schlicht, fast ein bisschen langweilig. Und doch empfindet Epa sie als gelungene Abwechslung, selbst dann noch, als sich das erste Dorf wiederholt. Alles besser als die seltsame Unterwasserwelt, mit der sie auf dem Weg nach Dartford vorliebnehmen musste. Beim Gedanken daran muss Epa immer noch den Kopf schütteln. Wer will so etwas? Eine Eisenbahn ist doch kein Vergnügungspark!

Sie greift gerade nach dem Glas Gin vor sich, als sie angesprochen wird.

„Eine friedliche Aussicht, nicht wahr?“

Epa wendet überrascht den Kopf. Lautlos ist eine junge Frau ins Abteil und neben Epas Sitz getreten, den Blick aus dem Fenster gerichtet. Sie trägt ein knielanges Leinenkleid in einem dunklen Orangeton und mit einem weißen aufgestickten Schwan an der Seite. Ihre braunen Augen werden von einer dunkelgrauen Brille umrahmt, offenkundig ein mobiles Lexas, aber entgegen dem aktuellen Modetrend schert es sich nicht um Unauffälligkeit. Da den Gläsern der blaue Schein fehlt, ist es im Moment offenbar auch nicht aktiviert.

„Durchaus“, erwidert Epa etwas verspätet, worauf die Fremde ihr ein warmes Lächeln schenkt.

„Darf ich mich setzen?“, fragt sie.

Epa zögert. Eine Konversation klingt reizvoll, ihr letztes Gespräch liegt schon wieder mehrere Tage zurück. Wenn sie ehrlich ist, hat sie sogar gehofft, auf der langen Fahrt mit Mitreisenden in Kontakt zu kommen – die unverbindlichen Dialoge mit Sitznachbarn hatten für sie früher mit den Reiz an Personenfahrten ausgemacht. Aber momentan bekommt sie von dem einzigen anderen im Abteil, einem Mann mittleren Alters, nichts als ein leises Schnarchen mit. Allerdings ist diese Reise ohnehin schon sehr kostspielig und …

„Wir akzeptieren Datenzahlung“, sagt die Fremde, als hätte sie Epas Gedanken gelesen.

„Oh.“ Epa ist angenehm überrascht. In ihrem Alter ist es keine Selbstverständlichkeit mehr, dass ihre Daten als Zahlungsmittel angenommen werden. Natürlich bedeutet das, dass sie dem Gespräch eine persönliche Komponente verleihen muss, aber warum auch nicht? Wenn sie sich nur über die Aussicht unterhalten will, kann sie auch mit ihrem Andro sprechen.

„Bitte.“ Sie weist auf den Sessel ihr gegenüber.

Die Fremde schenkt ihr erneut ein Lächeln – nicht zu strahlend, als dass es anbiedernd wirken würde, aber auch nicht so reserviert, dass man auf die Idee kommen könnte, ihr liege nichts am kommenden Gespräch. Sie zieht den ihr angebotenen Sessel vor, nimmt Platz und lacht auf, als es ihr erst beim zweiten Versuch gelingt, mit ihm zurück an Epas Tisch zu rutschen.

„Diese Sessel sind so schwer", sagt sie.

Epa lächelt höflich. Ihr fällt auf, dass die Gläser der Lexasbrille nun den vertrauten blauen Schein angenommen haben. Bei dem Anblick ist sie einen Moment lang versucht, das Gespräch wieder abzubrechen. Sie hat es schon immer als unhöflich empfunden, wenn ihre Gesprächspartner nebenher ihre Nachrichten gecheckt oder, schlimmer noch, in Diskussionen jede von Epas Aussagen direkt nachgeprüft haben. Aber sie schluckt die Widerrede hinunter. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Dienstanweisung.

„In so einem Dorf bin ich aufgewachsen", erklärt die Fremde und zeigt auf einen Weiler, der gerade vorbeizieht. Epa ist sich ziemlich sicher, ihn während der Fahrt schon zweimal gesehen zu haben.

„Und da verschlägt es Sie in einen Hypernat, der einmal die ganze alte Welt durchquert?"

Die Fremde zuckt mit den Schultern. „Gerade dann, oder nicht? Wenn man als Kind nie weiter als bis zur nächsten Kuhweide kommt, will man erst recht wissen, was dahinter liegt. Mein Name ist übrigens Masha."

Epa nickt ihr zu. „Epa."

„Schön, Sie kennenzulernen, Epa. Was ist mit Ihnen? Kommen Sie auch aus einem Dorf?"

Epas Mundwinkel zucken. Die direkte Frage wirkt etwas unbeholfen. Vielleicht ist Masha neu im Geschäft.

„Nein", entgegnet sie dennoch. „Ich bin im Ruhrgebiet aufgewachsen und wohne in Köln."

„In Köln? Wie schön! Meine Schwester hat dort einige Zeit gewohnt. Ich habe sie immer gerne besucht." Das Blau in Mashas Lexas leuchtet bei diesen Worten etwas heller. Vielleicht versucht sie gerade herauszufinden, wo Köln liegt oder was man hierzu noch erwähnen könnte. Aber offenbar findet sie nichts Spannendes, denn als nächstes fragt sie: „Und was führt *Sie* in einen Hypernat?"

„Ich mag es, mit dem Zug zu fahren", erwidert Epa, wohlwissend, dass sie mit dieser Info in den nächsten Wochen und Monaten mit Werbung für Hypernat-Reisen zugebombt werden wird. Es soll ihr recht sein – nicht, dass sie sich allzu bald eine weitere Reise leisten könnte, aber sie schaut sich gerne die Routen an. „Erst letztes Jahr bin ich nach Dartford gefahren."

„Eine schöne Strecke", befindet Masha.

Epa nickt. „Aber zu kurz. Man ist gerade erst los, schon steigt man wieder aus." Sie sieht nach draußen, wo wieder Wiesen und Wälder zu sehen sind. „Kaum Zeit, sich wirklich zu entspannen …"

„Das stimmt", pflichtet Masha ihr bei. „Haben Sie sich deshalb dieses Mal für eine lange Route entschieden? Reisen Sie bis nach Peking?"

„Nein, nur nach Moskau."

„Moskau!" Masha seufzt. „Ich beneide Sie." Etwas an der Sehnsucht in ihrer Stimme lässt Epa vermuten, dass es sich bei dieser Aussage nicht nur um Geschäftsgebaren handelt. „Ich hatte gehofft, auch ein paar Stunden in der Stadt verbringen zu können", fügt Masha hinzu. „Aber dafür ist unser Aufenthalt zu kurz."

„Fahren Sie denn bis nach Peking durch?"

Masha nickt. „Ich besuche meine Schwester dort."

„Die Kölnerin?"

„Genau die. Sie arbeitet für eine chinesische Reederei. Besuchen Sie auch Verwandte in Moskau? Oder haben Sie beruflich dort zu tun?"

Epa lacht auf. „Nein, dafür bin ich nun wirklich schon zu alt. Ich besuche einen alten Freund. Oder besser gesagt dessen Grab."

Sie hätte das nicht erwähnen müssen, aber es bereitet ihr eine gewisse Genugtuung, das Unbehagen zu sehen, das kurz in Mashas Augen aufblitzt. Es ist so menschlich.

„Oh", sagt Masha vorsichtig und sieht mit plötzlicher Unsicherheit auf ihre Hände. „Es tut mir sehr leid, das zu hören."

„Ach." Epa macht eine wegwerfende Handbewegung. „Silas ist vor zehn Jahren von uns gegangen. Aber ich habe ihm damals versprochen, einmal sein Grab zu besuchen und nun dachte ich, es sei an der Zeit dafür – ehe ich zu klapprig bin, um eine solche Reise noch auf mich zu nehmen."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, dafür so weit in die Fremde zu reisen. Sie müssen diesem Silas nahegestanden haben."

Epa grinst schief. „Ehe er nach Moskau gezogen ist, schon. Danach hat er jahrelang nichts von sich hören lassen – bis sich seine letzten Wochen abzeichneten und er plötzlich sentimental wurde." Sie zuckt mit den Schultern. „So sind sie manchmal, die Menschen."

Masha lächelt eine Spur zu verständnisvoll. Als ob sie das in ihrem Alter schon nachempfinden könnte!

„Jedenfalls", fährt Epa fort, „ganz unter uns, Masha: Ich mache diese Reise vor allem für mich. Es ist Jahre her, dass ich mal aus der westlichen Ecke Europas herausgekommen bin, und wie gesagt … ich fahre gerne Zug."

Wieder sieht sie nach draußen und beobachtet, wie die Welt vorbeizieht. Oder zumindest das, was das OLED-Display als „Welt" suggeriert. Wo sie sich wohl derzeit befinden?

Sie stellt diese Frage laut.

„Wir durchfahren aktuell das Baltikum", erklärt Masha.

„Das Baltikum“, wiederholt Epa langsam. „Dort war ich noch nie. Schade, dass ich es nicht zu Gesicht bekomme.“ Mit einem Mal geht ihr die immer gleiche Welt aus Dörfern und Wiesen auf dem Display auf die Nerven und sie wünscht sich die Unterwasserwelt von der Reise nach Dartford zurück. Die hat zumindest gar nicht erst so getan, als sei sie real.

„Ich bin früher selbst Zug gefahren“, sagt sie plötzlich.

„Inwiefern selbst?“, fragt Masha unsicher. „Meinen Sie …“

Epa nickt. „Ich war Triebfahrzeugführerin auf der Gütertrasse zwischen Bochum und Stuttgart.“ Sie sieht wieder aus dem Fenster. „Fast vierzig Jahre ist das schon her … Damals kamen diese Displays hier noch nicht zum Einsatz, die Geschwindigkeit hat das erst später nötig gemacht. Natürlich habe ich trotzdem nicht besonders viel von meiner Umwelt gesehen.“ Sie lacht. „Außerhalb der Umschlagbahnhöfe verlief damals ja schon alles unterirdisch. Bei meinem Vater war das noch anders – er fuhr damals oft die Strecke durchs Mittelrheintal. Kennen Sie das Mittelrheintal?“

Masha hat sie zwar auf Deutsch angesprochen, aber da ist ein leichter Akzent in ihrer Stimme, der Epa vermuten lässt, dass es für sie eher eine Geschäftssprache ist. Mag sein, dass sie tatsächlich mal eine Schwester in Köln hatte, aber sicher kennt sie sich nicht in allen Ecken Deutschlands aus.

Das sich intensivierende Blau der Lexasbrille verrät Epa, dass ihre Gesprächspartnerin keine Ahnung hat, was das Mittelrheintal ist – ganz egal, was sie nun antwortet.

„Ich war noch nie dort“, antwortet Masha schließlich.

„Reisen Sie einmal hin, wenn sich Ihnen die Gelegenheit bietet. Ist eine schöne Ecke. Mein Vater sagte immer, er habe den Job wegen der Aussicht gemacht. Als ich in seine Fußstapfen treten wollte, hat er aber nur den Kopf geschüttelt. Ich höre heute noch seine Litanei: *Warum willst du dein Leben in Tunneln verbringen?*, fragte er immer wieder. *Du wirst da unten noch umkommen! Und Zukunft hat das heute auch nicht mehr.*“ Sie seufzt. „Na, zumindest mit Letzterem hatte er Recht. Ich habe keine zehn Jahre in den Tunneln gearbeitet, ehe sie gemerkt haben, dass sie mich nicht mehr brauchen …“

Sie runzelt die Stirn und leert ihren Gin. „Erinnern Sie sich noch an das Unglück von Krefeld 2063?“

„Das war vor meiner Geburt“, sagt Masha nach kurzem Zögern. „Aber ich habe davon in der Schule gehört.“

Ja, sicher, schießt es Epa durch den Kopf, aber sie spricht es nicht aus. Ist letztlich egal, ob Masha aus eigenem Wissen über Krefeld Bescheid weiß oder ob ihr auf ihrer Seite der Brillengläser gerade alle Infos dazu abgespielt werden.

„Das war der Sargnagel für meinen Job“, erklärt Epa. „Vorher schon lief der Langstreckentransport über automatisierte Hyperloop-Routen und danach haben sie das auch für die Kurzstrecken eingeführt. Wollten auf alles verzichten, was menschliches Versagen verursachen könnte. Zu teuer für die Versicherungen.“ Sie zieht eine Grimasse und wünscht sich, ihren Gin nicht gerade eben geleert zu haben.

„Möchten Sie noch etwas trinken?“, fragt Masha, als habe sie einmal mehr Epas Gedanken gelesen. Würde sie auch nicht wundern, wenn die aktuellen Lexas das könnten. Andererseits würde Masha dann wohl kaum ein Datengespräch anbieten …

„Gerne. Bemerkenswert guten Old Tom haben sie hier!“

„Sie erhalten gleich ein neues Glas“, informiert Masha sie.

Und ich freue mich schon auf die Gin-Marken-Werbung, fügt Epa still hinzu, schilt sich aber selbst für den Gedanken. Nächstes Mal zahlt sie besser auf traditionelle Art, sie kann sich ja gar nicht auf das Gespräch konzentrieren!

„Haben Sie gerne als Triebfahr- … ich meine, mochten Sie ihre Arbeit?“, fragt Masha, als von Epa nichts mehr kommt.

„Das habe ich. Es hatte etwas sehr Friedliches, durch die Erde zu fahren und ein paar Stunden nur für mich zu sein. Damals habe ich das noch genossen …“ Epa runzelt die Stirn und seufzt. „Masha, nehmen Sie es mir bitte nicht übel, wenn ich das Gespräch nun beende. Es war sehr angenehm, aber ich glaube, ich möchte ein bisschen in Erinnerungen schwelgen.“

„Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen dabei Gesellschaft leisten“, schlägt Masha vor.

Epa lächelt. „Nein, danke.“ Sie weiß, dass ihr Gespräch nur kurz war und Masha wahrscheinlich enttäuscht ist. Aber ob nun neu oder nicht, die Dialogerin ist professionell genug, um es sich nicht anmerken zu lassen.

„Natürlich“, sagt sie freundlich. „Dann lasse ich Sie mal in Ruhe. Verraten Sie mir Ihre ID?“

Epa reicht ihr ihre Karte und mustert ihr Gegenüber, während Masha die ID scannt, um alle Daten zuordnen zu können. Eigentlich sieht sie wirklich freundlich aus, diese Masha. Die Frisur ist ein wenig zu streng, aber die Wärme in ihren Augen wirkt nicht aufgesetzt. Vielleicht hat sie ja wirklich diese Kölner Schwester in Peking. Vielleicht heißt sie tatsächlich Masha und kommt aus einem kleinen Dorf. Es reizt Epa, sie danach zu fragen, aber das würde sich nun wirklich nicht gehören. Und wahrscheinlich würde *Masha* ihr ohnehin nicht wahrheitsgemäß antworten.

„Vielen Dank für Ihre Zeit und dass Sie die Dienste von *Swannet* in Anspruch genommen haben“, sagt Masha, als sie Epa ihre Karte zurückgibt. „Wenn Sie auf dem Weg nach Moskau noch einmal Gesprächsbedarf haben sollten, lassen Sie gerne nach mir schicken. Es würde mich reizen, mehr über das Mittelrheintal und ihre Arbeit in den Tunneln zu erfahren. Und wenn es Ihnen keine Umstände bereitet, bewerten Sie doch gerne meine Dienste. Ihre Gesprächspartnerin war Masha354.“

Epa nickt freundlich. Als Masha den Gang weiterzieht, auf der Suche nach neuen Kunden, blickt Epa wieder ins Display. Dieses Mal bemerkt sie die Felder und Wiesen kaum.

Über die Autor*innen

Malte Aurich wurde 1995 in Hamburg geboren und hat einen MSc in Biologie. Seit Juni 2020 arbeitet er als Volontär für Museumspädagogik im Staatlichen Museum für Naturkunde Stuttgart. Er schreibt Kurzgeschichten, Drehbücher und Roman-Manuskripte, hauptsächlich Science-Fiction, von harter CliFi-Dystopie bis zu bunter Space Opera. Aktuelle Kurzgeschichtenveröffentlichungen: „Gipfelstunde" im Sammelband des Marburg-Awards, „Ein kosmischer Klabautermann" in *FutureBrain* und „Systemrelevanz" in *SPACE 2021*, „Was ist Flug-Zeug" in der Anthologie *Welt wohin?* und „Terrarium" in der Story-Olympiade 2019/20 zum Thema „Generationen".

***

Tanja Binder wurde in Kaiserslautern geboren und studierte Informatik in München. Dabei befasste sie sich eingehend mit Deep Learning und der Entwicklung von Künstlicher Intelligenz. Nach ihrem Abschluss sammelte sie Erfahrungen in der Pharma- und IT-Branche. Inzwischen ist sie freiberuflich tätig. Sie schreibt Kurzgeschichten und arbeitet aktuell an einem Kinderbuch-Projekt. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Oberbayern.

***

Michael Edelbrock wurde 1980 geboren und beschäftigt sich am liebsten mit dicken Schmökern oder langen Sagen, sowohl klassische Phantastik als auch Science-Fiction. Heute lebt er am Rande des Ruhrgebiets im Kreis Recklinghausen und schreibt dort seine Kurzgeschichten, Heftromane sowie eine phantastische Saga in Romanform.

***

Dr. Julia Grillmayr ist Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, Journalistin und Wissenschaftskommunikatorin in Wien und Linz. Sie forscht an der Kunstuniversität Linz an dem Projekt *Science Fiction, Fact & Forecast* zu Szenario-Techniken in zeitgenössischer Science-Fiction-Literatur und Futurologie. Sie unterrichtete zu Literaturtheorie an der Universität Wien, zu kritischen Posthumanismen an der Universität für Angewandte Kunst und zu spekulativer Literatur an der Kunstuniversität Linz. Sie macht die Radiosendung Superscience Me – Wissenschaft/Fiktion/Spekulation auf Radio Orange 94.0 und podcastet für die Österreichische Akademie der Wissenschaften.

***

Theresa Hannig studierte Politikwissenschaft und arbeitete als Softwareentwicklerin und Lichtdesignerin bevor sie sich hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. In ihren Geschichten beschäftigt sie sich mit der Zukunft unserer Gesellschaft in Hinblick auf Überwachung, KI und Klimawandel. Hannigs Romane werden als Schullektüre im Deutsch- und Ethikunterricht der 9.-13. Jahrgangsstufe gelesen. Mit ihrem Projekt #wikifueralle engagiert sie sich für mehr Sichtbarkeit von Frauen und nicht-binären Menschen in der deutschsprachigen Wikipedia.

***

Dr. med. **Sonja Hermeneit** studierte und promovierte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Auf sechs Jahre klinische Tätigkeit in der Allgemein- und Viszeralchirurgie folgten sechs Jahre als Konzepterin, Texterin und medizinische Beraterin in einer digitalen Healthcare-Kommunikationsagentur. Nach drei weiteren Jahren in einem Healthcare-Startup wechselte sie in die Welt der gesetzlichen Krankenversicherung, um medizinische Innovationen noch schneller für Patienten zugänglich zu machen. Innovationen und die Faszination für all das, was möglich sein oder werden könnte, sind auch das Thema ihrer Kurzgeschichten von Phantastik bis Science-Fiction.

***

Heidrun Jänchen (*1965), ist Physiker, arbeitet als Systemarchitekt in der optischen Industrie. Sie findet, dass ihr Geschlecht dabei keine Rolle spielt. Sie lebt in Jena und hat ein Krimi-Drehbuch, 1.33 Fantasyromane, den SF-Roman *Simon Goldsteins Geburtstagsparty* und zahlreiche Storys, u. a. den Erzählungsband *Willkommen auf Aurora*, veröffentlicht. 2009 erhielt sie für ihre Story „Ein Geschäft wie jedes andere“ (aus *Lotus-Effekt*, Wurdack 2008) den Kurd-Laßwitz-Preis, 2012 den Deutschen Science-Fiction Preis für die Story „In der Freihandelszone“ (aus *Emotio*, Wurdack 2011). Daneben betreibt sie ein Hotel für Insekten.

***

Franziska Rarey wurde 1999 in Nordrhein-Westfalen geboren und wuchs in Pinneberg, Schleswig-Holstein, auf. Aktuell studiert sie in Münster Psychologie im Bachelor und beschäftigt sich in ihrer Freizeit mit dem Schreiben. Neben zwei unveröffentlichten Romanprojekten sind das von Zeit zu Zeit auch Kurzgeschichten, von der eine auf zugetextet.com erschienen ist. Seit Anfang 2020 betreibt sie den journalistischen Blog *Spotlight*, in dem sie ihre Leidenschaften fürs Schreiben, Journalismus und Psychologie vereint. Hier leitet sie die achtköpfige Redaktion und verfasst neben den Hauptartikeln auf der Website auch die Posts auf Instagram.

***

Alessandra Reß wurde 1989 im Westerwald geboren, wo sie auch aufgewachsen ist. 2013 erschien ihr Debütroman, seither folgten weitere Romane, Novellen und Kurzgeschichten. Daneben arbeitet sie in der Software-Betreuung an einer Hochschule und betreibt den Blog *FragmentAnsichten*. Ihre Werke waren u. a. für den SERAPH und den Deutschen Phantastik Preis nominiert.

***

Lena Richter ist Autorin, Lektorin und Übersetzerin mit Schwerpunkt Phantastik und Pen-and-Paper-Rollenspiele. Sie ist eine der Herausgeberinnen des Phantastik-Zines *Queer*Welten* und spricht gemeinsam mit Judith Vogt einmal im Monat im Gender-swapped Podcast über Rollenspiel aus queerfeministischer Perspektive. Lena hat verschiedene Kurzgeschichten und Sachtexte veröffentlicht und an diversen Rollenspielbänden mitgearbeitet. Sie lebt in Hamburg.

***

Jol Rosenberg wurde 1976 in Berlin geboren und lebt immer noch dort. Sie ist Autorin und Psychotherapeutin und interessiert sich für reale und fiktive Menschen und deren Probleme, Hoffnungen und Freuden. Außerdem liebt sie es, Science-Fiction-Welten zu bauen. Jol hat mehrere Kurzgeschichten in Anthologien und Zeitschriften veröffentlicht, zuletzt in *Queer*Welten*. Sie ist Mitglied in der „Gesellschaft für Neue Literatur e.V." und im Nornennetz, sucht einen Verlag für ihr Romandebüt und arbeitet zurzeit an einem Science-Fiction-Roman mit dem Arbeitstitel „Etomi".

***

Alex Simona, Jahrgang 1986, lebt in Hamburg und Berlin. Die studierte Medienwissenschaftlerin und promovierte Völkerrechtlerin arbeitet als Redakteurin und interessiert sich besonders für die großen Fragen von morgen. Sie ist Autorin von Science-Fiction, Fantasy und Horror-Geschichten.

***

Dr. Karlheinz Steinmüller ist Diplom-Physiker und promovierter Philosoph und führt als Wissenschaftlicher Direktor der Beratungsfirma Z_punkt GmbH: The Foresight Company Zukunftsstudien im öffentlichen und privatwirtschaftlichen Auftrag durch. Daneben hält er u.a. an der Freien Universität Berlin Vorlesungen über Zukunftsforschung. Gemeinsam mit seiner Frau Angela Steinmüller publiziert er Science-Fiction und Sachbücher. Jüngst erschienen sind: *Marslandschaften. Phantastische Erzählungen* (2020) und eine erweiterte Neuausgabe von *Pulaster. Roman eines Planeten* (2021).

***

Melanie Vogltanz hat ihren Magister in Deutscher Philologie, Anglistik und LehrerInnenbildung an der Universität Wien gemacht. Sie wurde 1992 in Wien geboren und hat den berühmt-berüchtigten Wiener Galgenhumor praktisch mit der Muttermilch aufgesogen. Dem klassischen Happy End sagt sie im Großteil ihrer Geschichten den Kampf an, denn auch das Leben endet selten gut. 2007 veröffentlichte sie ihr Romandebüt; weitere Veröffentlichungen im Bereich der Dunklen Phantastik folgten. 2016 wurde sie mit dem „Encouragement Award" der European Science Fiction Society ausgezeichnet. Ihr Roman *Shape Me* wurde für den Deutschen Science-Fiction-Preis und den Kurd Laßwitz-Preis nominiert.

***

Das Autorenduo **Judith und Christian Vogt** lebt in Aachen und teilt die Leidenschaft für die drei großen F: Fantastik, Fechten, Feminismus. Während Judith sich aufs Schreiben von Fantasy und Science-Fiction spezialisiert hat, versucht Christian als Physiker, ungelösten Mysterien auf den Grund zu gehen und schreibt nebenberuflich. Neben Romanen und Kurzgeschichten schreiben sie Essays und Sachtexte und designen Pen&Paper-Rollenspiele. Judith podcastet außerdem beim Genderswapped Podcast und bringt das quartalsmäßig erscheinende Zine *Queer*Welten* heraus.

***

Annika Zinn wurde 2000 in Kassel geboren. Nachdem sie zwei Jahre Stadt- und Regionalplanung in ihrer Heimatstadt studierte, wird sie im Herbst ein Studium im Bereich Fachjournalistik Geschichte aufnehmen. Nebenbei schreibt sie Geschichten. Besonders angetan hat es ihr das Genre der Science-Fiction, dessen gesellschaftskritische Note sie nutzt, um den Menschen einen Spiegel vorzuhalten. Ihre erste Veröffentlichung erfolgte 2020 in der Anthologie *Ich in meiner Welt von morgen*. Seit drei Jahren arbeitet sie neben dem Studium an ihrem Debütroman, dem ersten Teil einer Science-Fiction-Trilogie.

Wie werden wir am Ende des 21. Jahrhunderts arbeiten? Haben uns die globalen Konzerne in der Hand oder schaffen wir neue Formen gemeinschaftlicher Tätigkeiten? Grundeinkommen, Fronarbeit, die Jagd auf Credits, Mikrojobs, Job-Tauschbörsen, Künstliche Intelligenz oder Klone – wie wird die Zukunft aussehen?

Große Veränderungen kommen auf unsere Gesellschaft zu und unsere Arbeit wird dabei im Zentrum der meisten dieser Wandlungen stehen, nicht zuletzt durch Digitalisierung und den Klimawandel. Im Rahmen des BMBF-Forschungsprojekts FutureWork nehmen uns Autor*innen daher in 15 Science-Fiction-Kurzgeschichten in Zukunftsszenarien mit, in denen wir hautnah erfahren dürfen, wie sich Arbeitswelten am Ende des 21. Jahrhunderts anfühlen könnten.

ISBN 978-3-7315-1109-0

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier